110

2896

# Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 h. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

Staatliche Bibliothek Regensburg
1230
Hist. pol. III, 450/2

M. J. Guggenheimer

395

# Geschichte Frankreichs

vom

Ursprung der Monarchie

bis

zur Hinrichtung Ludwigs XVI.

Nach den besten Quellen bearbeitet.

GEWERBS-VEREIN.

Zweiter Ba

Berlin,
bei Gottfried Karl Nauck.
1793.

G 72/1068
...liche Bibliothek
Regensburg

# Dreyzehente Vorlesung.

## Regierungs-Geschichte Heinrichs I.

Unstreitig war es für ein so geschwächtes Reich, wie das französische, ein ungemeines Glück, daß seine ersten Beherrscher vom Stamme Capets vorzüglich weise, und muthvolle Fürsten waren. Mit diesen Eigenschaften war Heinrich I. reichlich begabt, der bereits vier Jahre vor Roberts Tode Theil an der Regierung genommen hatte. Ohne die Hindernisse, die seine unruhige Mutter Constantia ihm in den Weg warf, würde er den Thron seines Vaters ungestöhrt eingenommen haben. Aber sie, die ihn haßte, und seinem jüngern Bruder Robert die Krone zuzuwenden wünschte, hatte Anhang genug, um über den verlassenen Heinrich bald das Uebergewicht zu erhalten. Der Graf von Flandern, Balduin, und der unternehmende

Eudo, Graf von Champagne, standen an der Spitze ihrer Parthey, weil sie bey den Verheissungen der rachsüchtigen Königinn für ihren Eigennutz Nahrung fanden. Eudo sezte sich sogleich in den Besitz von Sens, was ihm von Constantien versprochen war, und nahm noch Melün, und Soissons darzu weg. Dies verbreitete in der Nähe ein solches Schrecken, daß die festen Plätze umher, sobald er sich zeigte, ihm die Thore öfneten.

Heinrich sahe sich bald so sehr im Gedränge, daß er, nur von zwölf seiner getreusten begleitet, Paris verlassen, und seine Zuflucht zu Robert II. Herzogen der Normandie, nehmen muste. Dieser, der nach dem Beyspiel seiner Ahnherren, dem königlichen Hause sehr ergeben war, empfing ihn, zu Fescamp, als seinen Oberherrn, und versprach für ihn das äusserste zu thun. Ohne ihn würde Heinrich zweifelsohne ein Raub seiner mächtigen Feinde geworden seyn, oder seine Tage, fern vom Throne, im Elende haben beschliessen müssen. Allein die Herzoge der Normandie, die den französischen Grossen immer verhaßt waren, wusten sehr wohl, daß der Besitz ihres eigenen Herzogthums zweifelhaft seyn würde, sobald der König, von dessen Vorfahren sie ihr Gebiet in Frankreich empfan-

gen hatten, zu Grunde gienge. Daher schickte Robert seinen Feldherrn Malger sogleich mit einem Heere aus, welches die Ländereyen der Empörer verwüsten, und alle die ohne Gnade niedermachen muste, die nicht Heinrichen für ihren Oberherrn erkennen wollten. Die Strenge, mit der Robert des Königs Feinde behandeln ließ, erwarb ihm von den Franzosen den Beynamen des Teufels.

Die eignen Unterthanen Heinrichs, durch diesen glücklichen Erfolg aufgemuntert, sammleten sich nun häufig zur Fahne ihres Königs, der, voll muthiger Entschlossenheit, sich an ihre Spitze stellte, und den Grafen von Champagne dreymahl besiegte. Er nahm die aufrührerischen Plätze ein, und brachte seine treulosen Unterthanen bald zur Erkenntniß, wie pflichtwidrig sie gegen ihn, der es so sehr verdiene, ihr Oberhaupt zu seyn, gehandelt hätten.

Der Graf von Anjou schlug sich ins Mittel, um der Verwüstung, und dem Elende des bürgerlichen Krieges Einhalt zu thun. Robert, des Königs Bruder, der immer gemäßigt in seinen Ansprüchen gewesen war, begnügte sich mit dem Herzogthume Burgund; nur Constantia blieb unbeugsam. Endlich mu-

sie sie zwar nachgeben, da sie sich von ihrem ganzen Anhange verlassen sah; sie starb auch binnen Jahresfrist, im J. 1032 vor Verdruß, und getäuschter Erwartung.

Jeder Franzose erkannte jezt Heinrichen für seinen Oberherrn, nur nicht der unruhige Eudo, von Champagne. Der Erzbischoff von Sens, Leotherich, starb in diesem Jahre, und Heinrich gab sein Bißthum einem seiner Höflinge, Gelduin; Eudo aber, dem die Stadt zur Hälfte gehörte, maßte sich das Recht, den Erzbischoff zu ernennen, an, und wählte darzu, vom Volke, und der Geistlichkeit unterstüzt, den Schazmeister Mainard. Der König empfand diesen Ungehorsam so hoch, daß er seine Länder grausam behandelte, seine festen Pläze wegnahm, und ihn dahin brachte, auf den Knien um Vergebung zu bitten.

Der Herzog von der Normandie empfing zum Lohne seines treuen Eyfers für die Sache Heinrichs, die Städte Gisors, Chaumont, Pontoise, und die ganze Landschaft Vexin. Dadurch kam sein Gebieth der Hauptstadt des Reichs, Paris, sehr nahe.

Rudolph III. König von dem jenseit des Jura gelegenen Burgund, mit dem Beynamen der Faule, starb

starb im J. 1032, und Eudo, der seiner Schwester Bertha Sohn war, machte, als der nächste Erbe, auf seinen Thron Anspruch. Allein der Kayser Conrad, der Rudolfs Oberlehnsherr, und durch seine Gemahlinn Gisela, Rudolfs Nichte, nicht weniger nahe mit ihm verwandt war, erhielt von dem sterbenden Könige die Reichskleinodien seiner Länder, und ward auch in seinem lezten Willen ausdrücklich zu seinem Nachfolger ernannt.

Zum Unglück war Conrad gerade, als dieser Todesfall erfolgte, mit den Slaven in einen schweren Krieg verwickelt, und konnte also sein neues Reich nicht sogleich in Besitz nehmen. Eudo, der sich in Burgund einen starken Anhang verschafft hatte, nüzte diesen Umstand, und nahm einen grossen Theil des Reichs zu sich, doch wagte er es noch nicht, sich als König huldigen zu lassen. Allein der Kayser drang schon im Anfange des folgenden Jahres in Burgund ein, und ward, von den Ständen des Reichs, als König erkannt, Eudo aber verlohr alle seine eroberten Plätze. Vergebens erbot sich dieser jezt dem Kayser das Reich zu überlassen, wenn er ihn zu seinem Statthalter darinn bestellen wollte, Conrad fand nicht für gut, sein neuerworbenes Land einem so unruhigen

Vasallen zu unterwerfen, der seine vermeinten Ansprüche darauf nie vergessen würde. Eudo fiel hierauf im Jahr 1037 in Lothringen ein, und eroberte Bar; allein Gozelo, der Herzog von Lothringen, widersezte sich ihm herzhaft, überwand ihn in einem Treffen ohneweit Bar, und tödtete ihn in der Schlacht. Conrad gab Burgund im folgenden Jahre seinem Sohne Heinrich, und so ward dies Reich mit dem deutschen Reiche vereinigt.

Eudo, der lange Jahre eine Geissel der französischen Könige gewesen war, hinterließ seine großen Länder zween Söhnen, die seiner würdig waren, Theobald, und Stephan. Jener ward Graf von Chartres, und Thours; dieser von Meaux, und Troyes genannt. Sie liessen zwar ihre Ansprüche auf Burgund fahren, weigerten sich aber dagegen, Heinrich I. als ihrem Oberherrn, zu huldigen, weil er in dem Kriege wider Conrad ihrem Vater nicht beygestanden hatte.

Dies war indeß nur der Vorwand ihrer Widerspenstigkeit; ihr wahrer Grund lag in dem Anschlage, den sie gefaßt hatten, Heinrichen I. vom Throne zu stossen, und dessen jüngsten Bruder, Eudo, einen schwachen Herrn, darauf zu setzen, unter dem sie selbst

selbst zu herrschen hoffen konnten. Dieser war mißvergnügt, daß er weder Gewalt, noch Ländereyen besaß, und verband sich daher gern mit diesen unruhigen Köpfen, die im Jahr 1037 mit ihm das Reich zu verheeren anfiengen.

Allein dies Unternehmen schlug sehr zum Nachtheil der Empörer aus. Heinrich kam ihnen schnell auf den Hals, schlug sie, und nahm seinen Bruder in seiner Burg gefangen, der nun auf mehrere Jahre zu Orleans als Gefangener verwahrt wurde. Stephan, und sein Bruder wurden eines großen Theils ihrer Ländereyen beraubt, der erste muste ausser Landes flüchten, Theobald aber ward gefangen, und konnte nur dadurch seine Freyheit wieder erhalten, daß er auf die Stadt Tours, und deren Gebiet Verzicht leistete.

In der Normandie ereignete sich ums Jahr 1040 eine Veränderung, die Heinrich I. in die Versuchung brachte, seiner Verbindlichkeiten, die er dem Geschlecht des Rollo schuldig war, zu vergessen. Herzog Robert II. ließ sich mitten in dem Genusse des Ruhms, und Glücks, einer langen wohlgeführten Regierung, von dem Aberglauben seines Zeitalters hinreissen, zur

Büssung seiner Sünden, eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande vorzunehmen. Eh' er abreiste brachte er die normännischen Stände dahin, daß sie, weil er keine eheliche Kinder hatte, seinen natürlichen Sohn, Wilhelm, für seinen Nachfolger annehmen wollten. König Heinrich I. versprach ihn bey dieser Erbfolge zu schützen, und alle Großen schwuren ihm den Eyd der Treue.

Robert starb im J. 1045 auf seiner Rückreise, in Bithynien; Wilhelm aber war erst neun Jahr alt, und es erfolgte nun ein Zustand der Unruhe, und Verwüstung, der die Normandie auf geraume Zeit zu einem Schauplaz bürgerlicher Kriege machte. Die übermüthigen Grossen, die jezt keinen Oberherrn zu fürchten hatten, handelten eigenmächtig, und feindselig gegen einander; Roger, Graf von Toni, der von einem Vetter Rollo's abstammte, war der mächtigste unter ihnen, und glaubte des Herzogthums würdiger zu seyn, als Wilhelm, der mit einer Kürschners Tochter erzeugt war. Allein ein andrer Roger, von Beaumont, überwand, und tödtete ihn.

Bey dieser allgemeinen Verwirrung, wusten die Räthe des jungen Herzogs sich nicht anders zu helfen,

als

als daß sie den Herzog von Bretagne, Alain, um Hülfe baten. Dieser leistete solche auch willig, fiel aber bald in Verdacht, als ob er die Normandie an sich zu reissen suchte, und starb darauf, wie man vermuthete, an langsamen Gifte. Heinrich I. aber, der, seinem Versprechen gemäß, den jungen Herzog hätte schützen sollen, unterlag der Versuchung, die ihm diese innern Unruhen an die Hand gaben, die Macht seines Vasallen einzuschränken. Er begehrte, der Herzog Wilhelm sollte eine Burg, Tillieres, schleifen lassen, die sein Großvater Richard II. angelegt hatte, und gebrauchte den Vorwand hierzu: daß die Normänner von da aus Streifereyen in sein Gebiet vorgenommen hätten.

Weil es der König auf eine Belagerung des Orts anlegte, muste Wilhelm nachgeben, und die Festung schleifen lassen; Heinrich I. aber nahm sie nebst noch einigen andern Oertern weg, und stellte die Burg wieder her. Weil er indeß bey dem Unternehmen, die Normandie sich ganz zuzueignen, zu große Schwierigkeiten sahe, gab er endlich den Räthen des jungen Herzogs Gehör, und unterstüzte ihn gegen einen gewissen Guido, der sich Herzog von Burgund nannte, und sich unter den unruhigen Großen einen starken An-

Anhang gemacht hatte. Heinrich stieß mit einem Heere zu Wilhelm, und es kam im Thal des Dûnes, zu einem Gefecht, worinn die Aufrührer zwar geschlagen wurden, Heinrich aber in Lebensgefahr kam. Denn Haymo, ein berühmter Krieger, brachte ihm einen so heftigen Streich bey, daß er vom Pferde stürzte, und unvermeidlich umgekommen wäre, wenn nicht die von des Königs Gefolge sich um ihn herum gemacht, und Haymo mit vielen Stichen getödtet hätten.

Der junge Herzog Wilhelm zeigte so viel persönlichen Muth, und Klugheit, daß er bald Heinrichs I. Eyfersucht reizte, so daß dieser einen neuen Bewerber um die Normandie unterstüzte. Dies war der Graf von Talou, Wilhelm, ein Sohn Richard II. aus dessen zweyter Ehe, der auch seine Ansprüche auf Herzog Wilhelms unächte Geburt gründete. Dieser ließ ihn zur Huldigung auffordern, und da jener solche zu leisten sich weigerte, belagerte er ihn in einem festen Schlosse, Arxues, und hofte ihn durch Hunger zu bezwingen. Auf einmahl erschienen Hülfsvölker von Heinrich I. die durch die Schanzen der Belagerer brachen, und dem Schlosse neue Lebensmittel zuführten. Allein es muste sich zulezt doch ergeben, und der Graf von Talou ward gezwungen, die Normandie zu räumen.

Die Folge hiervon war ein fortdauernder Haß zwischen dem Könige, und dem Herzoge, die beyde sich wechselseitig des Undanks beschuldigten. Es kam zwar jezt ein Vergleich zwischen ihnen zu Stande, als aber im J. 1054 einige normännische Große sich aufs neue wider die strenge Regierung Wilhelms empörten, und Heinrichs Hofnung, etwas bey diesem Streite zu gewinnen, dadurch gereizt ward, schickte dieser seinen Bruder Eudo mit einem Heer in die Normandie, indeßer von einer andern Seite sie angriff. Allein Wilhelm theilte sein Heer auch, schlug Eudo bey Mortimer, und zwang Heinrichen, sich ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurück zu ziehen.

Heinrich, mehr von körperlicher Schwäche, als von Jahren gedrückt, berief im J. 1059 eine Versammlung der Stände nach Rheims, und ließ seinen ältesten Sohn Philipp feyerlich zum Könige krönen, um ihm die Thronfolge zu versichern. Er starb auch noch in eben diesem Jahre, nachdem er ins dreyßigste Jahr regiert, und 55 gelebt hatte. Seine zweyte Gemahlinn, Anna, war die Tochter des rußischen Grosfürsten Jaroslaw, und sie heyrathete, nach Heinrichs I. Tode, einen Grafen von Crespy, welches in diesen Zeiten, wo sich die Großen des Reichs den Köni-

gen an Macht gleich hielten, nichts ungewöhnliches war.

Heinrich I. war kein Gönner des Papstthums, und sah es höchst ungern, daß der Papst Leo IX. auf einer Kirchen-Versammlung zu Rheims im Jahr 1049 den Vorsitz behauptete, und nach eigenem Willkühr Prälaten absezte, oder einsezte. Auch widersezte er sich herzhaft einem zweyten Besuche dieser Art, den Nicolaus II. in Frankreich ablegen wollte, und vereitelte auch dies Vorhaben würklich. Er besaß, bey vieler Kaltblütigkeit, persönlichen Muth, wie er denn einst Kayser Heinrichen III. von dem er verächtlich begegnet worden zu seyn meinte, eine Ausforderung zugeschickt haben soll, die hernach eine dauerhafte Freundschaft zwischen beyden Fürsten erzeugte.

## Vierzehente Vorlesung.

### Regierungs-Geschichte Philipp I.

Als Philipp I. zum französischen Thron gelangte, war er kaum acht Jahr alt, und da seine Mutter Anna, durch

durch ihre zweyte Verbindung, mit dem Grafen von Crespy, sich den Unwillen der Bischöffe so sehr zuzog, daß diese sie, und ihren Gemahl mit dem Banne belegten, so konnte sie die Regierung, währender Minderjährigkeit, nicht führen. Der Bruder des Königs, Herzog Robert von Burgund, war zu ehrgeizig, und mächtig, als daß nicht zu besorgen gewesen wäre, er möchte sich selbst des Throns zu bemächtigen suchen, wenn er Regent würde. Heinrich ernannte daher, noch vor seinem Tode, selbst seinen Schwager Balduin, Grafen von Flandern, zum Vormund, und Verweser des Reichs. Dieser Fürst besaß auch alle die Einsicht, und Edelmüthigkeit, die ein so wichtiger Posten erforderte, und so schlüpfrig derselbe auch mitten unter ehrsüchtigen, nach Unabhängigkeit strebenden Großen, und einer abergläubigen, aber nicht minder rangsüchtigen Geistlichkeit war, so wuste Balduin; doch beyde nicht allein in Furcht zu erhalten, sondern auch ihre Achtung, und Liebe zu gewinnen.

Die Gascogner erregten im Jahr 1062 einen Aufstand, indem sie sich weigerten, Philipp I. als ihren Oberherrn zu erkennen. Anfänglich schien Balduin auf ihren Ungehorsam gar nicht zu achten, nach einiger Zeit aber kam er ihnen, unter dem Vorwande,

daß

daß er den spanischen Christen wider die Sarazenen zu Hülfe eilte, schnell über den Hals, nahm ihre Anführer gefangen, und brachte die ganze Provinz zu ihrer Pflicht zurück.

Um diese Zeit war Gottfried Martel, Graf von Anjou, gestorben, einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit, der dem Herzog von der Normandie viel Unruh erregt hatte. Seine Staaten fielen an zwey Söhne seiner Schwester, Gottfried, und Fulco, da er selbst keine Kinder hatte. Unter diesen entstand aber, der Theilung halber, ein Streit, worinn Fulco, durch Bestechung, und Ränke, glücklicher war, als der ältere Bruder, auch nach einem achtjährigen Kriege ihn endlich in seine Gewalt bekam, und ihn in ein enges Gefängniß sperrte. Zwar muste er ihm, auf Befehl des Pabsts, Alexander II. seine Freyheit endlich wiedergeben; allein der unglückliche Gottfried war durch Gift so geschwächt, daß er bald darauf, nach erneuertem Kriege, in einer zweyten Gefangenschaft, starb. Balduin betrug sich bey diesen Händeln so vorsichtig, daß die Ruhe der Staaten seines Mündels dadurch nicht gestört ward, und Fulco endlich den Schuz des Königs suchen muste. Er trat dafür die Grafschaft Gatinois an Frankreich ab.

Im

Im Jahr 1066 ereignete sich die berühmte Revolution in England, die durch den Herzog Wilhelm von der Normandie, der Balduins Schwiegersohn war, bewürkt wurde. Eduard, der Bekenner, war das Jahr zuvor, ohne Kinder, gestorben, und Wilhelm, der sich sehr bey ihm eingeschmeichelt hatte, behauptete, Eduard habe ihn zu seinem Nachfolger ernannt. Allein Harold, ein Sohn des berühmten Grafen Godwin, der schon viel ansähnliche Ländereyen in England besaß, ließ sich, nach Eduards Tode, zum König von England ausrufen, und dies geschah mit so allgemeiner Zustimmung der Nation, als ob er das unstreitigste Recht dazu gehabt hätte. Wilhelm hatte zwar schon vorher Harolden einen Eyd abgezwungen, welchem zufolge er seinen Ansprüchen entsagte; allein, als dieser ihm jezt hierüber Vorwürfe machte, fand er Ausflüchte genug, den Bruch seines Eydes zu rechtfertigen. Wilhelm wagte daher eine Landung in England, mit einer Flotte von etwa 3000 Fahrzeugen; und einem Heer von 50 bis 60000 Mann. Er verließ sich bey diesem kühnen Unternehmen, auf den Muth seiner Normänner, die jezt auf der höchsten Stuffe des kriegerischen Ruhms standen. Diesen zeigte er die Küsten von England, als den herrlichsten Preiß ihrer Tapferkeit, und sagte zu ihnen: dies sey das Land, wo sie

sich einen unsterblichen Namen, und einen bequemen Wohnplatz erringen könnten.

Balduin war Wilhelmen sowohl mit Volk, als mit Gelde bey seinen Zurüstungen behülflich, vielleicht weil er wünschte, daß dieser ehrgeizige und tapfere Fürst sich einen andern Schauplatz für seine Heldenthaten, als Frankreich, wählen möchte; allein er sahe damals schwerlich voraus, daß diese Unternehmung einen für Frankreich so gefährlichen Ausgang nehmen würde, als sie in der Folge würklich nahm. Wilhelm landete, nach einem harten Sturm, in England, und es kam bey Hastings zu einer entscheidenden Schlacht zwischen ihm, und Harold, die sich zu Wilhelms Glück endigte, und ihm, nebst dem Throne Englands, den ruhmvollen Nahmen des Eroberers erwarb; Harold und seine beyden tapfern Brüder, blieben auf dem Schlachtfelde, und die Folgen dieses Sieges waren so groß, daß der Sieger noch in diesem Jahr sich das ganze Königreich unterwarf. Schon im Anfange des folgenden Jahrs sahe er sich fest genug auf seinem neuerhaltenen Throne, um nach Frankreich zurückkehren zu können, nachdem er die Regierung von England seinem Bruder Odo und dem Grafen Fitzosborne übergeben hatte; doch nahm er die vornehmsten englischen

Herren

Herren mit sich, um die Treue seiner neuen Unterthanen zu verbürgen.

Indes Wilhelm noch beschäftigt war, sich in seiner neuen Herrschaft fest zu setzen, starb der Regent von Frankreich, Balduin, und sein Tod war ein desto grösserer Verlust für das Reich, da Philipp I. damals erst 15 Jahr alt war. Er hatte, nach einem damahligen Grundsatze, seine Grafschaft nicht zu theilen, Balduin VI. zu seinem Nachfolger bestimmt, und seinen jüngern Sohn Robert mit einer Flotte ausgeschickt, irgendwo eine Eroberung zu machen. Nach verschiedenen glücklichen Abendtheuern hatte Robert die Gräfin von Frießland, deren Gemahl einige Jahr vorher war getödtet worden, so weit gebracht, daß sie ihm mit ihrer Hand zugleich ihre Staaten, die jezt Holland und Seeland heissen, überlassen mußte. Als Balduin V. gestorben war, fiel es seinem Nachfolger ein, dem jüngeren Bruder Robert dies Land, das dieser durch seinen Muth erworben hatte, wieder entreißen, und mit Flandern vereinigen zu wollen. Weil Robert ihn durch nichts von seinem tollkühnen Vorsatz abbringen konnte, kam es zum Treffen, worinn Balduin blieb, sein Bruder aber, als Sieger sich in den Besitz von Flandern zu setzen eilte. Die Wittwe des getödteten Baldnins

nahm mit ihren beyden Söhnen Arnulph und Balduin, die noch Kinder waren, ihre Zuflucht zu Philippen, der sie auch um so viel williger aufnahm, da ihm Balduin, ehe er zu Felde ging, diese Kinder, im Falle er umkäme, empfohlen hatte. Er brachte ein zahlreiches Heer zusammen, womit er nach Flandern einrückte, um Roberten zu verjagen; allein dieser erfahrne Krieger, that als ob er den König fürchtete, vermied ein Gefecht, und suchte sich nur, so gut er konnte, zu verschanzen. Dies reizte den jungen ehrsüchtigen Monarchen zu einem Treffen, worin er den größten Theil seines Heeres einbüßte, und der junge Graf Arnulph getödtet ward.

Philipp verlohr durch diese Niederlage den Eifer, die Wittwe Balduins und ihren noch übrigen Sohn ferner zu unterstützen; sie nahm also ihre Zuflucht zu Kayser Heinrich IV., der auch sogleich ein Heer ihr zu Hülfe gab, womit sie in Frießland ziemlich glücklich war. Allein Robert hatte sich indeß mit Philipp in ein Bündniß eingelassen, und diesem die Tochter seiner Gemahlinn von ihrem ersten Mann, Bertha, vermählt. Balduin mußte daher Roberten den Besitz von Flandern überlaßen, und sich mit der Grafschaft Hennegau begnügen, die seiner Mutter Erbgut war, wobey

er

er aber dem Bischoff von Lüttich, als Lehnsherrn, sich unterwerfen mußte.

Diese Beyspiele der Habsucht und Ungerechtigkeit, welche Philipp I. gab, machten, daß die Hochachtung seiner Unterthanen für ihn merklich abnahm. Er zeigte sich überdieß sehr gleichgültig bey dem übermüthigen Betragen des Papstes Gregor VII. in Betracht der französischen Geistlichkeit. Dieser Papst unterwarf sich die Geistlichen in Frankreich so sehr, daß er sich sogar erdreistete, die Bischöffe, so wie den Herzog von Aquitanien, und die Großen in Frankreich, zu ermahnen, sie sollten ihre Waffen diesem reißenden Wolfe, wie er Philipp I. nannte, entgegen stellen. Den Bischöffen befahl er, ihren König in den Bann zu thun, auch sein ganzes Reich damit zu belegen, und versprach ihnen dabey päpstliche Hülfe. Sein Unwille wider Philipp I. war dadurch erregt worden, daß einigen Italiänischen Kaufleuten in Frankreich ihre Güter, auf Befehl des Königs, weggenommen waren, an deren Gewerbe der Papst vermuthlich Antheil hatte. Allein da Gregor selbst mit dem Kayser im Streit verwikelt war, so hatten seine Drohungen keinen Nachdruck, und die Großen in Frankreich achteten auch nicht sehr darauf. Ihr vornehmstes Augenmerk

war damals, die Macht Wilhelms, des jetzigen Königs von England, nicht gar zu groß werden zu laßen, denn dieser war im Jahr 1073, nachdem er die Empörungen in England völlig gedämpft hatte, in Bretagne eingefallen, um den Grafen Hoel von Bretagne zu zwingen, ihn für seinen Oberherrn zu erkennen.

Dieser Graf hatte sich den Zorn Wilhelms des Eroberers dadurch zugezogen, daß er die Einwohner von Maine unterstützte, die sich weigerten Wilhelmen, als ihren Beherrscher, zu erkennen. Diese Provinz war ihm durch ein Testament des lezten Grafen Herbert zugefallen; allein der Graf von Anjou, Fulko, der einige Ansprüche darauf hatte, verjagte mit Hülfe der Einwohner, welchen die normännische Regierung nicht gefiel, die Befehlshaber, welche Wilhelm in Maine gesezt hatte. Philipp verband sich mit seinen Großen, die jezt ihren Widerwillen gegen ihn vergaßen, und zwang Wilhelm, die Belagerung von Dole aufzuheben, durch die er den Grafen Hoel zu demüthigen gedacht hatte. Er schlug die Normänner, und Wilhelm mußte sich zu einem Frieden verstehen, der für ihn weder rühmlich, noch vortheilhaft, aber darum auch nicht von langer Dauer war.

Gleichwohl diente dieser Sieg gar sehr zur Vergrösserung des Stolzes Philipp I. der überall nur darauf dachte, seine Staaten zu erweitern, ohne in Betracht der Mittel, wie solches geschähe, sehr gewissenhaft zu seyn. Um seine ehrsüchtigen Absichten auszuführen, drückte er seine Unterthanen durch starke Abgaben, und schwächte hierdurch seine Macht, indem er sie zu verstärken meinte. Seinen Sinn hatte er einmal darauf gesetzt, die Normandie wieder an die Krone Frankreich zu bringen, ohne auf vorhin geschloßne Verträge zu achten, die solches nicht gestatteten. Zu dem Ende wuste er Roberten, den ältesten Sohn Wilhelms, des Eroberers, auf seine Seite zu bringen.

Wilhelm, dessen Gegenwart in England oft nothwendig war, hatte diesem tapfern, aber stolzen, und unbehutsamen Prinzen von den normännischen Baronen huldigen lassen. Ohne die Staatsklugheit seines Vaters zu besitzen, war er so ehrgeizig, wie er, und konnte keinen Widerspruch ertragen, sondern strebte offenbahr nach der Unabhängigkeit, die ihm sein Vater verweigerte. Er verlangte die Grafschaft Maine, noch bey dessen Lebzeiten, unumschränkt zu besitzen, und ward daher sehr aufgebracht, als ihm der Vater, nach sei-

seiner Rückkunft aus England, solches mit den Worten verweigerte: Ich werde meine Kleider nicht eher ausziehen, als bis ich mich zu Bette lege. Er äusserte sein Mißvergnügen hierüber unverhohlen; und da hierzu noch Eyfersucht gegen seine Brüder kam, von denen er glaubte, daß sie bey dem Vater mehr in Gunst wären, als er, so griff er im J. 1077 zu den Waffen, und wollte sich des Schlosses von Rouen bemächtigen. Weil aber durch die Wachsamkeit des dortigen Befehlshabers ihm dieser Anschlag nicht gelang, floh er zu Hugo von Neufchatel, einem mächtigen Normann, der ihn, wider seinen Vater, in Schutz nahm, und fast alle junge Baronen der Normandie auf seine Seite zu treten bewegte.

Durch diese Empörung Roberts ward die Ruhe in Wilhelms Familie, und Staaten auf einige Jahre sehr unterbrochen; ja der Vater sah sich gezwungen, seine Zuflucht nach England zu nehmen, wo er mit mehrerer Unumschränktheit befehlen konnte, als in der Normandie. Er hohlte von da ein Heer, das, unter seinen alten getreuen Feldherrn, den aufrührischen Robert, mit seinem Anhange, bald aus allen seinen Schlupfwinkeln trieb, und ihn zwang, seine Sicherheit in dem Städtchen Gerberois, im Beauvoisin zu

suchen,

suchen, welches Philipp I. ihm geschenkt hatte, um von da aus die Normandie beunruhigen zu können. Wilhelm belagerte hier seinen Sohn, und dieser stieß einst, bey einem Ausfalle, auf den König, den er unter seinem Helm nicht erkannte. Weil beyde persönlichen Muth besaßen, so fochten sie mit vieler Hitze gegen einander, bis der Sohn zulezt den Vater aus dem Sattel hob, und verwundete. Da dieser um Hülfe rief, erkannte ihn sein Sohn an der Stimme, und warf sich, von Reue, und Erschrecken gerührt, sogleich seinem Vater zu Füssen. Allein Wilhelm war zu sehr erbittert, als daß er die demüthige Unterwerfung Roberts, in diesen Augenblicken, durch Verzeihung hätte erwiedern können; er fluchte ihm, und ritt auf Roberts Pferde, worauf der Prinz ihn gehoben hatte, in sein Lager zurück. Bald nachher aber hob er die Belagerung auf, und, durch Mathildens Vermittelung, deren Liebling dieser Sohn war, kam eine Aussöhnung zwischen beyden zu Stande.

Allein ihr gutes Vernehmen war nicht von langer Dauer; Robert blieb immer unruhig, und es gelang Philippen nur allzusehr, ihn immer aufs neue gegen seinen Vater zu erbittern. Es kam also im J. 1087 zu einem abermahligen Kriege zwischen Wilhelm, und

Philipp, der Robroten unterstützte; ja, eine Spötterey, die sich Philipp gegen den König von England erlaubte, diente darzu, jenen noch mehr aufzubringen. Wilhelm war übermäßig fett geworden, und brauchte verschiedne Mittel, dieser Beschwerde abzuhelfen, die ihm eine Krankheit zuzogen, bey welcher er ziemlich lange das Bette hüten muste. Hierüber scherzte Philipp, und sagte zu seinen Höflingen: dieser dicke Mensch liegt lange in den Wochen, und kann seinen dicken Bauch doch nicht loß werden. Wilhelm, dem dies zu Ohren kam, ließ ihm hierauf sagen: er werde bald seinen Kirchgang zu Paris halten, und, statt der Wachskerzen, zehntausend Lanzen opfern.

Sobald er wieder das Bette verlassen konnte, fiel er auch in das Gebiet Vexin ein, und belagerte Mantes, einen festen Platz, der es mit Roberten hielt, eroberte ihn, und brannte ihn gänzlich nieder. Bey diesem Brande erhizte er sich so sehr, daß er sich aufs neue ein Fieber zugog, und da er, bald hernach, mit seinem Pferde über einen Graben setzen wollte, bekam er vom Sattelknopfe einen so heftigen Stoß an den Magen, daß er daran sterben muste. Er hinterließ drey Söhne, und sein lezter Wille, worinn er

seine

seine Länder unter sie theilte, war ohne Zweifel gerecht. Denn er gab die Normandie, sein väterliches Erbe, dem ältesten Sohne Robert, und konnte daher, nach aller Billigkeit, sein erobertes Königreich, England, dem zweyten Sohne, Wilhelm, vermachen. Der jüngste Heinrich, erbte die Schätze seines Vaters, und die Ländereyen seiner Mutter Mathilde.

Allein Wilhelms Söhne dachten, schon bey ihres Vaters Leben, feindselig gegen einander; kein Wunder denn, daß ihr Haß jezt in offenbare Feindschaft ausbrach. Robert machte auf England Anspruch, und Wilhelm wünschte nicht minder, die Besitzungen seines Vaters auf dem festen Lande, mit seinem Königreiche, zu vereinigen. Wilhelm fiel in die Normandie ein, und bekam, durch Bestechung zweyer Baronen, die festen Plätze St. Valori, und Albemarle in seine Hände. Robert warf seinen jüngsten Bruder Heinrich ins Gefängniß, weil er ihn im Verdachte eines Verständnisses mit Wilhelmen hielt; doch sezte er ihn bald wieder in Freyheit, und bediente sich seiner, die Empörungen seiner Unterthanen zu dämpfen, die, durch seine schwache Regierung gereizt, sich von ihm unabhängig zu machen suchten.

Die drey Brüder wandten sich, einer nach dem andern, an König Philipp I. allein dieser verfuhr mit ihnen nach seiner staatsklugen Verstellung. Anfangs zwar schien er Roberts, seines Vasallen, Parthey, wider Wilhelmen von England zu ergreiffen, bald aber ließ er sich durch große Geschenke bewegen, für Roberten nichts mehr zu thun, wodurch dieser gezwungen ward, einen Frieden einzugehen, vermöge dessen Wilhelm die eroberten Plätze in der Normandie behielt, Heinrich aber in den Besitz des Landes Cotantin, welches fast den dritten Theil der Normandie ausmachte, aufs neue gesezt ward. Robert hatte ihm dies Land für Geldvorschüsse, so er ihm gethan, abgetreten, hernach aber, auf einen blossen Verdacht, wieder genommen. Zugleich ward unter Roberten, und Wilhelmen festgesezt, daß auf den Fall des Absterbens eines oder des andern, ohne Erben, der überlebende alle Länder seines Bruders erben sollte.

Mit diesem Vergleiche, der so wenig zu seinem Vortheil in sich faßte, war Heinrich unzufrieden, und begab sich nach Mont St. Michel, von da aus die Normandie durch Streifereyen zu beunruhigen. Robert, und Wilhelm belagerten ihn in diesem festen Platze, und er war durch Mangel an Wasser, schon

aufs äusserste gebracht, als der älteste, aus Mitleiden, ihm erlaubte, sich mit Wasser zu versorgen; ja sogar ihm einige Flaschen Wein für seine Tafel schickte. Wilhelm fand diese Grosmuth sehr unzeitig, Robert aber gab ihm die edle Antwort auf seine Vorwürfe: Wie? soll ich meinen Bruder für Durst sterben lassen? wo werden wir einen andern hernehmen, wenn dieser todt ist? Heinrich muste sich indeß doch bald ergeben, und da er seine Ländereyen verlohr, irrete er eine Zeitlang, nur von wenigen begleitet, in großer Armuth herum.

Wir kehren zu der eigentlichen Geschichte Philipps I. wieder zurück. Dieser wollüstige, und wankelmüthige Monarch, der sich um das Wohl seiner Länder wenig bekümmerte, war im J. 1092 seiner Gemahlinn Bertha, von Friesland, überdrüssig, und da sie weder jung, noch schön war, suchte er einen Vorwand, sie zu verstossen. Diesen zu finden war in einem Zeitalter nicht schwer, wo der geringste Grad von Verwandschaft hinreichte, eine Ehe zu trennen. Es fanden sich bald einige gewinnsüchtige Bischöffe, die diese zwanzigjährige Verbindung, in welcher Philipp I. ausser einer Prinzeßinn, Constantia, seinen hofnungsvollen Prinzen Ludwig erzeugt hatte, für ungültig er-

klär-

klärten. Sie ward nach Montreuil gebracht, wo sie im Jahr 1094 für Gram, und Verdruß starb.

Philipp I. ließ, sobald er seiner Gemahlinn sich entledigt sah, um die Tochter des Grafen Roger, Emma, anwerben. Dies war ein sehr reicher Herr, und sein Bruder, der berühmte Robert Guischard, beherrschte Sicilien als Herzog. Emma verließ, dieser Aufforderung zufolge, die Provence, und kam mit einem unermeßlichen Reichthume an Gold, und edlen Steinen in Frankreich an. Allein der wankelmüthige Philipp hatte sich indeß schon durch einen andern Gegenstand verblenden lassen, und die Verbindung mit Emma gieng zurück. Es war Bertrade von Montfort, die einen Anschlag auf Philipps Herz gemacht hatte, der ihr bey diesem wollüstigen Monarchen nur zu wohl gelang. Sie, die für die gröste Schönheit in Frankreich galt, war vor kurzem mit Fulko, dem Grafen von Anjou, einem schwächlichen, eigensinnigen, gichtbrüchigen Alten, ganz wider ihre Neigung, vermählt worden. Kaum erfuhr sie indeß, daß Philipp sich von seiner Gemahlinn, Bertha, getrennt hatte, so ließ sie ihm den Vorschlag thun, daß er sie entführen, und sich mit ihr verbinden möchte. Der König kam heimlich nach Tours, sah sie, und ward von ihren

Rei-

Reizungen so sehr eingenommen, daß er sie nach Orleans entführte. Der Bischoff von Senlis, und der Erzbischoff von Rouen, trennten, widerrechtlicher weise, ihre Verbindung mit Fulko, und Eudo, der Bischoff von Bayeux, traute Philipp I. mit Bertraden, nachdem alle andere französische Prälaten sich, solches zu thun, geweigert hatten. Keiner war mehr dieser ärgerlichen Verbindung zuwider, als Ivo, der Bischoff von Chartres, den der König alle Mühe angewandt hatte, zu gewinnen. Er that nicht allein selbst Philippen die freymüthigste Vorstellung dagegen, sondern ermahnte auch alle übrige Prälaten, dieser Feyerlichkeit nicht beyzuwohnen. Philipp kündigte ihm, nach geschlossener Verbindung, deßhalb den Krieg an, und dachte sich durch eine List seiner Person zu versichern; der Prälat aber entgieng seinen Händen, auf die beste Art, und überließ es dem päpstlichen Stuhle zu Rom, diese ärgerliche Handlung zu ahnden.

Urban II. sas damahls auf solchem; ein Mann von viel zu ernsthafter Gesinnung, als daß er eine so schändliche That ungestraft hätte können hingehen lassen. Vergebens hatte Philipp, im J. 1094 eine Kirchen-Versammlung nach Rheims berufen, die nur aus

Staatliche Bibliothek
Regensburg

aus solchen Geistlichen bestand, welche der König, durch Bestechung, gewonnen hatte, nach seinem Sinne zu sprechen. Ivo, der sich vor dieser Versammlung sollte verurtheilen lassen, kam nicht, und stüzte sich auf sein Recht, nicht ausserhalb seiner Provinz verhört, oder gerichtet werden zu können. Der Papst aber, der schon vorhin sein Mißfallen an dieser ärgerlichen Verbindung erklärt hatte, ließ in eben diesem Jahre, durch seinen Legaten, den Erzbischoff Hugo von Lyon, eine Versammlung zu Autün halten, auf welcher Philipp I. vorläufig in den kleinern Bann gethan, mit dem grössern aber bedrohet wurde, wofern er Bertraden nicht von sich schafte.

Philipp suchte den Papst durch vorgebliche Unterwerfung, zu besänftigen, bezeugte grosse Reue, und versicherte, daß er mit Bertraden keinen sträflichen Umgang hätte; zugleich aber musten seine Gesandten dem Papste zu verstehen geben, wenn er den Bann nicht wieder aufhöbe, würde der König alle Achtung gegen ihn aus den Augen setzen.

Der Papst schob, auf die Bitte des Königs, die Verfügung der Strafe des grössern Kirchenbanns auf, obwohl der Bischoff von Chartres ihm berichtet hatte,

das

daß der König bey seinem Versprechen nicht aufrichtig zu Werke gehe. Allein da der Umgang des Königs mit Bertraden fortdauerte, so begab sich Urban II. selbst nach Frankreich, und hielt im J. 1095 zu Clermont eine feyerliche Kirchenversammlung, auf welcher Philipp I. in den grössern Bann gethan ward. Im folgenden Jahre täuschte er zwar den Papst abermals durch ein gleiches Versprechen, so daß dieser ihm auf einer Versammlung zu Nismes die Lossprechung ertheilte; weil er aber seinen sträflichen Umgang mit Bertraden bald wieder anfieng, ward er im Jahr 1100 zu Poitiers zum drittenmale mit dem Kirchenbanne belegt.

Der andächtige Schwindelgeist, der sich seit einiger Zeit, durch die Ermahnungen der Päpste, unter die abendländischen Christen verbreitet hatte, daß sie sich mit dem Creuze bezeichnen, und zur Eroberung des heiligen Grabes in Palästina anwerben liessen, ergriff, bey der Versammlung zu Clermont, auch die französischen Grossen. Philipps Bruder, Hugo, nebst Robert, dem Herzoge der Normandie, dem Grafen von Toulouse, und Chartres, nahmen mit noch vielen vom höchsten Adel das Creuz. Nur Philipp, und der Adel seines Reichs, von der mittlern Classe, wa-

ren nicht so hitzig, ihr Leben den Schwerdtern der Ungläubigen preiß zu geben, und liessen sichs gefallen, deswegen den Vorwurf der Feigherzigkeit von ihren Zeitgenossen zu erdulden. Sonderlich ward Philipp I. sowohl um dieser Ursach willen, als wegen seines niederträchtigen Betragens, unter dem Banne, seinen Unterthanen eben so verächtlich, als verhaßt. Er war nicht im Stande, den Ausschweifungen der geringsten seines Adels zu steuern, die sich der Abwesenheit der Grossen als einer willkommnen Gelegenheit bedienten, ungestraft rauben, und plündern zu können. Frankreich war also, während der ersten Kreuzzüge, ein Schauplaz öffentlicher Gewaltthätigkeiten, und Unordnungen. Man durfte nicht anders, als in starker Gesellschaft, reisen, und der König selbst wagte es nicht, von Paris nach Etampes zu gehn, ohne zahlreiche Bedeckung bey sich zu haben, aus Furcht, von seinen Edelleuten angefallen zu werden, die durch den Bann, mit dem er belegt war, noch verwegener gegen ihn wurden. Seine Hauptstadt ward gleichsam von diesen ausgelassenen Empörern bloquirt, und er sah in dieser Bedrängniß kein anderes Mittel, die Würde des Throns wieder herzustellen, als daß er seinen Sohn Ludwig, der damals im 20sten Jahre sich befand, aber durch Klugheit, und Muth sich

weit

weit über seine Jahre erhob, zum Mitregenten erklärte.

Diesem edelmüthigen, und tapfern Prinzen hatte der Staat damals vorzüglich seine Rettung zu danken. Er that alles, was er vermochte, die räuberischen Baronen zu demüthigen, und Sicherheit, und Ruhe im Reiche herzustellen. Die Zeiten waren zu verderbt, als daß der Eindruck seines tugendhaften Beyspiels allein stark genug gewesen wäre, die Aufrührer im Zaum zu halten, oder zu bessern; es muste auch noch der Nachdruck der Waffen hinzukommen, um die Stöhrer der öffentlichen Ruhe mit Gewalt einzuschränken. Ludwig zog deswegen ein Heer zusammen, und Wilhelm, der Herzog von Aquitanien, nebst dem Grafen von Anjou, blieben ihm standhaft getreu. Der Vortheil dieser großen Vasallen war jezt mit dem Vortheile des Staats genau verbunden, denn die geringern von Adel griffen sie, die zurückgeblieben waren, indeß jener ihre Obern nach dem gelobten Lande sich hatten mit fortreissen lassen, eben so gut, wie die königlichen Güter, an. Ludwig war unermüdet, diesen Bedrückungen des Landes abzuhelfen; seine persönliche Tapferkeit, die er in sehr vielen kleinen Gefechten an den Tag legte, erwarb ihm den Namen des Schlachten

lieferers, und weil er viele Edelleute aus dem rechtmäßigen Besitze der Kirchengüter trieb, so nannte man ihn auch den Vertheidiger der Kirche.

Nur Bertraden, seiner Stiefmutter, mißfielen die glücklichen Erfolge der Unternehmungen dieses jungen Helden um so mehr, da er der muthmaßliche Erbe des Throns war. Sie konnte nicht anders, als mit Mißgunst, und Eifersucht diese Vorzüge ansehen, durch welche sich dieser junge Regent vor allen Jünglingen seiner Zeit auszeichnete, und da sie selbst mit Philipp I. zween Söhne erzeugt hatte, Philippen, und Fleuri, so wandte sie alle nur mögliche Kunstgriffe an, um ihren schwachen Gemahl dahin zu vermögen, daß er Ludwigen von der Thronfolge ausschlösse. Ihr ungezähmter Haß brachte den jungen König so weit, daß er, mit Erlaubniß seines Vaters, Frankreich auf einige Zeit verließ, und sich an den Hof Heinrichs I. nach England begab. Kaum war er da angekommen, so empfieng Heinrich einen mit König Philipps I. Siegel verschlossenen Brief, worinn er ersucht ward, Ludwigen entweder aus dem Wege zu schaffen, oder lebenslang gefangen zu behalten. Der König, der es für unedel hielt, die Rechte der Gastfreundschaft zu verletzen, zeigte den Brief dem erstaun-

ten

ten jungen Regenten, und ließ ihn, nach einer seinen Verdiensten gemässen Aufnahme, sogleich nach Frankreich wieder zurückreisen, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen.

Philipp I. erstaunte eben so sehr, als ihm sein Sohn diesen Vorgang erzählte, und es offenbahrte sich, daß er von diesem schändlichen Entwurfe nicht unterrichtet gewesen sey. Ludwig, von Rache glühend, forderte Genugthuung, und den Tod seiner Stiefmutter, deren Verbindung mit Philipp vom römischen Hofe noch auf keine Weise genehmigt war. Allein der Verfolgungsgeist dieses aufgebrachten Weibes ward dadurch nur noch ärger entflammt, und da Ludwig durch die Achtung der Großen, wie durch die Liebe des Volks ihr immer furchtbarer ward, so ließ sie ihm Gift beybringen. Ludwig fühlte bald ein Feuer in seinen Eingeweiden, das ihn weder schlafen noch essen ließ, und er würde, da schon alle französische Aerzte ihn aufgegeben, gewiß verlohren gewesen seyn, wenn nicht die Kunst eines ausländischen Arztes, mit Hülfe seiner natürlich guten Leibesbeschaffenheit, ihn gerettet hätte; doch blieb ihm eine blasse Gesichtsfarbe davon beständig zurück. Philipp besänftigte Ludwigen, der anfangs Bertraden, dieser Vergiftung wegen, selbst umbringen wollte, in-

dem er ihm die ganze Landschaft Vexin, als sein Eigenthum, abtrat, und der junge Regent ließ sich durch die vorgegebne Reue dieses heuchlerischen Weibes so sehr einnehmen, daß er ihr nicht allein verzieh, sondern auch der Beschützer ihrer Kinder zu werden versprach.

Diese Aussöhnung brachte für Philippen I. das Gute zuwege, daß der Papst Paschalis II. im Jahre 1104 den Bann aufhob, unter dem der König bisher noch immer gelegen hatte, nachdem er versprochen, sich der Busse zu unterwerfen, die ihm die Kirche auflegen würde. Zwar scheint es wohl nicht, daß er dem eydlichen Versprechen, welches ihm, bey seiner Loßzählung vom Banne abgefordert ward, pünctlich nachgekommen sey: sich alles genauen Umgangs mit Bertraden zu enthalten, und sogar nie mit ihr, ohne Zeugen, zu reden. Allein es sey nun, daß ihm hierinn vom Papste nachgesehen worden, oder er selbst sich von diesem Versprechen dispensirt habe, so war doch das Ende seiner Regierung ruhiger, als der Anfang, und die Mitte derselben. Er starb zu Melün, im Jahre 1108, nachdem er 57 Jahre gelebt, und 49 regiert hatte. Er war freygebig, und mitleidig, als König aber zu träge, und unthätig. Doch mag sein

Wi-

Widerstreben, sich zu einem Kreutzuge nach dem heiligen Lande mit fortreissen zu lassen, in den Augen der zeitverwandten Geschichtschreiber ein so unverzeihliches Verbrechen gewesen seyn, daß sie deswegen ihn ärger vorgestellt haben, als er gewesen. Er vergrösserte das Reich durch die Grafschaft Bourges, die er dem Grafen Herpin abkaufte, der damit die Kosten seines Zugs nach Palästina bestritt.

Ausser Ludwig, seinem Nachfolger, hatte er mit Bertha eine Tochter, Constantia, erzeugt, die den Grafen Hugo, von Champagne, nachher aber Bohemunden I. Fürsten von Antiochien heirathete. Bertrade, die ein ärgerliches Leben mit einem bußfertigen Wandel beschloß, hatte ihm vier Kinder gebohren, zwey Prinzen, Philipp, und Fleuri, wovon der erste ohne Erben starb, und zwey Prinzeßinnen Cäcilie, und Eustachie. Als einen Beweiß, daß seine Verbindung mit Bertraden zulezt die päpstliche Billigung erhalten habe, führt man an: daß ihre beyden Söhne für fähig erklärt worden, ihm, oder Ludwigen in der Regierung zu folgen.

---

# Funfzehente Vorlesung.

## Regierungs=Geschichte Ludwigs VI.

Ludwig hatte schon bey seines Vaters Leben so viel Muth, und Fähigkeit bewiesen, die übermüthigen Vasallen der Krone im Zaume zu halten, daß man hätte meinen sollen, er würde ungestöhrt zum Besitz des Reichs gelangen. Allein eben diese Vasallen, die seinen starken Arm bereits empfunden hatten, suchten ihn jezt vom Throne zu entfernen, und veranlaßten einen förmlichen Widerspruch gegen seine Krönung, die zu Orleans, gleich nach dem Tode seines Vaters, war vorgenommen worden. Der Erzbischoff zu Rheims, Rudolf, der vor zwey Jahren, wider des Königs Willen diese Würde erhalten hatte, widersezte sich der Krönung Ludwigs, unter dem Vorwand, daß solche der Kirche zu Rheims, seit Klodwigs Zeiten, als ein Vorrecht zukäme. Allein man kehrte sich, da die Ceremonie bereits geschehen war, um so weniger an diesen Widerspruch; auch hatte der König einen andern Bischoff zu Rheims wählen lassen, dessen

sen Wahl aber der Papst Pascha II vernichtet, und Rudolfen, ohne Ludwigs Einwilligung zu erwarten, in seine Würde eingesezt hatte.

Nach einiger Zeit brachte Ivo, der kluge Bischoff von Chartres, um diesen Zwist zu endigen, den König dahin, daß er in Rudolphs Wahl willigte; doch geschahe solches nur unter dem Beding, daß dieser, gleich den andern Bischöffen des Reichs, dem König den Eid der Treue leistete. Hiermit ward nun zwar dieser wichtige Streit abgethan, allein Ludwig sah sich bald nachher gedrungen, die Waffen aufs neue gegen andre aufrührische Vasallen zu ergreifen. Es war ein Unglück für den Monarchen, daß seine Staaten zwischen den Ländereyen dieser aufsätzigen Baronen lagen, und er, obgleich Regent über ein ansehnliches Reich, doch darinn nicht viel mehr eignes Gebiet hatte, als Paris, Orleans, Etampes, Compiegne, Melün, und Bourges. Alles übrige gehörte den Vasallen der Krone, die zwar dem Könige huldigten, doch aber in ihrem Gebiet unumschränkte Herren seyn wollten. Ueberdies waren die Größten des Reichs, deren einige mächtiger waren, als der König, und denen daran gelegen seyn muste, daß die kleinern Tyrannen unterdrückt wurden, als Kreuzfahrer abwesend; mithin

konnte Ludwig keine gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen. Was ihm aber die grösten Unruhen erregte, war Heinrich I. König von England, der, aus Besorgniß, die Normandie möchte wieder an die französische Krone kommen, das Misvergnügen der Baronen in diesem Reiche heimlich unterhielt. Zwar hatte Ludwig die Geistlichen, und die angesehensten unter den Grossen, die zu Hause geblieben waren, auf seiner Seite. Diese, die ihn als einen gerechten, und tapfern Herrn kannten, verliessen sich auf seine Mäßigung, und leisteten ihm gern Hülfe, wenn sie es mit einiger Sicherheit für sich selbst thun konnten. Auch war das gemeine Volk, das, unter der Tyranney der Aufrührer wider den König, am meisten seufzte, allezeit fertig, die Waffen für die Krone zu ergreifen, sobald es sich nur bey ihr Schutz gegen seine Bedrücker versprechen konnte. Es glückte daher Ludwigen manche von ihnen zu demüthigen, und dies würde noch öfter der Fall gewesen seyn, wenn nicht der König von England jene heimlich, hernach aber öffentlich unterstützt hätte. Die vornehmsten darunter waren die Herren von Corbeil, und Puiset, die von Couci, und Montfort, der Graf von Rochefort, und Ludwigs Stiefbruder, Philipp, der, weil er die Erbinn von Montlheri geheirathet

hatte,

hatte, einen mächtigen Anhang unter den Vasallen der Krone erhielt. Bertrade unterstützte ihn bey seinen Unternehmungen wider ihren Stiefsohn nicht wenig; aber zuletzt gelang es Ludwigen doch, ihn zu besiegen, und seiner Länder zu berauben, mit denen der Vicomte von Troyes belehnt ward, der sich durch seine Treue gegen den König ausgezeichnet hatte.

Ein gefährlicherer Feind für Ludwig war Heinrich I. der im Jahr 1100 seinem Bruder Wilhelm II. auf dem englischen Throne gefolgt war, zu einer Zeit, da Robert, sein älterer Bruder, auf einem Kreuzzuge, abwesend war. Da aber dieser, nach wenig Wochen, zurückkam, rüstete er sich, den Thron seinem Bruder zu entreißen, von dem er glaubte, er gebühre ihm mit eben dem Rechte, als das Herzogthum der Normandie. Zwar verglich sich Heinrich mit seinem Bruder um 3000 Marck jährlich, die er ihm dafür zahlen wollte, daß Robert auf England Verzicht that; allein er brach diesen Vergleich bald wieder, beraubte Roberten sogar seines väterlichen Erbes, der Normandie, und ließ ihn im Gefängnisse umkommen. Um allen Zwist, wegen der Grenzen, zu vermeiden, hatte Heinrich mit Ludwigen VI sich dahin verglichen, daß Gisors an der Epte der vornehmste Gränzplaz seyn, und keinem

nem von beyden gehören solle. Allein nach einiger Zeit hatte sich Heinrich I. doch dieses festen Platzes zu bemeistern gewußt, und Ludwig drang vergebens darauf, daß die Mauern sollten niedergerissen werden.

Ludwig forderte, da er durch Vorstellungen nichts ausrichtete, Heinrich I. zu einem Zweykampfe heraus; allein dieser spottete seiner, und verachtete ihn. Dies erbitterte Ludwigen so sehr, daß er die Engländer, und Normänner überfiel, und den Grafen von Blois, den Heinrich I. unterstüzte, in einer Schlacht überwand. Endlich kam es zum Frieden zwischen beyden Königen, wobey die Bedingung war: daß Wilhelm, Heinrichs I. Sohn, dem Könige Ludwig VI. wegen der Normandie huldigen sollte. Heinrich I. hatte sich solches zu thun bisher standhaft geweigert, weil er es für zu erniedrigend hielt, als daß ein gekröntes Haupt sich so etwas zu thun bequemen dürfte. Doch blieb Gisors in seiner Gewalt.

Ludwig glaubte jezt, durch den Frieden Musse zu gewinnen, seine aufrührischen Vasallen sich völlig zu unterwerfen. Allein die vornehmsten seiner Bundesgenossen entzogen ihm jezt, da sie anfingen, eifersüchtig auf seine Macht zu werden, den Beystand,

den

den sie ihm bisher wider Heinrichen geleistet hatten. Es dauerte auch nicht lange, so erregte ihm Heinrich durch seinen Neffen, den Grafen Theobald von Champagne, neue Unruhen, ohne daß er selbst das Ansehn haben wollte, als ob er den Vergleich bräche. Der Graf weigerte sich, Ludwigen, als seinem Oberherrn, unterwürfig zu seyn, und weil dieser, wohl nicht ohne Grund, vermuthete, daß Heinrich I. an dieser Empörung des Grafen schuld sey, so brachte er den Grafen von Anjou, Fulko, dahin, daß er Heinrichen die Huldigung für die Grafschaft Maine versagte, die ihm durch seine Heirath mit der Tochter des Grafen von Maine zugefallen war. Auch der Graf von Flandern, Robert II. trat mit Ludwigen in Verbindung.

Heinrich fiel mit einem zahlreichen Heere, unter dem Vorwande, seinen Neffen zu unterstützen, dem König von Frankreich an; der Sieg war sehr entscheidend auf seiner Seite, und Ludwig verlohr dabey seinen treuesten Vasallen den Grafen von Flandern, der auf der Flucht zertreten ward.

Ludwig liebte sein Volk zu sehr, als daß er einen Krieg, bey dem seine Länder so sehr litten, noch

län-

länger hätte fortsetzen wollen: er schloß daher mit Heinrich I. im Jahr 1113 einen für den Sieger rühmlichen Frieden. Der Graf von Anjou muste Heinrichen die Huldigung für Maine leisten, so wie Alain III. für Bretagne. Um sich der Treue dieser beyden Vasallen desto mehr zu versichern, vermählte Heinrich seinen Sohn Wilhelm mit der Erbin von Anjou, und gab seine eigene Tochter Mathilde dem Sohne des Herzogs von Bretagne, Conan, zur Gemahlinn. Um eben diese Zeit vermählte sich auch Ludwig IV. mit Adelheid, einer Tochter des Grafen von Maurienne, Stammvaters der Könige von Sardinien. Sie bewieß sich als eine weise, und fromme Fürstinn, die ihre Kinder mit zärtlicher Sorgfalt erzog, und sie in den Lehren der Tugend selbst unterwieß. Ihr Gemahl hatte viel Hochachtung für sie, und verordnete, daß in manchen Urkunden die Zeit nicht blos von seinen Regierungsjahren, sondern auch von ihrer Krönung her berechnet werden sollte.

So sehr auch Ludwig die Ruhe seiner Länder liebte, so wenig war es ihm doch möglich, solche mit Heinrichen lange zu unterhalten. Er sahe jezt zu spät, den Fehler ein, den er begangen, indem er den englischen König die Normandie ungestöhrt hatte in Besitz neh-

nehmen, und seinen Bruder Robert der Freyheit berauben lassen. Dieser, der seit 1107 im Gefängniß schmachtete, hatte einen Sohn, Wilhelm Klito, der, so wie er erwuchs, sich seiner hohen Geburt würdig zeigte. Ohne Hülfe reiste dieser Unglückliche an die Höfe verschiedner Fürsten, erwarb sich ihr Mitleiden, und erregte ihren Unwillen gegen seinen Oheim, der ihn so gewaltthätig seiner Länder beraubt hatte. Ludwig, dessen eigentlicher Vasall der gefangene Robert war, wagte es gleichwohl nicht, aus eigner Macht ihn in seine väterlichen Staaten wieder einzusetzen; doch versprach er ihm nach Vermögen beyzustehen, wofern er die Großen der Normandie, die Grafen von Flandern, und Anjou, dahin bringen könnte, sich seiner anzunehmen. Hierzu fand Wilhelm sie geneigt, und der Zeitpunct, einen Krieg mit Heinrich anzufangen, schien jezt um so gelegener, da er durch harte Auflagen die Liebe seiner Unterthanen verwirkt, und durch das lange Gefängniß Roberts sich allgemeinen Haß zugezogen hatte.

Sobald Ludwig der Hülfe dieser mächtigen Großen gewiß war, drang er auf die Auslieferung Roberts, und da Heinrich I. solche verweigerte, ward die Normandie an drey Seiten angegriffen. Wilhelm bekam noch

mehrere Anhänger, und ward zum Herzoge ausgerufen. Ludwig nahm verschiedene Plätze ein, und der Graf von Flandern verheerte das platte Land, drang bis vor die Hauptstadt Rouen, und da Heinrich sich nicht auf ein Treffen mit ihm einlassen wollte, verbrannte er die Vorstädte, und zog sich zurück.

Heinrich muste auch nach England zurückgehn, um eine Verschwörung zu dämpfen, die sich an seinem Hofe wider ihn entsponnen hatte. Er kam aber, sobald die Ruhe in dem Königreiche wieder hergestellt war, mit einem Heere nach der Normandie zurück, und zog den Grafen von Champagne, nebst den Herzog von Bretagne, in aller Eile an sich. Dies geschah so heimlich, daß Ludwig und seine Verbündeten erschraken, als sie auf ihrem Wege, Noyon zu belagern, nicht weiter vorrücken konnten, ohne ein Treffen zu liefern. Dies fiel im J. 1119 bey Bonneville vor, und der Sieg war zweifelhaft. Die Franzosen drungen anfänglich in die Normannen, und Engländer ein, trieben sie zurück, und trennten sie. Heinrich I. bekam selbst einen so heftigen Schlag auf den Helm, daß er ihn für einige Augenblicke betäubte, und, wenn dieser nicht sonderlich stark gewesen wäre, ihm das Haupt würde gespalten haben.

Allein

Allein er erhohlte sich bald wieder, und machte den Ritter, der ihm solchen beygebracht, zum Gefangnen.

Die Franzosen meinten den Sieg schon in Händen zu haben, und legten sich aufs Plündern, als plötzlich die Söhne Heinrichs den Nachzug herbeyführten, der aus geharnischten Engländern bestand. Dies gab dem Gefecht eine andre Wendung, zu Heinrichs Vortheile, und er verließ nicht eher das Feld, als bis der Sieg völlig in seinen Händen war. Ludwig stürzte selbst vom Pferde, und kam in eben so große Gefahr, als zuvor Heinrich, rettete sich auch mit genauer Noth zu Fuße nach Andeli, Heinrich aber kehrte im Triumph nach Rouen zurück.

Weil Ludwig fühlte, daß er seinem Gegner im ofnen Felde nicht gewachsen war, so nahm er seine Zuflucht zu dem gefährlichen Mittel, sich an den Papst zu wenden, und erschien auf einer Kirchenversammlung, die Calixtus II. zu Rheims hielt, mit Wilhelm Clito, um über Heinrichs Ungerechtigkeit gegen diesen Prinzen, und dessen Vater, heftige Beschwerde zu führen. Der Erzbischoff von Rouen stand auf, seinen Herrn zu vertheidigen, die französischen Bischöffe aber hinderten durch ein großes Geräusch, daß man ihn

nicht verstehen konnte. Calixtus nahm es indeß über sich, einen Vergleich zwischen beyden Königen zu vermitteln, kam auch würklich mit Heinrichen zu Gisors zusammen, und bat ihn, seinen Bruder Robert in Freyheit zu setzen, dessen Sohn aber zum Besitz der Normandie gelangen zu lassen.

Allein Heinrich war nicht so schwach, wie die meisten Fürsten der damaligen Zeit, und, nach dem Beyspiele seines Vaters, vielmehr entschlossen, sich vom Papste keinesweges vorschreiben zu lassen, obwohl er äusserlich bezeugte, alles zu thun, was der Papst ihm befehlen würde. Er wuste auch seinem Verhalten einen solchen Anstrich der Wahrheit zu geben, daß der Papst darüber zufrieden seyn muste; Ludwig aber ward gezwungen, den Frieden unter den Bedingungen anzunehmen, die Heinrich ihm vorschrieb. Dieser war überall damals in keiner angenehmen Lage: denn der Graf von Anjou war, durch Heinrichen bestochen, von dem Bündnisse mit ihm abgetreten, der von Flandern aber an seinen Wunden gestorben, und die Baronen der Normandie alle Heinrichen wieder unterwürfig. Beyde Könige gaben sich also die eroberten Plätze, und Gefangnen gegenseitig zurück. Robert aber, und sein Sohn Clito wurden bey diesem Frieden vergessen.

Es blieb also diesem Prinzen nichts übrig, als seine eigne Klugheit, um sich in den Besitz seines väterlichen Erbtheils zu setzen. Ein trauriger Vorfall, der Heinrich I. Haus traf, kam ihm hierbey sehr zu statten. Seine beyden Prinzen, befanden sich, nebst der natürlichen Tochter des Königs, und seinen vornehmsten Hofbedienten auf einem Fahrzeuge, was sie nach England überführen sollte. Die Mannschaft auf demselben war berauscht, und da die Prinzen die Küste von England geschwind zu erreichen suchten, geschah es, durch Ungeschicklichkeit des Steuermanns, daß das Schiff scheiterte, und mit allen, die sich darauf befanden, im Hafen untersank. Nun war Wilhelm der einzige noch übrige Zweig vom Geschlecht der normännischen Herzoge. Er fand auch bald Anhänger, denn Amalrich, Graf von Montford, erklärte sich für ihn, und der Graf von Anjou ließ sich durch diesen überreden, Wilhelmen an seine Tochter Sibylle zu vermählen, auch ihm Maine zur Mitgift abzutreten. Der König Ludwig versprach ihm auch Beystand, und der Graf von Flandern verband sich mit mehrern Grossen der Normandie dahin, ihm zur Behauptung seines väterlichen Erbtheiles behülflich zu seyn.

Allein Heinrich vereitelte durch die Geschwindigkeit, mit der er die Verbündeten überfiel, alle ihre Anschläge

schläge. Wilhelms Verbindung mit der Tochter des Grafen von Anjou wuste er, unter dem Vorwande, daß sie zu nah verwandt wären, durch den Pabst zu zernichten, die Aufrührer in der Normandie beraubte er des grösten Theils ihrer Ländereyen, und zerstreute Wilhelms Anhang im Jahr 1124 daselbst völlig. Er fiel hierauf auch Ludwigs Länder an, und um diesen seine Rache dafür, daß er Wilhelmen nochmals unterstüzt hatte, desto nachdrücklicher fühlen zu lassen, nahm er den deutschen Kayser Heinrich V. der seine Tochter Mathilde zur Gemahlinn hatte, hierbey zu Hülfe. Dieser war auf Ludwigen ohnedieß erbittert, weil er ihm die Schuld von dem Kirchenbanne gab, mit dem Calixtus ihn, auf der Versammmlung zu Rheims, belegt hatte. Er machte sich daher kein Bedenken, einen Einfall in Frankreich mit einer solchen Heftigkeit zu thun, als ob er auf nichts geringers dächte, als das ganze Reich zu erobern.

Bey dieser allgemeinen Gefahr bot Ludwig alle Vasallen des Reichs auf, und es versammlete sich ein Heer von 200,000 Mann unter seinen Fahnen bey der Stadt Rheims. Diese furchtbare Macht erschreckte den Kayser so sehr, daß er sein Vorhaben aufgab, und nach Deutschland zurückzog. Da Lud-

wig

wig sich von dieser Gefahr frey, und an der Spitze eines so zahlreichen Heers sah, war er willens, eh sie auseinander giengen, den Prinzen Wilhelm in den Besitz der Normandie zu setzen. Allein seine Großen machten ihm bald begreiflich, daß sie zwar geneigt wären, das Reich mit allem Eyfer zu vertheidigen, nicht aber für sein Privatinteresse zu fechten. Sie achteten es zu ihrer eignen Sicherheit für gut, daß die Normandie im Besitz eines mächtigen Fürsten bliebe, der der königlichen Macht das Gleichgewicht halten könnte; daher weigerten sie sich, wider Heinrich I. zu Felde zu gehen, und giengen auseinander. Ludwigs Ansehen aber hatte durch die zahlreiche Macht, die er zusammen gebracht, merklich zugenommen, und er war auch bey seinen Vasallen beliebter geworden. Als daher der Graf von Flandern, Carl der Gütige, im Jahr 1127 von seinen Unterthanen war ermordet worden, machte Ludwig von seinem vergrösserten Ansehen den Gebrauch, dieses Stück Landes Wilhelmen, Roberts Sohne, zu verschaffen. Er verschafte hiermit diesem Feinde Heinrichs I. mehr Nachdruck bey seinen Ansprüchen auf die Normandie, und gab zugleich einen Beweiß von dem Rechte eines Königs von Frankreich, ein großes Lehngut der Krone, nach eignem Willen, zu verschenken.

Allein Heinrich I. arbeitete den Entwürfen Ludwigs mit vieler Klugheit entgegen, indem er seine Tochter Mathilde, die Wittwe Kayser Heinrichs V. zur Erbinn seines Reichs erklärte, und sie mit dem kaum 15jährigen Sohne des Grafen von Anjou, Gottfried Plantagenet, vermählte. Der Vater dieses jungen Prinzen that, auf Heinrichs Zureden, eine lächerliche Wallfahrt nach dem gelobten Lande, um die Tochter Balduins II. Königs von Jerusalem, zu heirathen, und diesem in seinem Reiche nachzufolgen. Dadurch bekam Heinrich I. freye Hand, seinem Schwiegersohne in seinem väterlichen Erbtheile, Anjou, alles Ansehn, und Gewicht zu verschaffen.

Wilhelm, der Neffe Heinrichs I. ward noch immer von Ludwigen unterstüzt, schien aber zu beständigem Unglück gebohren zu seyn. Heinrich sezte ihm Dietrichen von Elsaß entgegen, der starke Ansprüche auf Flandern hatte, und, da der Graf von Champagne diesem mit Völkern zu Hülfe kam, so gelang es Dietrichen, Ryssel einzunehmen, und fast alle Grossen auf seine Seite zu bringen. Allein Wilhelm wagte das äusserste, und erhielt bey dem Versuch, eine Stadt zu entsetzen, die sein Gegner belagerte, eine Wunde, an welcher er bald hernach starb. Dietrich

nahm

nahm nun völlig Besitz von Flandern, und söhnte sich mit Ludwig dadurch aus, daß er ihm huldigte.

Ludwigs Ansehen war um diese Zeit so befestigt bey seinem Volk, daß er es wagen durfte, in der Policey seines Reichs manche Einrichtungen zu treffen, die dazu dienten, den Stolz seiner unruhigen Grossen einzuschränken. Im Jahr 1129 nahm er seinen ältesten Sohn Philipp zum Reichsgehülfen an; allein dieser hofnungsvolle Prinz genoß dieses Vorzugs nicht lange; denn als er sich zwey Jahre hernach in einer Vorstadt von Paris zu Pferde vergnügte, ward sein Pferd durch einen Zufall scheu gemacht, und stürzte mit ihm, welches ihm im 15ten Jahre den Tod zuzog.

Innocenz II. war gerade damals aus Italien vertrieben, und hatte zu Ludwigen seine Zuflucht genommen; es ward also zu Rheims eine Versammlung der Stände gehalten, auf welcher der Pabst den zweyten Prinzen Ludwig zum Reichsgehülfen seines Vaters krönte. Dies war um so viel nothwendiger, da Ludwig sich, durch unverhohlne Bezeugung seines Abscheues über die Tyranney, und Raubsucht der Gros-

sen, diese so sehr zu Feinden gemacht hatte, daß sie im Sinne gehabt, seine Familie von der Thronfolge auszuschließen. Doch hielt Ludwigs Tugend, selbst in damaliger höchst verderbter Zeit, ihn in so allgemeiner Achtung bey seinem Volke, daß auch die übelgesinntesten seiner Unterthanen Ehrfurcht für ihm bezeugten, und was auch Heinrich I. thun mochte, sie aufsätzig gegen ihn zu machen, ihn dennoch im Herzen hoch schätzten.

Dieser sein hartnäckiger Gegner starb im Jahr 1135, und Ludwig glaubte nun seinen lange gehegten Vorsatz, die Normandie wieder an die Krone zu bringen, durchsetzen zu können. Allein er ward selbst von einer schweren Krankheit überfallen, die ihn dem Tode nahe brachte; doch erhohlte er sich wieder, und hatte bey dieser Gefahr die Freude gehabt, zu sehen, wie sehr er von seinem Volke geliebt ward.

Eine andere Freude folgte bald auf diese. Wilhelm IX. Herzog von Aquitanien, unternahm, zur Büssung seiner Sünden, eine Wallfahrt zu dem Grabe des Apostels Jacob, nach Compostella. Vorher aber vermachte er sein großes Land, das nicht viel kleiner, als das damalige Frankreich war, seiner Tochter Eleonora,

unter dem Bedinge, daß sie den jungen König Ludwig heirathen sollte. Der Herzog starb, eh er Compostella erreichte, und Ludwig schickte sogleich seinen Prinzen nach Bourdeaux, wo die Vermählung vollzogen ward. Das junge Paar gieng drauf nach Poitiers, und Ludwig ward als Herzog von Gujenne gekrönt. Dies geschah im J. 1137.

Ludwig VI. ward im Sommer eben dieses Jahrs von seiner Krankheit aufs neue befallen. Seine grosse Fettigkeit beschleunigte seinen Tod, und dieser erfolgte im 60ten Jahre seines Alters, nachdem er 30 Jahr, seit dem Ableben seines Vaters, den Thron besessen hatte. Er hinterließ, ausser Ludwig, seinem Nachfolger, noch fünf Söhne, und eine Tochter. Seine Gemahlinn Adelheid vermählte sich bald nach seinem Tode mit dem Connetable, Montmorenci. Er war der erste unter den Königen aus dem Stamme Capets, der durch seinen Muth, und Entschlossenheit dem gesunknen königlichen Ansehen wieder aufhalf, zugleich aber sein Volk von der Tyranney der Großen zu befreyen anfieng. Seine Einsichten würden ihn gewiß unter den Beherrschern Frankreichs eben so sehr ausgezeichnet haben, als seine Tapferkeit, wenn er in bessern Zeiten gelebt hätte, wo er

jene eben so sehr hätte zeigen können, al[s]
diese.

# Sechszehente Vorlesung.

## Regierung Ludwigs VII. genannt: das Kind.

Ludwig VII. war erst achtzehn Jahr alt, da er seinem Vater auf dem Throne folgte. Es schien anfangs, als ob seine Jugend die Unterthanen zu Erregung einiger Unruhen anreizen würde; denn als er, auf die Nachricht von seines Vaters Tode, schleunig nach Paris gieng, und, da er durch Orleans kam, einige Befehle gab, erregten die Bürger daselbst einen Aufruhr. Allein der junge König wuste sie bald wieder zu ihrer Pflicht zurück zu bringen. Zu Paris fand er das königliche Ansehen durch seinen Vater so wohl befestigt, daß er es nicht für nöthig hielt, seine Krönung, wie es bisher Sitte war, wiederholen zu lassen. Auch war es ein glücklicher Zeitpunct, in Betracht der auswärtigen Feinde des Reichs,

da

da Ludwig VII. den Thronbestieg. Denn in Deutschland sowohl, als Frankreich, hatten sich blutige Kriege erhoben. Es waren daher nur Religions-Zwistigkeiten aufs höchste, durch welche die Ruhe Frankreichs in den ersten Jahren dieser Regierung erschüttert ward.

Der Papst Innocenz II. hatte bisher für den König von Franckreich große Achtung bezeugt, der sich, bey seinen widrigen Schicksalen, auch mehr denn irgend ein andrer seiner angenommen hatte. Im J. 1140 aber änderte sich diese erkenntliche Gesinnung gänzlich, und eine sehr stolze Sprache trat an ihre Stelle. Der Erzbischoff von Bourges war gestorben, und der König hatte die Wahl einiger Geistlichen, die auf einen gewissen Cadurcus gefallen war, bestätigt; eine andre Parthey aber wählte Petern von Chatre, einen Verwandten und Liebling des Papsts. Weil aber diese Wahl ohne Ludwigs Vorwissen geschehen war, so schwur dieser öffentlich: Peter solle bey seinem Leben nie zum Erzbißthume gelangen. Dieser aber gieng nach Rom, und der Papst weihete ihn, schickte ihn auch mit der unverschämten Aeusserung nach Frankreich zurück: der König sey noch ein Knabe, den man unterrichten, nicht aber gewöhnen

wöhnen müsse, sich Freyheiten in Kirchensachen zu erlauben.

Allein Ludwig zeigte dem Papst, daß er Muth genug habe, sein Recht zu behaupten, denn er untersagte Petern den Eintritt in seine Länder. Dieser nahm seine Zuflucht zu dem Grafen Theobald von Champagne, der ihm auch Schutz verlieh. Hierüber ward Ludwig so aufgebracht, daß er in Champagne einfiel, das Land verheerte, die Stadt Vitri in die Asche legte, und darinn 1300 Menschen in einer Kirche verbrannte.

Was diesen Zwist Ludwigs mit dem Grafen Theobald noch vergrösserte, war der Schimpf, den Rudolf, Graf von Vermandois, der Nichte Theobalds anthat, die bisher seine Gemahlinn gewesen war. Er verstieß sie, unter dem Vorwande zu naher Verwandschaft, und heirathete Pernellen, die Schwester der Königinn von Frankreich. Der Graf führte darüber Beschwerden bey dem Papste, der diese zweyte Heirath sogleich verwarf) und den König sowohl als den Grafen, mit dem kleinen Banne belegte. Er ließ sich, auch weder durch die Bitten des Königs, noch durch die Vorstellungen

zweyer

zweyer Aebte in Frankreich, bewegen, den Bann wieder aufzuheben, und nur sein Tod machte diesem Zwist ein Ende. Sein Nachfolger Cölestin II. war sanftmüthiger, und hob den Bann auf, nachdem Ludwig VII. versprochen hatte, Petern von Chatre im Besitz des Erzbisthums zu lassen.

Im Jahr 1144 entschloß sich Ludwig zu einem Creuzzuge nach Palästina, vermuthlich aus Drang des Gewissens, wegen der zu Vitri verübten Grausamkeit. Die Saracenen hatten damals Edessa wieder erobert, und die Creuzfahrer so sehr in die Enge getrieben, daß sie um schleunige Hülfe aus den Abendländern dringend baten. Papst Eugen III. forderte Ludwigen, und seine Unterthanen zu diesem Zuge nachdrücklich auf, versprach ihnen völligen Ablaß, und nahm ihre Weiber, Kinder, und Güter in den Schuz der Kirche. Kein Wunder, daß in diesen abergläubigen Zeiten ein andächtiger Schwindelgeist sich der Grossen bemächtigte, da die vornehmsten Geistlichen nichts unversucht liessen, was solchen rege machen konnte.

Zween derselben waren es damals besonders, die den größten Einfluß auf die französische

Na-

Nation hatten, ja der eine davon fast auf alle übrigen in Europa. Dies war der heil. Bernhard, Abt von Clairvaux, ein Mann, der über manche Lehren der Religion richtiger dachte, als die meisten Geistlichen seiner Zeit, an Beredsamkeit aber vielleicht alle übertraf. Er tadelte die Laster, selbst an den Päpsten, mit unverhohlner Freymüthigkeit, und seine Sitten waren so streng, sein Eyfer für die Religion so feurig, daß er deswegen überall in Europa als ein Heiliger geachtet ward. Uebrigens war dieser fromme Eiferer ein Schwärmer, den seine zügellose Einbildungskraft verführte, sich zum Vertheidiger der Mönche, und vieler Dinge aufzuwerfen, die er nicht verstand. Aus verstecktem Stolze verketzerte er alle die, so in der Religion philosophisch dachten, und ließ sich oft von seinem unverständigen Eyfer zur Verfolgungssucht verleiten.

Das Gegenbild von ihm war Süger, Abt von St. Denis, dessen äusserliches Ansehen eben so schlecht, als seine Herkunft geringe war. Aber seine gründliche Urtheilskraft, seine gerade Ehrlichkeit, und unverstellte Tugend hatte ihn bey Ludwig VI. der ein treflicher Menschenkenner war, sehr in Gunst gesezt. Als der König sein Vorhaben, einen Creuzzug zu thun, zuerst

seinen

seinen Bischöffen, und Großen eröfnete, war Süger zwar der Meinung, daß er mit Volk, und Gelde den Creuzfahrern möglichst beystünde; allein selbst nach Palästina zu gehn, rieth er mit den stärcksten Gründen ab. Bernhard rieth, es auf des Papsts Gutachten ankommen zu lassen, und da, während dieser Berathschlagungen Eugens ein Schreiben einlief, worinn Ludwig, und sein Volk zu diesem Zuge aufgefordert ward, so wußte Bernhard die Nothwendigkeit dieser Sache dem Könige so ans Herz zu legen, daß seine schwärmerische Beredsamkeit über alle die triftigen Staatsgründe, die Süger vorbrachte, leicht die Oberhand behielt. Er stellte dem Könige die Grausamkeiten, deren er sich bey Einäscherung der Stadt Vitri schuldig gemacht, so lebhaft vor, daß dieser sein Verbrechen nur durch eine so verdienstliche Unternehmung büssen zu können vermeinte.

Im J. 1146 ward an einem kleinen Orte, Vozelai in Burgund, eine Versammlung des Adels, und der Geistlichkeit, angestellt, die, wegen der Würde, und Anzahl ihrer Mitglieder, in der französischen Geschichte zuerst den Namen eines Parlements trägt. Hier fand Bernhard Gelegenheit, seine schwärmerische Beredsamkeit zu zeigen. Es

war

war kein Platz in der Stadt von dem Umfang, daß er die versammlete Menge hätte fassen können; man richtete daher auf der Spitze eines Hügels ein Gerüst auf, welches Bernhard nebst dem Könige bestieg, und zu der Menge, die auf freyem Felde versammlet war, redete. Er laß den Brief des Papstes vor, beklagte in den rührendsten Ausdrücken den Zustand der Christen in Palästina, und sprach von dem verdienstlichen des frommen Unternehmens, solchen zu Hülfe zu eilen, so nachdrücklich, als ob es drauf angekommen wäre, den Heiland vom Creuze zu erlösen. Seine Rede machte auf die Versammlung einen so tiefen Eindruck, daß sie von eben der Schwärmerey angesteckt wurde, von der er selbst voll war. Der König kniete vor ihm nieder, und nahm das Creutz, welches der Papst an Bernharden geschickt hatte, um es ihm zu überreichen. Er hielt hierauf an die Versammlung eine Rede, die eben diesen Zweck hatte, worauf mit dem größten Ungestüm das Creutz von der Menge gefordert ward, so daß der heilige Bernhard genöthigt war, große Bündel von Creutzen dem Volke zuzuwerfen, um sich selbst damit zu bezeichnen. Da diese nicht hinreichten, ließ er seine Kleider in Creutze zerschneiden und, als es am Ende noch daran gebrach, erlaubte er dem Volk, sich selbst zu bezeichnen. So

sehr

ansteckend war dieser Unsinn das Creuz zu nehmen, daß sogar Frauenzimmer davon befallen wurden, wie denn die Königin Eleonora sich unmittelbar nach ihrem Gemahl vor dem heiligen Bernhard nieder warf, und das Creuz begehrte, deren Beyspiel alle Großen des Reichs folgten.

So entschlossen auch Ludwig war, versammelte er doch noch einmal die Stände des Reichs zu Chartre, und ließ auch den berühmten Abt Peter zu Clugni, dazu einladen; allein dieser entschuldigte sich behutsam, und erschien nicht. Die Versammlung wollte den Abt Bernhard zum Anführer des Creuzzugs wählen, und dieser Heilige, dem der große Haufe die Gabe, Wunder zu thun, zuschrieb, hatte Mühe, davon loß zu kommen. Der Pabst selbst mußte ihm befehlen zu Hause zu bleiben, um noch ferner das Creuz zu predigen.

Im Anfange des folgenden Jahres ward eine Versammlung zu Etampes gehalten, wo man sonderlich überlegen wollte, wer die Regierung des Reichs, während der Abwesenheit des Königs, verwalten solle. Sie fiel auf den Abt Süger, der sie aber nicht eher übernehmen wollte, bis der Pabst ihm solches erlaubt

hätte, und Eugen III. kam selbst nach Frankreich, um dem Abt solches zu befehlen.

Ludwig gieng hierauf, nachdem er aus den Händen des Pabstes den Pilgrimstab und die Tasche erhalten hatte, zu Lande über Constantinopel nach Asien, und verwarf den weit vernünftigern Rath, mit einer Flotte an der asiatischen Küste zu landen. Die Königin Eleonora begleitete ihren Gemahl, und spielte auf diesem abendtheuerlichen Zuge eine sonderbare Rolle; denn ihr Hang zu unbeständiger Liebe verleitete sie zu allerley Händeln mit einem jungen schönen Türken, und mit Raymund, dem Fürsten von Antiochien, so daß ihr Gemahl dadurch sehr beunruhiget ward.

Der König war mit seinem Heere, das aus mehr als 200,000 Mann bestand, sehr unglücklich, er verlohr den größten Theil davon, durch die Treulosigkeit der Griechen, und ward durch die mancherley Ränke, die man seinem Unternehmen entgegen setzte, so aufgebracht, daß er nach Verlauf von weniger als einem Jahre, wieder zurück gieng, und die Christen in Palästina ihrem Schicksal überließ.

Ganz Frankreich spottete nun über den Abt Bernhard, der so zuverläßig diesem Zuge einen ganz andern Erfolg prophezeihet hatte, als die Erfahrung jezt bewieß. Man betrachtete ihn als den Verführer so vieler Tausenden, die dabei umgekommen waren, und jedermann verwünschte ihn, daß er sich als ein Mönch in weltliche Händel gemischt hätte. Allein der schlaue Abt schrieb den unglücklichen Ausgang lediglich der Ruchlosigkeit der Creuzfahrer zu, wodurch sie den Zorn Gottes auf sich geladen hätten.

Jemehr man den Abt Bernhard verdammte, desto mehr seegnete man den Abt Süger, und Ludwig fand auch die Angelegenheiten seines Reichs in so vortreflicher Ordnung, daß er diesen weisen Regenten einmüthig mit seinem ganzen Volk den Vater des Vaterlandes nannte. Zwar that sein eigner Bruder der Graf von Dreux alles, um ihm den redlichen Abt verdächtig zu machen; allein der König achtete auf seine Klagen nicht, da er alles in so blühendem Zustande befand, daß er darüber die Widerwärtigkeiten, und das Elend, so er auf seinem unglücklichen Zuge erlitten hatte, bald vergaß. Weit unangenehmer war ihm das Andenken an die leichtsinnige Aufführung seiner Gemahlinn, und er hatte davon eine so tiefe Empfin-

dung in der Seele, daß er fest bey sich beschloß von ihr sich zu scheiden, nur war er zu stolz, als daß er ihre vielfache ihm bewiesene Untreue bey seinem Ansuchen um diese Scheidung als einen Grund anzuführen, von sich erlangen konnte. Er fand aber leicht ein anderes, damaliger Zeit nie fehlschlagendes Mittel, nemlich die Blutsfreundschaft; dessen beschloß sich Ludwig also, nach dem Tode seines einsichtsvollen Staatsbedienten des Abts Süger, zu bedienen. Dieser hatte ihm die Ehescheidung aus dem sehr wichtigen Grunde widerrathen, weil der König dadurch Gefahr lief, das Herzogthum Guienne, welches seine Gemahlinn ihm zugebracht hatte, zu verliehren. Ludwig berief im Jahr 1152 zu Beaugenoi eine Versammlung von Bischöffen, denen er seinen Fall vorlegte; die Königin war auch sehr weit entfernt, ihm in der Sache zuwider zu seyn, und es ward daher unter dem Vorwande, daß sie zu nahe verwandt wären, auf die Scheidung erkannt. Auch gab Ludwig an seiner Seite viel Großmuth hierbey zu erkennen, denn er ließ seine Gemahlinn ihr ganzes großes Vermögen wieder zurücknehmen. Zum Theil fühlte er wohl sich nicht mächtig genug, die Länder seiner bisherigen Gemahlinn, im Fall er sie an sich behalten wollte, zu behaupten; zum Theil vermuthete er wohl, daß sie nach ihrem Tode an die Töchter fallen würden,

die

die er von ihr hatte. Ihre beyderseitige Gemüthsart war gänzlich verschieden, wie denn die Königin oft sagte: sie habe einen Mönch zum Gemahl. Ihr Verhalten, bey Beförderung des Gesuchs ihres Gemahls, klärte sich bald auf, denn sie heirathete wenig Wochen nach ihrer Scheidung den schönsten, und mächtigsten Prinzen in Europa, Heinrich, Herzogen von der Normandie, einen Sohn Gottfrieds Plantagenet, und der Kayserin Mathildis, der der vermuthliche Erbe der Krone England war, und jezt schon, durch diese Vermählung, innerhalb des Königreichs Frankreich, mächtiger ward, als Ludwig selbst.

Ludwig sah diesen Staatsfehler zu spät ein, und dachte ihn zu verbessern, machte aber einen zweyten; denn er schloß ein Bündniß mit Stephan, den man als den unrechtmäßigen Regenten von England betrachtete, und dessen Sohne Eustach von Boulogne. Dieser leztere griff im J. 1152 mit Ludwigs, und des Grafen von Blois Beystande, die Normandie an, und Heinrichs jüngerer Bruder, Gottfried, trat diesem Bündnisse bey. Allein Heinrich war durch seinen Geist, und kriegerischen Muth, in einem Alter von 20 Jahren, allen diesen Gegnern überlegen. Von Ludwig wuste er sich auf gewisse Zeit einen Stillstand zu ver-

schaffen, und wendete solchen dazu an, mit seiner Mutter nach England überzugehn. Er bekriegte Stephan, und zwang ihn, daß er sich mit ihm vergleichen muste, ihn an Sohnes statt anzunehmen. Da nun Stephans eigner Sohn, Eustach, unterdeß starb, so gelangte Heinrich im J. 1155 zum ruhigen Besitz der Krone von England, die ihm durch ein unstreitiges Recht zukam. Ludwig that zwar, als der Sillstand zu Ende war, einen Einfall in die Normandie, allein Heinrich war ihm zu mächtig, und er muste zufrieden seyn, daß dieser ihm wegen seiner in Frankreich liegenden Länder huldigte, ihm eine Summe Geldes, und von Zeit zu Zeit prächtige Geschenke gab, auch ihm in Paris persönlich seine Ehrfurcht bezeugte.

Ludwig vermählte sich nun wieder mit Constantien, seiner Tochter Alphons VIII. Königs von Castilien, und kam dadurch auf den andächtigen Einfall, eine Wallfahrt nach Spanien zum Grabe des heiligen Jacobs zu Compostella zu thun. Als er wieder zurück kam, hielt er zu Soissons eine Versammlung, zur Befestigung der innerlichen Ruhe seiner Staaten. Die allgemeine Liebe, in die er sich bey dem Adel sowohl, als dem Volke, durch seine Achtsamkeit auf ihr bestes, gesezt hatte, würkte auch so viel, daß sie einander

eyd-

endlich versprachen, den Landfrieden auf 10 Jahre heilig zu halten, d. h. ihre Privathändel nicht durch eigne Befehdungen auszumachen, sondern sie der Entscheidung öffentlicher Gerichte zu überlassen. Hierdurch genoß der Theil von Frankreich, den Ludwig beherrschte, Ruhe und Sicherheit; in den Ländern, die Heinrichen von England gehörten, wüthete der unruhvolle Geist damaliger Zeiten noch fort.

Der König von England sahe Ludwigen mit einem verächtlichen Mitleid an, und dachte nun darauf, wie er ihn ruhig erhalten, bey dem allen aber seine Staaten in Frankreich durch immer mehrere Eroberungen erweitern könne. Er zog ihn, dem Scheine nach, bey allem, was er wichtiges unternahm, zu Rathe, verlobte auch seinen erst fünfjährigen Sohn, und Cron-Erben, mit Ludwigs Tochter Margarethe, die noch in der Wiege lag. Hierzu wußte er diesen so einzuschläfern, daß er sich der Grafschaft Nantes, und einige Zeit hernach der Herrschaft Bretagne bemächtigen durfte, ohne daß Ludwig ihn daran hinderte.

Im J. 1160 verlohr Ludwig seine zweyte Gemahlinn, Constantie, im Kindbett, nachdem er zwey

Töchter mit ihr gezeugt hatte. Er vermählte sich wenig Wochen nachher, auf den Rath seiner Großen, da er noch keinen männlichen Erben hatte, mit Adelheid, des Grafen von Champagne Tochter. Hierdurch erhielt er, ausser einer schönen, und klugen Gemahlinn, auch einen ansehnlichen Zuwachs von Macht, denn die Grafen von Champagne gehörten zu den furchtbarsten Großen von Frankreich, und wurden durch diese Verbindung von der Parthey Heinrichs, zu der sie bisher gehört hatten, abgezogen. Ludwig vermählte auch seine beyden Töchter, die er von Eleonoren hatte, um dies Band noch fester zu knüpfen, mit zweyen Grafen von dieser Familie, dem von Troyes, und von Blois.

Er machte auch noch in eben diesem Jahre die Erfahrung, wie nöthig es für ihn sey, sich gegen die Eroberungssucht Heinrichs zu wafnen, der nur so lange Frieden hielt, als es seinem Eigennutzen vortheilhaft war. Denn dieser machte Anspruch auf die Grafschaft Toulouse, weil solche von Eleonorens Großvater an den Grafen Raymund von St. Aegidi war verpfändet worden, und forderte sie jezt von dem Enkel dieses Grafen, der auch Raymund hieß, als das unstreitige Eigenthum seiner Gemahlinn zurück. Der Graf von Toulouse weigerte sich, solche abzutreten, und ver-

ließ sich auf Ludwigs Schuz, dem sehr daran gelegen seyn muste, den englischen Monarchen nicht noch mächtiger in Frankreich werden zu lassen. Heinrich belagerte ihn also in seiner Hauptstadt, wo der Graf aber so lange sich herzhaft vertheidigte, bis Ludwig sich mit einer kleinen Macht in die belagerte Stadt warf. Heinrich hob sogleich aus Ehrfurcht für den König, wie es schien, die Belagerung auf, eigentlich wohl, weil er sich für dem zum Entsaze herbeyeilenden Heere Ludwigs fürchtete. Indeß muste der Graf von Blois in die Staaten des Königs einfallen, um Ludwigen dadurch von Vertheidigung der belagerten Stadt abzuziehen; allein ein anderes Heer, unter seinem Bruder, dem Grafen von Dreux, vereitelte diesen Plan, und nachdem der Krieg noch eine Weile fortgedauert hatte, kam es im J. 1160 zu einem Frieden, worinn Heinrich Ludwigen aufs neue huldigte, seine Ansprüche auf Toulouse aber nur unter dem Beding aufzugeben sich erklärte: wenn Raymund seine Tochter Johanne heirathen würde. Heinrichs Söhne wurden mit Ludwigs beyden Töchtern, von Constantien, verlobt, und der älteste huldigte Ludwigen wegen Anjou, und Maine, dem zweyten aber, Richard, ward das Herzogthum Guienne zur Mitgabe zugesagt.

Dieser doppelten Verbindung ohngeachtet erzeugte die Eifersucht der beyden Könige Ludwig und Heinrich gegen einander immer neue Streitigkeiten. Heinrich verlangte zwey feste Plätze, die ehemals zur Normandie gehört hatten, Gisors und Neaufle; weil aber die Prinzeßinnen, die sie zum Brautschatz mitbringen sollten, so wie ihre Verlobten, seine Söhne, noch Kinder waren, so sollten indeß diese Festungen drey Tempelherren zur Verwahrung anvertrauet werden, die sie, nach geschehener Vermählung, dem Könige von England übergeben könnten. Allein Heinrichs Habsucht war viel zu ungeduldig, als daß er so lange hätte warten können, bis dieser Zeitpunct herangekommen, er ließ vielmehr seinen ältern Sohn Heinrich mit Margarethen förmlich vermählen, und zwang die dabey gegenwärtig gewesene Tempelherren ihm die beyden Plätze sogleich einzuräumen. Ludwigen brachte diese Hinterlist so sehr auf, daß er die Tempelherren aus seinen Staaten jagte, Heinrich aber nahm sie auf, und schützte sie.

Es wäre hierüber gewiß zum Krieg gekommen, wenn nicht der Pabst Alexander III., der damals durch Viktor IV aus Rom verjagt war, und sich in Frankreich aufhielt, diesen Zwist beygelegt hätte. Er hielt

im

im Jahr 1162 eine Versammlung zu Tours, wo die beyden Könige zugegen waren, und ihm die größten Merkmale der Ehrerbietung gaben, indem sie von den Pferden abstiegen, ihn zu empfangen, und jeder von ihnen einen Steigbiegel seines Pferdes ergriff, und ihn zu Fuße begleitete, indem er nach einem prächtigen Zelte trabete, das im Lager des französischen Königs für ihn aufgeschlagen war.

Es fielen wenig Jahre nachher wegen Thomas Becket, Erzbischof zu Canterbury, neue Zwistigkeiten zwischen Ludwig und Heinrich vor, die nicht hierher, sondern in die Englische Geschichte gehören. Der König von Frankreich hatte diesem ungehorsamen Bischoff eine Zuflucht in seinen Staaten vergönnt, worüber Heinrich erbittert ward. Ueberall besaß Ludwig zwar nicht den hohen Geist und Scharfsinn seines Nebenbuhlers Heinrichs, statt dessen aber eine durch Erfahrung ausgebildete Klugheit, so daß er zulezt der Macht des englischen Königs in Frankreich das Gegengewicht halten konnte. Er bewürkte dies vornehmlich dadurch, daß er unter Heinrichs Vasallen den Verdacht erregte, als hätten sie weit mehr von dem unmäßigen Ehrgeitze dieses Königs zu fürchten, als von der gesetzmäßigen Ausübung des Vorrechts das er als

Lehns-

Lehnsherr über Heinrichen verlangte. Diese Eifersucht würkte so stark auf den französischen Adel, daß Heinrich im J. 1169 zu Montmirall mit Ludwigen einen Frieden schloß, der für diesen leztern eben so rühmlich als nützlich war. Heinrich leistete daselbst die Huldigung für die Normandie persönlich, und seine Söhne, Heinrich und Richard, thaten eben dies wegen Anjou und Maine, wie auch für das Herzogthum Guienne; Bretagne mußte doppelt huldigen, und sollte Heinrichs Sohne Gottfried zufallen.

Dieser Friede war im Vergleich mit dem vorigen einer der feyerlichsten, aber die Ruhe beyder Reiche ward dadurch doch nicht auf lange befestiget. Heinrich hatte seinen ältesten Sohn, gleiches Namens, schon im Jahre 1170 zum König von England krönen lassen, und Ludwig empfand es übel, daß dies zu einer Zeit geschehen war, da sich seine Gemahlinn, die eine Tochter Ludwigs war, in der Normandie befunden hatte. Doch ließ er sich beruhigen, sobald Heinrich versprach, daß sein Sohn nochmals zu Rouen, nebst der Prinzeßin seiner Gemahlinn, gekrönt werden sollte. Ludwig, der den Ehrgeitz des jungen Königs kannte, suchte sich seiner Neigung, nebst dem Titul des Königs zugleich die Macht desselben besitzen zu wollen, vortheil-

haft

haft zu bedienen, und überredete den jungen Heinrich, der einige Zeit an seinem Hofe zubringen durfte, nach derjenigen Herrschaft zu streben, die sein Vater ihm, als einem gekrönten Könige, nun nicht mehr versagen könne. Dieser verlangte daher bey seiner Zurückkunft, sein Vater solle ihm entweder das Königreich England, oder die Normandie, abtreten, zeigte grossen Unwillen, da beydes ihm versagt wurde, sprach unehrerbietig von seinem Vater, und flüchtete im Jahr 1173 nach Paris, wo Ludwig ihn aufs stärkste zu unterstützen versprach. Es kam also zum Kriege, und nicht allein Ludwig, nebst vielen Großen seines Reichs, schwuren die Waffen nicht eher niederzulegen bis dem jungen Heinrich Recht verschaft sey, sondern auch die beyden andern Brüder, Richard und Gottfried, ja zuletzt die Königin Eleonora selbst traten dieser Verbindung bey, deren Absicht nichts geringers war, als Heinrich den Aeltern vom Throne zu stoßen.

Die Verdorbenheit der Sitten dieses Zeitpuncts übersteigt alle Vorstellungen, und hatte sonderlich ihren Grund in den falschen Vorstellungen, die man von der päbstlichen Macht unterhielt. Fürsten und Unterthanen glaubten, nur der Pabst könne Verbindlich-

lichkeiten auflegen, und hielten deswegen seine Aussprüche, die eben so oft aus Stolz und Eigennutz, als aus Liebe zur Gerechtigkeit herrührten, für weit heiliger, als die Empfindungen der Natur. Wäre irgend ein Fürst aufgeklärt genug gewesen, sich über dies Vorurtheil seiner Zeiten hinweg zu setzen, so würde es Heinrich gekonnt haben; allein er mußte dem Strom der Zeiten nachgeben, denn er sah auf einmal sein ganzes Haus sich wider ihn erklären, und von allen Seiten Feinde wider ihn aufstehen. Allein zum Glück für Heinrichen war die blinde Anhänglichkeit gegen den päbstlichen Willen bey dem großen Haufen nicht so stark, als unter den Vornehmern, und es gelang ihm daher, seine Feinde überall zu besiegen, im Jahr 1174 aber mit Ludwig einen rühmlichen Frieden zu schließen. Er war zwar genöthigt, sich dabey vielen Demüthigungen zu unterwerfen, doch, mit Hülfe seiner getreuen Unterthanen, sezte er sich über sie alle hinweg, und vereitelte die wider ihn errichtete unnatürliche Verschwörung.

Es dauerte gleichwohl kaum drey Jahre, so brachen neue Mißhelligkeiten zwischen Ludwig, und dem Könige von England aus, die durch Verzögerung der

Hey-

Heyrath des Prinzen Richard mit Ludwigs Tochter, Alix, veranlaßt wurden. Sie war schon geraume Zeit an Heinrichs Hofe, und nun in dem Alter, daß das Beylager hätte können vollzogen werden; allein Heinrich schob solches noch immer auf, und man gab eine unerlaubte Neigung zu seiner künftigen Schwiegertochter als die Ursach davon an. Ludwig drang auf die Vollziehung der Heyrath, und da Heinrich Forderungen machte, die Ludwig nicht eingehen wollte, um nur Vorwände zu suchen, die Sache noch weiter hinaus zu setzen, so wendete sich Ludwig an den Pabst, der Heinrichen mit dem Banne drohete, dafern er die Vermählung nicht vollziehen ließ. Es kam hierauf zum Vergleiche, und beyde Monarchen versprachen sich sogar, einander bey einem Creuzzuge nach Palästina zu begleiten.

Dies Versprechen schien wohl nur dem Pabste zu gefallen geschehen zu seyn, denn es kam nie zu Stande; statt dieser weiten Reise aber entschloß sich Ludwig im Jahr 1179 eine kürzere, nach Canterbury, zum Grabe des unter die Heiligen versezten Thomas Becket, zu thun. Die Veranlaßung zu dieser Wallfahrt war eine gefährliche Krankheit, in welche der einzige Sohn Ludwigs, den er von seiner

drit-

dritten Gemahlinn hatte, verfallen war. Er hofte, daß dieser Heilige, den er im Leben beschützt hatte, auch jezt seinem Sohne helfen würde. Heinrich nahm ihn sehr prächtig, und gastfrey auf, und er fand, bey seiner Rückkehr, auch seinen Sohn völlig wieder hergestellt.

Jezt dachte er nun darauf, diesen Prinzen, der die Hofnung des Reichs war, zum Gehülfen anzunehmen, und krönen zu lassen. Ehe indeß der dazu bestimmte Tag heran kam, ward Ludwig von einem Schlagfluß befallen, der die rechte Seite seines Körpers lähmte. Dies bewegte ihn, die Krönung Philipp Augusts zu beschleunigen, und sie geschah auch zu Rheims, mit vieler Ordnung, und Feyerlichkeit. Der junge König von England, Heinrich, trug, als Herzog der Normandie, die Krone vor ihm her, und der Graf von Flandern, Philipp, das Schwerdt.

Ludwig überlebte diese Feyerlichkeit nur kaum so lange, daß das Beylager des jungen Königs mit der Nichte des Grafen von Flandern noch von ihm konnte veranstaltet werden. Diese Prinzeßin, die eine Tochter Balduins IV. Grafen von Hennegau war, stammte aus dem Geschlechte Carls des Großen, und ihre

ihre Verbindung mit dem jetzt regierenden Hause Hugo Capets war der Nation sehr erfreulich. Der Graf von Flandern trat dem jungen Könige nicht allein seine Rechte auf Hennegau ab, sondern gab ihm auch die Grafschaft Artois.

Ludwig starb in der Mitte des J. 1180 in einem Alter von 60 Jahren, und seine dritte Gemahlinn, Adelhaide, ließ ihn mit grosser Pracht zu Barbeaux begraben. Carl IX. eröfnete nach langer Zeit sein Grab, und fand noch das goldne Creuz auf der Brust seines Leichnams, nebst den Ringen, die man ihm angesteckt hatte, und die er nun selber trug.

Dieser König scheint, bey vieler Andacht, und Mönchs-Frömmigkeit, doch ein Herr von sehr eingeschränkten Fähigkeiten, und geringer Staatsklugheit gewesen zu seyn. Auch war sein Ansehen unter seinem Volke, seines persönlichen Muths ohngeachtet, so sehr groß eben nicht. Als er einst eine Schlägerey, die unter den Canonicis der h. Genovefa, und einigen päbstlichen Geistlichen entstanden war, durch sein Ansehn stillen wollte, bekam er selbst Schläge im Handgemenge, und muste sich auf die Seite begeben.

Unter seiner Regierung nahm die französische Dichtkunst ihren eigentlichen kunstmäßigen Anfang. Die Troubadours in Provence waren die ersten, welche die Annehmlichkeiten des Reims dem Ohre fühlbar zu machen wusten; sie hatten ihre Jongleurs bey sich, die den Gesang durch verschiedne Instrumente begleiteten.

## Siebenzehente Vorlesung.

### Regierung Philipps II. Augustus.

Seit Carl dem Großen hat kein König den Namen eines Eroberers, eines Augustus, mehr verdient, als Philipp II. Er vereinigte die ansehnlichen Provinzen der Normandie, Maine, Anjou, Touraine, und Poitou wieder mit der Krone; erwarb die Grafschaften Artois, und Auvergne, brachte die Picardie, den größten Theil von Berry, und viel andre wichtige Herrschaften an das königliche Haus, befestigte das Ansehen desselben, und demüthigte dagegen das Haus Plantagenet, dessen Macht unter der vorigen

Re-

Regierung in Frankreich so sehr zugenommen hatte, wuste endlich die großen Vasallen der Krone in die Grenzen der Unterwürfigkeit zurück zu bringen: dies sind die Thaten, die diesem Könige den glorreichen Namen erwarben, den er in der Geschichte trägt.

Er war, da er den Thron bestieg, noch nicht völlig 15 Jahr alt, aber er gab frühzeitige Merkmaale, daß er zum Beherrscher gebohren sey. Der Graf von Flandern hieß zwar sein Vormund, er nahm aber die Zügel der Regierung sogleich in seine eignen Hände. Zwey Handlungen erwarben ihm gleich anfangs den Beyfall seines Volks; er verjagte alle Possenreisser, und Schalksnarren von seinem Hofe, und verwieß die Juden, die durch schändlichen Wucher alles Geld im Lande an sich gezogen hatten, aus dem Reiche. Vergebens wollten die Großen ihnen Schutz verleihen; der Haß des Pöbels, den dies Volk in hohem Grade auf sich geladen hatte, half dem Könige, sie zu vertreiben. Der Handel war bisher allein in ihren Händen gewesen, und ihre Macht, die ihnen der Reichthum verlieh, gieng so weit, daß sie Christen als Leibeigene um sich hatten. Die Geistlichen gaben ihnen, aus frommen Hasse vermuthlich, viele Grausamkeiten schuld, unter andern, daß sie

jährlich ein Christenkind schlachteten. Durch diese Erzehlungen war der König, von seiner Kindheit an, wider dies Volk so sehr eingenommen worden, daß er im J. 1179 alle Juden zu Paris gefangen nehmen, ihre Kostbarkeiten, und Ländereyen einziehen, und ihre Schuldner von der Verbindlichkeit, zu zahlen, loßsprechen ließ. Zwar thaten sie alles mögliche, durch große Geschenke einige Prälaten, und Vornehme zu gewinnen, die den König zu bewegen suchten, das im Anfange des J. 1182 gegebene Gesetz zu widerrufen, dem zufolge sie in drey Monaten das Reich räumen sollten. Philipp blieb unbeweglich, und sie musten in der Mitte dieses Jahrs sämmtlich das Reich verlassen, ihre Synagogen aber wurden, zur allgemeinen Freude des Volks, in Kirchen verwandelt.

Frankreich genoß damals einer völligen Ruhe von aussen her, nur im Lande übten die unter dem vorigen Könige gesammleten, jezt aber abgedankten, Soldaten viele Gewaltthätigkeiten aus. Philipp ließ mehr als 7000 auf einmal niederhauen, und brachte es in kurzem dahin, daß das Land von diesen Räubern, die man Brabanßons nannte, gereinigt ward.

Philipp wandte alles an, sich die Liebe der geringern Geistlichkeit, und des Volks zu erwerben, die er auch, während seiner Regierung, für sich immer sehr vortheilhaft fand. Er verschönerte seine Hauptstadt ungemein, indem er die Strassen pflastern, und reinlich halten ließ, so daß sie den Namen Lutetia, den sie bisher trug, jezt ablegte. Auch ließ er nicht Paris allein, sondern mehrere grosse Städte, mit Mauern einfassen, gab ihnen Rechte, und Freyheiten, durch die sie mehr Sicherheit, und äussern Glanz erhielten.

Mit Unwillen sahen die Grafen von Champagne, Philipps nächste Verwandten, daß der Graf von Flandern noch immer das Vertrauen des jungen Königs am meisten besaß, und sie besorgten, sein Ansehn möchte noch wachsen, wenn es ihm gelingen sollte, seine Nichte, die Prinzeßinn Isabelle, mit dem Monarchen zu vermählen. Die Grafschaft Artois, und noch andre ansehnliche Ländereyen, die ihre Mitgabe ausmachten, schienen, in den Augen des Königs, ihnen zu grosse Versuchungen zu seyn, als daß er solchen würde widerstehen können. Sie machten daher mit Philipps Mutter, Adelheide, Parthey, um diese Verbindung zu hindern, und den König von sei-

nem Vormunde abwendig zu machen; allein Philipp wollte sich von seiner Mutter so wenig, als von dem Grafen von Flandern, beherrschen lassen. Er vermählte sich im Jahr 1180, alles Einredens seiner Mutter ohngeachtet, mit Isabellen, und ließ sie zu St. Denis von dem Erzbischoffe zu Sens krönen, worüber der Erzbischoff zu Rheims beym Pabste, aber vergebens, Beschwerde führte.

Die verwittwete Königinn äusserte ihr Misvergnügen durch eine plözliche Flucht in die Normandie, und sie sowohl, als die Grafen von Champagne, suchten bey Heinrich II. von England Schutz wider Philippen, und den Grafen von Flandern. Dieser fiel auch sogleich in Frankreich ein, aber Philipp erwartete ihn an den Grenzen der Normandie mit einem wohlgerüsteten Heere. Der Graf von Flandern wollte den Streit durch das Schwerdt entschieden wissen, und beyde Heere standen einander bereits im Gesichte, als der Legat des Pabsts beyde Könige zu einer Unterredung bewegte, um die Sache gütlich zu vergleichen.

Philipp, der nur von seinem eignen Gutachten, nicht aber von dem Rathe eines Hofmeisters abhängen

gen wollte, zeigte sich eben so bereit zur mündlichen Unterhandlung, als zum Gefechte. Er kam also mit Heinrichen zusammen, der für den größten Staatskundigen seiner Zeiten galt; allein er ward bald gewahr, daß Philipps Klugheit, und Muth sein Alter weit überstiegen. Er achtete auf Heinrichs Drohungen so wenig, als auf dessen Schmeicheleyen, und antwortete mit edlem Stolz: er sey, als König, nur Gott allein von seinen Handlungen Rechenschaft schuldig, und würde den Uebermuth derer, die sein Ansehen nicht achten wollten, zu strafen wissen Heinrich erstaunte über den Scharfsinn, und die Entschlossenheit des jungen Königs, fieng an zu begreifen, daß mit Gewalt über ihn nichts zu gewinnen sey, und war zufrieden, daß ein Vergleich zu Stande kam, durch den der Königin Adelheid, und ihren Anhängern, ihr Rang, und ihre Güter wieder gegeben, die ehemaligen Verträge zwischen England, und Frankreich aber bestätigt wurden.

Durch die Rückkehr der Königinn Mutter verlohr der Graf von Flandern viel von seinem Ansehen, und der Verdruß darüber bewog ihn, sich in der Stille vom Hofe zu entfernen. An seiner Stelle ward die Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten einem

Edelmanne, Robert Clemens, aufgetragen, dessen Rechtschaffenheit so entschieden war, als seine Einsichten. Man erwartete viel von ihm, allein sein plötzlicher Tod machte alle diese Hofnungen zu nichte. Ihm folgte sein Bruder Aegidius, der aber eben so bald starb. Nun kam der jungste Graf von Champagne an das Ruder der Geschäfte, der ein Bruder der verwittweten Königinn war, und von jedermann dieser höchsten Würde vollkommen fähig gehalten ward.

Der Kaltsinn, der zwischen Philipp, und dem Grafen von Flandern entstanden war, brach durch den Tod der Gräfin, seiner Gemahlinn, in einen offenbaren Krieg aus. Sie war eine Enkelin Hugo des Großen, und mithin gehörte ihr Vermandois, Amiens, und Valois. Da sie ohne Kinder starb, so verlangte Philipp ihre Länder von ihrem Gemahle zurück, und erbot sich, sein Recht darauf zu erweisen. Der Graf behauptete dagegen, den Besitz dieser Länder durch den vorigen König erhalten zu haben, und von Philipp selbst darinn bestätigt zu seyn. Alle Versuche zum Vergleich waren anfangs vergeblich, der Graf drang in die Länder des Königs ein; allein dieser muthvolle Monarch bot ihm überall die Spitze, so daß

er endlich sich an den Cardinal von Champagne wenden muste, seine Aussöhnung mit dem Könige zu bewürken. Er verlohr seine Länder völlig, und behielt nur die Städte Perronne und St. Quentin, doch so, daß es dem König immer frey stünde, sie wieder an sich zu lösen.

Der jüngere Heinrich, König von England, der Philipps Halbschwester Margarethe zur Gemahlinn hatte, starb im J. 1183 ohne Kinder. Philipp forderte hierauf von dessen Vater, dem ältern Heinrich, das Leibgedinge seiner Schwester zurück. Die Sache ward indeß verglichen; Heinrich huldigte Philippen für die Länder, die er in Frankreich besaß, und versprach, sein Sohn Richard, Herzog von Guienne, sollte die Prinzeßinn Alix, Philipps andre Schwester, heirathen, auf welche Bedingung ihm dieser Margarethens Länder ließ.

Allein es war Heinrichen nicht Ernst mit diesem Versprechen, denn er hegte selbst für diese Prinzeßinn eine unglückliche Neigung, die viel Unheil über seine Familie, und Regierung brachte. Seine eigne Gemahlinn Eleonore, die seine Untreue übel empfand, muste die Beschwerden, so sie darüber führte, mit

dem Verlust ihrer Freyheit büßen, und 12 Jahre lang, bis an ihren Tod, eine Gefangne seyn. Seine Söhne erregten oft Unruhen, und verbitterten ihm seine Tage, sonderlich sein zweyter Sohn Gottfried, der Herzog von Bretagne, und Philipps Schwiegersohn war. Dieser verlangte noch Anjou, und, da ihm dies versagt ward, flüchtete er nach Franckreich an Philipps Hof, und rüstete sich, seinen Vater zu bekriegen. Doch ehe dieser Krieg ausbrach, starb er im J. 1186 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, den er bey einem Turnier erlitten hatte. Er hinterließ seine Gemahlinn schwanger, und bald nach seinem Tode gebahr sie einen Prinzen, den die Bretagner Arthur nannten. Dieser war der natürliche Erbe seiner Mutter, und sein Grosvater Heinrich wünschte, als Vormund von ihm, Bretagne in seiner Gewalt behalten zu können. Er kam in dieser Absicht dahin, allein Constantia behauptete ihr Recht, dies Herzogthum, das ihr Erbe war, zu regieren. Es ward endlich durch einen Vergleich ausgemacht, daß Constantia, im Namen ihres Sohnes, und ihrem eignen, Befehle ausfertigen, wichtige Dinge aber nicht ohne Vorwissen ihres Schwiegervaters unternommen werden sollten. Philipp schüzte hierbey seine Tochter wider ihre Schwäger, die englischen Prinzen, Richard, und

Johann, belagerte auch im J. 1187 Chateaurour, das aber von dem ältern Heinrich entsezt ward. Der päbstliche Legat vermittelte endlich eine Aussöhnung zwischen ihnen, die, nach der Sitte damaliger Zeiten, durch einen Schwur, das Creuz zu nehmen, bekräftigt ward.

Allein dieser Zug nach Palästina, zu dem schon alles bereit schien, ward durch einen neuen Zwist beyder Könige verzögert. Der hartnäckige englische Prinz Richard erneuerte seine Ansprüche auf die Grafschaft Toulouse, die damals den Grafen Raymund gehörte. Dieser suchte Hülfe bey Philipp, seinem Oberherrn, wider den Angrif Richards, der ihm zwey feste Plätze weggenommen hatte, und Philipp, anstatt Richarden anzugreifen, fiel in die Länder seines Vaters ein, mit dem er doch kürzlich ein Bündniß errichtet hatte, unter dem Vorwand, als ob Richard auf Anstiften seines Vaters die Grafschaft Toulouse in Anspruch nehme. Es war ihm leicht, zu einer Zeit, da Heinrich nichts feindliches von ihm besorgte, die Herrschaften Barri und Auvergne zu erobern; allein Heinrich rächte sich bald durch eine Streiferey, bey der die Stadt Dreux verbrannt ward. Philipp dachte den König von England, und seinen Sohn zu überfallen, und

gefangen zu nehmen allein sein Anschlag mißlang, doch eroberte er Mans, einen der festesten Plätze damaliger Zeit, brachte auch die Engländer in zwey Gefechten zum Weichen.

Dieser Krieg gab dadurch ein großes Aergerniß, daß der Creuzzug, den beyde Könige zu thun versprochen hatten, verzögert ward, deswegen weigerten sich der Graf von Flandern, und einige große Vasallen Philipps ihm länger wider einen Fürsten zu dienen, der, so wie er selbst, durch ein vermeintliches frommes Gelübde gebunden war. Philipp mußte sich zu einer Zusammenkunft mit Heinrich verstehen, um ihren Streit beyzulegen, die aber anfangs fruchtlos war, weil ein geringer Umstand beyde Partheyen aufs neue erbitterte. Man kam auf freyen Felde zusammen, auf einem Platze, wo ein alter dicker Ulmbaum stand, dessen Aeste einen weiten Umkreis beschatteten. Unter diesem Baum standen die Englischen Herren mit ihrem König, die Franzosen hingegen waren der strengsten Sonnenhitze ausgesezt. Hierüber spotteten einige Engländer, und dies reizte endlich die Ungeduld der Franzosen so sehr, daß sie mit ihren Waffen über die Spötter herfielen, sie fortiagten, und so die Unterhandlungen abbrachen. Doch ward

nach

nach einiger Zeit eine neue Unterredung veranstaltet, wodurch ein gründlicher Friede geschlossen ward. Philipp verstand sich gegen eine große Summe baaren Geldes dazu, alles zurück zu geben, was Heinrich in Frankreich verlohren hatte, und der Prinz Richard sollte sich, nach seiner Rückkehr aus Palästina, mit der Prinzeßinn Alix vermählen. Diese Aussöhnung hatte so sehr die Merkmale der Aufrichtigkeit, daß Philipp, auf Heinrichs ernstliche Bitten, ihn sogar das Verzeichniß derer sehen ließ, die sich mit ihm wider Heinrichen verbunden hatten. Als dieser den Namen seines geliebten Sohnes Johann an der Spitze fand, kränkte ihn dies so sehr, daß er bald nach seiner Rükkehr im Jahr 1189 vor Betrübniß starb, und seine Krone, nebst seinem väterlichen Fluche, Richarden, Philipps Bundesgenossen, hinterließ.

Philipp begab sich in der Mitte des Jahres 1100 nach Vezelai, wo schon 100000 Franzosen und Engländer zum Creuzzuge bereit standen; allein schwerlich konnten je zwey Anführer übler gepaart seyn, als Philipp und Richard, die, des äusserlichen Scheins ohngeachtet, einander im Herzen beyde haßten. Philipp war kaltblütiger und zurückhaltender als Richard; allein dieser übertraf ihn an persönlicher Stärke und

Ge-

Geschicklichkeit in den Waffen. In dem Laster der Wollust waren sie beyde einander gleich, so wie auch in der Habsucht, die der einzige Grund ihres thörigten Zuges nach dem heiligen Lande gewesen seyn soll, weil die Christen damals einige trefliche Häfen im Morgenlande besaßen.

Ehe Philipp noch zum Creuzzuge aufbrach, suchten einige seiner getreuen Räthe ihn davon zurück zu halten; die Königinn Adelheid aber, und der Cardinal Wilhelm von Champagne, die in seiner Abwesenheit zu regieren hoften, schmeichelten ihm mit einem glücklichen Erfolge seines frommen Zuges. Er schränkte indeß ihre Gewalt durch eine Urkunde ein, die er nach Art eines Testaments auffsezte, welches von den vier großen Kronbeamten unterzeichnet ward. Er stieß mit seinem Heer zu Richards seinem, und so zogen sie zusammen, bis Lyon, wo sie sich trennten. Philipp wendete sich nach Genua, Richard aber nach Marseille, um sich einschiffen zu lassen. Zu Meßina wollten beyde Creuzfahrer wieder zusammen treffen, und von da gemeinschaftlich ihren Zug fortsetzen.

Der König von Frankreich kam mit einer sehr übel zugerichteten Flotte zuerst dahin, und weil er

hier

hier das, was man vorher bey heftigem Sturm über Bord geworfen hatte, wieder anschaffen mußte, so blieben beyde den ganzen Winter an diesem Orte liegen, und hier ward der Grund zu den Feindseligkeiten gelegt, die dies ganze Unternehmen unglücklich ablaufen machten.

Tankred war damals König von Sicilien, ein natürlicher Sohn des tapfern Königs Roger, dem Constantia, die Gemahlinn des Kaysers Heinrich, eines Bundesgenossen Philipps, sein Recht auf die Krone streitig machte, indem sie eine eheliche Tochter eben dieses Roger war. Um sich auf seinem Throne zu befestigen, hatte Tankred die Wittwe seines Vorgängers, Wilhelm II. die eine Schwester Richards von England war, ins Gefängniß setzen lassen. Jezt muste die Ankunft Richards, und des Königs von Frankreich ihn natürlicher Weise besorgt machen, um so mehr, da lezterer mit Kayser Heinrichen VI. in dem besten Vernehmen stand.

In dieser mißlichen Lage sah sich Tankred gezwungen, sich gegen beyde zu verstellen, und es gelang ihm, sie durch Schmeicheleyen zu gewinnen. Er sezte Richards Schwester sogleich in Freyheit, als dieser es ver-

verlangte, wich aber den übrigen Forderungen Richards aus. Dieser schloß sogar ein Bündniß mit ihm, worinn er versprach, seinen Neffen Arthur, Herzog von Bretagne, mit einer von Tankreds Töchtern zu vermählen. Weil er aber Tankreden so wenig, als den Einwohnern von Meßina trauete, so besezte er die Vorstädte mit seinen Leuten, und war auf all ihre Bewegungen wachsam. Dies verdroß die Sicilianer, und es fielen zwischen ihnen, und den Engländern manche Feindseligkeiten vor. Philipp, der die Stadt mit den seinigen bereits inne hatte, erbot sich, den Streit beyzulegen, und unterredete sich deswegen mit Richarden, ausser der Stadt, im freyen Felde. Währen der Unterredung schien es, als ob ein Haufe von Sicilianern gegen sie anzöge, und Richard trat hervor, sich nach der Ursach dieser Bewegung zu erkundigen. Die Engländer, durch vorherige Feindseligkeiten erbittert, ergriffen gern diesen Vorwand, die von Meßina anzufallen. Sie trieben solche in die Stadt zurück und drangen mit ihnen durch die Thore. Nun wendete zwar Richard all' sein Ansehen an, seine Leute vom plündern, und morden der wehrlosen Einwohner abzuhalten; doch befahl er, daß zum Zeichen, er sey Sieger, die Fahne von England auf die Mauern gepflanzt werden sollte.

Dies

Dies sahe Philipp, der Meßina für seinen Waffenplatz hielt, als eine Beschimpfung an, und hätte Richard nicht die Fahne freywillig wieder herabnehmen lassen, so wär es unvermeidlich zum Blutvergiessen zwischen ihnen gekommen. Der Zwist ward mit genauer Noth beygelegt, im Herzen beyder Monarchen aber blieb Groll, und Eyfersucht zurück. Tancred, dem daran lag, dies geheime Feuer der Zwietracht anzublasen, zeigte Richarden einen Brief, den Philipp an ihn sollte geschrieben haben, worinn dieser ihn bat, in die Quartiere der Engländer zu fallen, und versprach, ihm zu helfen, sie alle niederzuhauen. Richard traute dieser Angabe, war aber zu hitzig, und freymüthig, als daß er seinen Unwillen darüber nicht dem Könige Philipp gerade zu hätte äussern sollen. Dieser läugnete durchaus, den Brief unterzeichnet zu haben, und schalt Tancreden einen Betrüger, wodurch denn Richard schien beruhigt zu seyn.

Um allem fernern Zwiste vorzubeugen, bestand Philipp bey dieser Unterredung darauf, Richard solle sein oft gethanes Versprechen, sich mit seiner Schwester Alix zu vermählen, endlich in Erfüllung bringen. Allein dies zu thun war Richarden nie Ernst gewesen, denn er wuste nur zu wohl, in welchem Ver-

dachte sträflicher Verbindung mit seinem Vater diese Prinzeßinn sey. Auch fiel es ihm, nachdem er den Thron bestiegen hatte, so wenig ein, diese Verbindung zu vollziehen, daß er vielmehr damals Anstalt machte, Berengarien, eine Tochter des Königs Sancho VI. von Navarra, zu heirathen. Richard war also jezt gedrungen, die Verbindung mit Philipps Schwester aus Gründen zu verweigern, die so augenscheinlich gewesen seyn sollen, daß Philipp selbst ihm sein Versprechen erlassen muste. Er erbot sich indeß, das ihm ertheilte Leibgedinge der Alix zurückzugeben, welches aber Philipp endlich, gegen 10000 Marck Silber, ihm, und seinen männlichen Erben überließ. Richard erkannte übrigens Philippen für seinen Lehnsherrn, und dieser gab seine Einwilligung, daß jener Berengarien heirathete, die täglich mit Richards Mutter, Eleonore, zu Meßina erwartet wurde.

Das gemeinschaftliche Unternehmen, zweyer an Gesinnungen sich so unähnlicher Fürsten, konnte nicht anders als unglücklich ausfallen. Richards Stolz, der bey jedem Anlaße hervor brach, ward Philippen auf die Länge unerträglich, und brachte ihn zu dem Entschluß, nach Frankreich zurück zu kehren, zu einer Zeit, da die Eroberung der Stadt Ptolemais den Christen

sten Aussichten zu noch grössern Siegen über die Saracenen eröfnete. Auch war es die Besorgniß für sein Leben, die Philippen in diesem Entschlusse bestärkt; denn eine ansteckende Seuche war unter dem Heere der Christen eingerissen, die viele französische Ritter hinraffte, und Philipp selbst fiel in eine so gefährliche Krankheit, daß ihm die Haare, und die Nägel an Händen, und Füssen, ausfielen, auch die Haut am ganzen Körper abgieng. Seine Freunde hatten Richarden im Verdacht, daß er ihm hätte Gift beybringen lassen, obwohl diese Krankheit auch ihre natürliche Ursachen haben konnte.

Ein Zwist, der über das armselige Recht, König von Jerusalem zu heissen, entstand, vermehrte noch die Mißhelligkeiten im christlichen Heere. Die Gemahlinn des Königs Veit von Lusignan war, nebst vier Söhnen und zwo Töchtern, an der Seuche gestorben, die unter den Belagerern herrschte, und nun machte man ihrem Gemahle diese elende Krone streitig, sprach sie hingegen der Schwester von ihr, Isabellen, als der jüngsten Tochter des vorigen Königs, Amalrich, zu. Diese trennete sich von ihrem bisherigen Gemahl, den sie wider Willen geheurathet hatte, und vermählte sich mit Conrad von Montferrat,

 den

den Philipp unterstützte, da hingegen Richard Parthey für Veit von Lusignan nahm. Der Streit über dies eingebildete Reich, das von drey Bewerbern keiner besaß, ward so hitzig, daß es beynahe zum förmlichen Gefecht unter den Franzosen und Engländern gekommen wäre. Auch wuste Conrad, den Argwohn, den Philipp wider Richarden gefaßt hatte, als ob er Anschläge wider sein Leben mache, geschickt zu unterhalten, so daß dieser zu seinem Schutz eine Leibwache nahm, die aus lauter Edelleuten bestand, und die erste dieser Art bey den Königen von Capets Stamme war. Er ließ 10000 zu Fuß, und 500 zu Pferde, unter dem Herzog Eudo von Burgund zurück, nebst ihrem Solde auf drey Jahre. Bey seinen rachgierigen Gesinnungen gegen Richarden bewieß er übrigens die unmännliche Schwachheit, daß er ihm auf das Evangelien-Buch schwur, er wolle, während Richard in Palästina seyn würde, nichts feindseliges wider dessen Staaten unternehmen. Auf seiner Rückreise gieng er erst nach Rom, und suchte bey dem Pabste, Cölestin III. von diesem Schwure entbunden zu werden; allein der Pabst schlug ihm seine unedle Bitte mit guter Art ab.

In Frankreich ward er mit grosser Freude von seinem Volke aufgenommen, auch fand er alle

Re-

Regierungsgeschäfte durch seine beyden klugen Reichsverweser in dem besten Stande. Weil seine Gemahlinn Isabelle während seiner Abwesenheit gestorben war, so vermählte er sich im J. 1192 mit Ingelbergen, einer Schwester des dänischen Königs Canuts. Der Grund zu dieser Heirath war unedle Rachsucht gegen Richarden, denn er bestand darauf, Canut sollte ihm die dänischen Ansprüche auf England abtreten, und ihm eine Flotte leihen, solche zu behaupten; allein Canut weigerte sich dessen.

Philipps Begierde, sich an seinem Nebenbuhler zu rächen, ward indeß durch den Ruhm, den Richard, nach seinem Abgange vom christlichen Heere, einerndtete, täglich mehr entflammt. Denn der persönlichen Tapferkeit dieses Königs war einer der grösten Siege über die Sarazenen, und die Eroberung fast aller Plätze, ausser Jerusalem, zu verdanken. Auch würde Richard seinen Vortheil ohne Zweifel bis zur Einnahme dieser Stadt verfolgt haben, wenn nicht die Kränkungen, die ihm der Herzog von Burgund erregte, das trotzige Betragen der Franzosen, und Deutschen im Heere, noch mehr aber die Nachrichten, die er von den Ränken Philipps wider ihn, und den gefährlichen Anschlägen seines Bruders Jo-

hann, ihn vom Throne zu stürzen, erhielt, ihn bewogen hätten, einen Stillstand mit Saladin zu schließen, und in sein Reich zurückzueilen. Allein er hatte das Unglück, zu Wien von dem Herzoge Leopold von Oesterreich, den er auf dem Creuzzuge empfindlich beleidigt hatte, gefangen genommen, und an den habsüchtigen Kayser Heinrich VI. ausgeliefert zu werden, der ihn erst nach zwey Jahren, gegen ein grosses Lösegeld wieder in Freyheit sezte.

Philipp hatte, sobald er vernommen, daß Richard gefangen sey, alles angewandt, um ihn in seine Gewalt zu bekommen, und Heinrichen eine grosse Summe für ihn geboten. Allein der Unwille, den die deutschen Fürsten über diese Gefangenschaft Richards äusserten, war viel zu groß, als daß Heinrich sich getrauen durfte, seinen Gefangnen an Philippen zu verhandeln.

Besser gelang es Philippen bey Richards jüngern Bruder, Johann. Dieser vergaß, was er seinem Bruder, der zugleich sein König, und grosser Wohlthäter war, schuldig sey, ließ sich auf die erste Einladung mit dem Könige von Frankreich in ein Bündniß ein, dessen Zweck das Verderben seines unglücklichen Bruders war.

Phi-

Philipp versprach ihm die Krone von England, wenn er die Prinzeßinn Alix heirathen, und einen grossen Theil der Normandie an ihn abtreten wollte. Er gieng nach Frankreich, und ließ sich mit den übrigen englischen Provinzen von Philipp belehnen.

Dieser vergaß jezt den Eyd, den er Richarden geschworen hatte, und gieng im Jahr 1193 wider Willen seiner Stände, die hierinn redlicher, als er, dachten, zu Felde, nachdem er vorher dem gefangnen Richard, eine sehr unmännliche Ausforderung zugeschickt hatte. Er fiel in die Normandie ein, verheerte das platte Land, eroberte auch die meisten festen Plätze, unter andern Evreux, welche Festung er mit einer starken Besatzung versah, und an Johann übergab. Endlich rückte er vor die Hauptstadt, Rouen, und drohte, alle Einwohner niederzumachen, wofern sie sich ihm widersezten. Allein der Graf Robert von Leicester erschien zu gelegener Zeit in dieser Stadt, der, glücklicher als sein Herr, aus dem Creuzzuge mit grossem Ruhme zurück kam, und dadurch, daß er die Stelle eines Befehlshabers in Rouen übernahm, den Muth der Normänner wieder belebte. Philipp that oftmahlige Angriffe, ward aber immer zurückgeschlagen, seine Vasallen weigerten sich, ihm

in einem Kriege zu dienen, den sie vor ungerecht ansahen, und er war gedrungen, da ihre Dienstzeit zu Ende lief, mit den Engländern einen halbjährigen Stillstand zu schließen, auch darein zu willigen, daß Richard im J. 1194 sich loßkaufte. Er gab dies dem treulosen Bruder Richards, durch Abgeordnete, zu verstehn, die ihm andeuten musten: er möchte für sich selbst sorgen, weil der große Teufel nun von seinen Ketten loß wäre.

Man hätte zwischen zwey so kriegerischen, auf einander erbitterten Monarchen, einen blutigen Krieg erwarten sollen; allein so groß war die Schwäche der Fürsten dieser Zeit, und so geringe ihr Ansehn über ihre Vasallen, daß von beyden Theilen nichts weiter vorfiel, als daß ein Schloß eingenommen, eingeäschert, und die darinn befindlichen Soldaten niedergehauen wurden. Richard hatte sich mit seinem Bruder Johann wieder ausgesöhnt, und der Grund hierzu war, wie man sagt, eine unmenschliche That dieses treulosen Prinzen. Johann hatte 300 französische Befehlshaber nach dem Schloße Erreux zn Gaste geladen, und ließ sie durch Soldaten meuchelmörderisch niedermachen. Zur Vergeltung überfiel der französische Monarch diesen Ort, hieb alle darinn befindlichen Eng-

län-

länder nieder, und brannte ihn bis auf den Grund ab. Richard gieng indeß auf Philipps Heer loß, und zerstreuete es in seiner Abwesenheit, zwang diesen darauf, Verneuil, was er belagert hielt, zu verlassen, und eroberte einige kleine Plätze.

Beyde Könige traten hierauf in Unterhandlung, die aber abgebrochen ward. Richard zwang hierauf Philippen zu einem Treffen bey Vendome, wo die Franzosen geschlagen wurden, und die ganze französische Canzeley, welche die wichtigsten Urkunden des Reichs in sich hielt, den Engländern in die Hände fiel. Eine sonderbare Sitte dieser Zeit, das Archiv mit sich im Felde herum zu schleppen, die natürlicher Weise einen für Frankreich unersezlichen Verlust nach sich zog. Doch Philipp befahl sogleich, die Abschriften der verlohrnen Urkunden überall aufzutreiben, und zu sammeln. Ein Mann von weitläuftigen Kenntnißen, und eisernem Gedächtniß bekam den Auftrag hierüber, und man behauptet, die Rechte des Königs wären durch die Sorgfalt, und Geschicklichkeit dieses Mannes eher, vermehrt, als vermindert worden. Auch diente dieser Zufall darzu, diese ungereimte Gewohnheit abzuschaffen, und dem Reichsarchiv einen geheimen Plaz im königlichen Pallaste zu bestimmen.

Beyde Könige führten noch geraume Zeit einen blutigen Krieg, ohne daß einer von ihnen entscheidende Vortheile erhielt. Denn obgleich Richard in der Kunst zu kriegen seinen Gegner bey weitem übertraf, verblendete ihn doch die Rachgier so sehr, daß er von seiner Ueberlegenheit über Philippen gar keinen Nuzen ziehen konnte. Am Ende des J. 1195 vermittelte der Pabst einen Frieden zwischen ihnen, durch den Philipp das Ländchen Vexin, nebst vielen Städten, erhielt. Auch muste Richard die Prinzeßin Alix, die 17 Jahr in England eine Gefangne gewesen, in Freyheit setzen, die bald hernach den Grafen von Ponthieu heirathete.

Da dieser Anlaß zum Zwist zwischen beyden Monarchen aus dem Wege geräumt schien, hätte man einen dauerhaften Frieden vermuthen sollen; allein es vergieng kein halbes Jahr, so fiel Philipp aufs neue in die Normandie ein, und Richard sah sich nun gedrungen, da sein persöhnlicher Muth ihn nicht allein wider diesen unruhigen Gegner schützen konnte, sich um mächtige Bundsgenossen zu bewerben. Er vermählte deßhalb seine Schwester Johanne, die verwittwete Königinn von Sicilien, mit dem Grafen von Toulouse; den Bretagnern gab er Hofnung, den

jungen Arthur, seinen Neffen, zum Nachfolger auf dem englischen Throne zu ernennen, und mit dem Grafen von Flandern, Balduin, verband er sich durch das Versprechen, ihm die Grafschaft Artois wieder zu schaffen. So ward Philipp von allen Seiten angegriffen. Er eilte Arras zu entsetzen, was Balduin belagert hielt, verwickelte aber, da er diesen verfolgte, sich so sehr zwischen Gräben, und Morästen, daß er weder fechten, noch sich zurückziehn konnte. Um nicht sein ganzes Heer zu verliehren, muste er mit Balduin einen Frieden schließen, auf Bedingungen, die für ihn nicht rühmlich waren, die er aber auch nicht erfüllte, sobald er ausser Gefahr war.

Richard verheerte indeß die Länder seines Gegners, und, troz aller Bemühungen Balduins, einen Frieden zwischen ihnen zu schließen, dauerten die Feindseeligkeiten dennoch bis ins Jahr 1199 fort, da der Pabst Innocenz III. endlich einen fünfjährigen Stillstand bewürkte. Auch dieser hätte vielleicht nur kurze Dauer gehabt, wenn nicht in eben diesem Jahre Richard unrühmlicher Weise durch einen Pfeil umgekommen wäre, als er einem seiner Vasallen einen Schaz abnehmen wollte, den dieser gefunden, und ihn deßhalb in seinem Schlosse belagerte.

In diese Zeit, beständiger Kriege zwischen beyden, fällt eine merkwürdige Veränderung, die Philipp mit dem Kriegsdienst in seinen Ländern traf. Er war der erste, der sich eine stehende Armee hielt, um nicht ferner von seinen Vasallen, und dem Volke abhängig zu seyn, wenn er es für nöthig hielt, zu den Waffen zu greifen. Bißher hatte der Staat den Krieg geführt, und die Grossen, nebst dem Volke, sich mit dem Monarchen vereinigt, das dem Staate geschehene Unrecht zu rächen; aber dafür hatten auch beyde sich für die Richter angesehen, die über die Nothwendigkeit, einen Krieg anzufangen, entschieden hatten. Dies abzuschaffen, besoldete Philipp zuerst Truppen, die zu aller Zeit bereit seyn musten, allein seine Befehle auszurichten, dafür sah er sich aber auch gedrungen, sein Volk mit Auflagen zu beschweren, die es gänzlich aussogen, und die Juden, die er anfänglich vertrieben hatte, wieder zurück zu rufen, gegen eine übermäßige Summe, die sie für die Erlaubniß, sein Volk vollends auszuplündern, entrichten musten.

Philipps heftige Leidenschaften, die ihn nur zu oft über die Grenze der Billigkeit, in seinem Betragen gegen seine Vasallen, verführten, machten es ihm nothwendig, immer eine Anzahl Soldaten zu

sei-

seinem Schutze bereit zu halten. Er begegnete seinen Grossen zu unfreundlich, und trieb seine Rache gegen sie, wenn sie mit ihm zerfielen, gern zu weit; daher konnt er sich auf ihre Willigkeit, ihm in seinen Kriegen zu dienen, nicht immer völlig verlassen. — Auch in seinem ehelichen Leben war dieser Fürst kein Muster der Treue; denn er war kaum mit Ingelbergen getrauet, so faßte er schon eine unerklärliche Abneigung gegen sie, obwohl sie eine reizende, und verdienstvolle Prinzeßinn war. Unter dem damals so gewöhnlichen Vorwand einer Blutsfreundschaft mit ihr, ließ er von einigen Bischöffen seines Reichs ihre Ehe für ungültig erklären, und schloß sie in ein Kloster ein. Ihr Bruder, der dänische König, wandte sich an den Pabst, Cölestin III. der auch die Sache untersuchen, und Philippen befehlen ließ, bey Lebzeiten der Ingelberge keine andre Verbindung zu treffen. Allein dieser kehrte sich nicht daran, denn eine andre Liebe hatte sein Herz eingenommen, und seine Abneigung gegen seine Gemahlinn vermuthlich veranlaßt. Er vermählte sich vielmehr noch im J. 1196 mit Agnes, seiner geliebten, die eine Tochter Bertholds IV. Herzogs von Meranien, war.

Ent-

Entweder waren die ersten Legaten des Pabsts zu furchtsam, oder Cölestin selbst zu alt, um die Sache weiter zu treiben, zumal da Philipp durch sein stehendes Heer den römischen Bischoff in Furcht zu setzen wuste. Der folgende Pabst Innocenz III. nahm aber diese Sache im Jahr 1199 wieder vor, und die Besorgniß für den geistlichen Strafen des heiligen Vaters überwand jezt in so weit den Muth Philipps, daß er an den Pabst selber sich wandte. Allein dies hielt den päbstlichen Legaten nicht ab, im folgenden Jahre das Reich mit dem Banne zu belegen.

Der König gab sich alle Mühe den Pabst zur Aufhebung desselben zu bewegen, aber umsonst: dies erbitterte ihn so sehr, daß er alle Geistlichen, die dem Befehle des Pabsts nachlebten, strafte, wie nicht weniger das Volk wegen seines Murrens, über den aufgehobenen Gottesdienst, mit den härtesten Auflagen beschwert ward.

Endlich ward der König durch das Wehklagen der Unterthanen doch gerührt, und versprach, sich dem Papst zu unterwerfen. Er bat um nochmalige Untersuchung der Heyrath durch andre Richter erhielt es auch, daß im J. 1200 von dem Cardinal

Cita-

Octavian eine Versammlung zu Soissons gehalten ward. Hier erschien er selbst mit Ingelbergen; als er aber merkte, daß das Urtheil auch hier wider ihn ausfallen würde, nahm er Ingelbergen plötzlich auf sein Pferd hinter sich, und verließ mit ihr die Stadt. Er ließ den Prälaten, die noch versammlet waren, wissen, daß er sie für seine Gemahlinn erkenne, mithin alle fernere Untersuchung unnüz sey. Er verließ Agnes, die bald nachher aus Gram über diese Beschimpfung starb; Ingelberge aber war darum nicht glücklicher, denn sie führte nur den Namen seiner Gemahlinn, ohne es würklich zu seyn, bis endlich im J. 1213 Innocenz ihn mit ihr gänzlich aussöhnte, und ihn bewegte, ihr alle Rechte einer Gemahlinn wieder zu geben.

Die vielen Besitzungen, die der König von England in Frankreich besaß, waren für beyde Reiche ergiebige Quellen von Zwistigkeit. Auch jezt, da Johann, Richards jüngster Bruder, diesem auf dem englischen Throne folgte, nahm sich Philipp des jungen Herzogs Arthur von Bretagne, eines Neffen von Johann, der bey ihm Schutz suchte, willig an. Die Baronen von Anjou, Maine, und Touraine erklärten sich für ihn, und seine Mutter Constantie machte

für ihn Anspruch auf den Thron von England. Philipp that ihm zum Besten einen Einfall in die Normandie, eroberte Evreux, und ließ indeß den Herzog Arthur nach Paris bringen, um dort mit seinem eignen Prinzen Ludwig erzogen zu werden.

In Guienne lebte damals noch Eleonore, die Mutter Johanns, die zuvor Königin von Frankreich, hernach aber Heinrich II. von England Gemahlinn gewesen war. Diese trat, aus Haß gegen Arthurs Mutter, auf die Seite ihres jüngsten Sohns Johann, wider ihren Enkel. Sie erneuerte Philippen die Huldigung wegen Guienne, und vermittelte zugleich, daß beyde Könige sich mit einander verglichen. Was diesen Vergleich beschleunigte, war ein plötzlicher Verdacht, der bey Constantien entstanden war: als ob Philipp die Länder für sich zu behalten gedachte, die sich für ihren Sohn Arthur erklärt hatten. Diesem Argwohn zufolge entführte sie heimlich den jungen Herzog aus Paris, und übergab ihn selbst in die Hände seines treulosen Oheims Johann, der ihn als Herzog von Bretagne bestätigte, und sich von ihm huldigen ließ.

Es ward nun unter Philipp, und Johann ausgemacht, daß die Nichte des leztern Blanche, Alphons von Castilien Tochter, mit Philipps ältesten Prinzen Ludwig vermählt werden, und Johann, wenn er ohne Erben stürbe, den Kindern aus dieser Ehe seine Besitzungen in Frankreich hinterlassen sollte. Philipp erhielt auch sogleich die lange bestrittnen Länder Evreux, Berry, und Auvergne. Die Vermählung Ludwigs mit Blanchen ward sogleich vollzogen, und die Eintracht schien jezt zwischen beyden Königen vollkommen hergestellt zu seyn. Johann kam sogar nach Paris, und ward von Philipp mit Ehre, und Geschenken überhäuft. Allein Philipps Eigennuz, und Johanns Wankelmuth gaben bald Anlaß zu neuen Uneinigkeiten.

Dieser König war zu jedem Frevel, womit ein Fürst seine hohe Würde schänden kann, aufgelegt. Er verstieß seine Gemahlinn, die Tochter des Herzogs von Glocester, weil er in Liebe gegen die des Grafen von Angouleme entbrannt war. Er zwang ihren eignen Vater, sie dem Grafen von Marche zu entführen, dem sie verlobt, und übergeben war, obgleich, ihres zarten Alters wegen, die Vermählung noch nicht hatte vollzogen werden können. Diese Gewaltthat

brachte den Grafen, und seinen Bruder, so auf, daß sie in der Normandie Unruhen erregten, und da Johann sie durch harte Mittel zum Gehorsam bringen wollte, wandten sie sich an Philippen, dessen Vasallen sie waren. Dieser unterstüzte sie willig, munterte auch den jungen Herzog Arthur, durch Geld und Truppen, auf, seinem treulosen Oheim sich zu widersetzen, und versprach ihm seine Tochter Maria zur Gemahlinn, half ihm auch die Länder erobern, auf welche er, ausser Bretagne, Ansprüche gemacht hatte. Dieser, weniger vorsichtig, als ruhmbegierig, entschloß sich seine Grosmutter Eleonore im Schlosse Mirebeau, mit den wenigen Truppen, die Philipp ihm überlassen hatte, zu belagern, ohne erst sein Heer aus Bretagne zu erwarten. Allein es vergieng über diesem schweren Unternehmen so viel Zeit, daß Johann mit einem Heere, zum Entsatz seiner Mutter, im J. 1202 herbey eilen konnte. Arthur hätte sich zurückziehn können, sein Ehrgeiz aber, und der Haß des Grafen von Marche, forderten ein Treffen. Er verlohr es, und ward gefangen, sein Oheim schickte ihn nach Rouen, wo er, nach wahrscheinlicher Vermuthung, von seinem eignen grausamen Oheim ermordet ward.

Johann verlohr durch diese unmenschliche Handlung die Treue seiner Unterthanen, um so mehr, da er keine Untersuchung derselben anstellen ließ, ja sogar die Schwester des ermordeten Arthurs mit sich nach England nahm, und sie da in ewigem Gefängnisse behielt. Die Bretagner wählten Adelheid, eine Halbschwester Arthurs, aus Constantiens zweyter Ehe, zu ihrer Beherrscherinn, und Philipp lud auf die Klage Constantiens, so wie der Stände, den englischen König ein, vor dem Hofe der Pairs zu erscheinen, und sich zu verantworten. Als dieser sich nicht stellte, ward ihm förmlich der Prozeß gemacht; die Pairs verutheilten ihn, wegen Hochverraths wider Philipp, und Mordes an seinem Neffen, zum Tode, seine in Frankreich gelegenen Ländereyen aber an die Krone verfallen.

Um dies Urtheil zu vollstrecken, rückte Philipp im J. 1203 in die Normandie ein, und nahm verschiedne Schlösser weg, hatte auch das Glück, den Grafen von Alencon auf seine Seite zu bekommen, der ihm alle Plätze übergab, die Johann ihm anvertraut hatte. Er ließ hierauf sein Heer wieder aus einander gehen, um sich auszuruhen; Johann aber, sobald er dies merkte, brachte eiligst einige Mann-

 schaft

schaft zusammen, und belagerte damit Alencon. Philipp sah sich dadurch in der Verlegenheit, seinen Bundesgenossen entweder unterdrückt zu sehen, oder ihm aufs schleunigste zum Entsaz herbeyeilen zu müssen. Sein lebhafter Geist zeigte ihm ein Mittel, das leztere zu bewürken. Es ward eben damals zu Mont ein Turnier gehalten, wo der ganze Adel des Reichs zusammen kam, Proben seines Muths zu geben. Philipp bat die Ritter um ihren Beystand, und zeigte ihnen die Felder von Alencon, als den Ort, wo sie Lorbeeren sammlen könnten. Sie schwuren ihm alle Beystand, und Rache dem niederträchtigen Mörder, brachen auch unverzüglich mit ihm zum Entsaz von Alencon auf. Kaum erfuhr solches Johann, so floh er feigherzig davon, und ließ all' sein Geräth im Stiche. Philipp eroberte hierauf die ganze Normandie, und zulezt im J. 1204 die Hauptstadt Rouen, auch den grösten Theil von Anjou, Touraine und Poitou. Alle diese Länder, die 300 Jahr long von der Krone Frankreich getrennt gewesen waren, verknüpfte er nun wieder mit derselben.

Doch sein Ehrgeiz war hiermit noch nicht zufrieden, sondern, da er bemerkte, daß die Umstände der Zeit ihm besonders günstig waren, beschloß er auch die

die Macht seiner Großen nieder zu drücken, die seinen Vorgängern so oft nachtheilig gewesen war. Der Graf von Flandern war auf einem Kreuzzuge abwesend; der Graf von Champagne war ein Kind, und der von Toulouse ward vom Pabste, und dem ganzen Heere abergläubiger Schwärmer in Frankreich und Italien verfolgt. Guido von Touars war der einzige Große, der sich mit einigem Nachdruck Philippen widersetzen konnte. Er hatte sich mit Constantien, Arthurs Mutter, vermählt, und dadurch Bretagne an sich gebracht; jezt, da diese erklärte Gegnerinn ihres unmenschlichen Schwagers todt war, bot er Arthurs Mörder seinen Beystand an, um sich wieder in Besitz seiner französischen Länder setzen zu können. Johann belagerte hierauf Rochelle im J 1206; allein sein unstäter Sinn, und Philipps überlegener Geist machten ihn abermals so sehr den kürzern ziehn, daß er keinen Fußbreit Landes wieder gewann, und auch der Herzog von Bretagne sich seinem Lehnsherrn unterwerfen muste.

Wenige Jahre nachher traf den König Johann der Bannstrahl des Pabsts, nachdem schon vorher ganz England mit dem Verbote, keinen Gottesdienst zu halten, belegt worden war. Philipp erhielt dadurch günstigen Anlaß, seine Eroberungen sicher zu stellen;

ja als der englische König von Innocenz III. sogar des Throns entsezt ward, bekam Philipp den Auftrag, dies Urtheil zu vollstrecken, und das Versprechen, England zur Belohnung zu erhalten.

Die Päbste hatten jezt die Gewohnheit, nicht bloß gegen die Saracenen, sondern gegen alle Feinde der römischen Kirche das Creuz predigen zu lassen, und so ward denn auch gegen den König Johann ein solcher Zug vom Pabste angesponnen. Philipp rief seinen Sohn Ludwig deßhalb vom Zuge wider die Albigenser zurück, um ihn nach England zu schicken; denn es lag ihm daran, daß der Krieg möglichst weit von Frankreich entfernt würde, damit nicht Johann einen Versuch wagen könnte, die Normandie wieder einzunehmen. Er muste fürchten, viele der französischen Großen, die gegen ihn übelgesinnt waren, könnten Johanns Parthey ergreifen.

Auf beyden Seiten rüstete man sich jezt zu einem Kriege, der für Johann entscheidend seyn muste. Des Pabsts Uebermuth, der nach eignem Willkühr Könige absezte, und ihre Reiche verschenkte, hatte Johann in England viel Unterstüzung verschaft, so daß er eine treffliche Flotte, und ein zahlreiches Heer zusammen

brach-

brachte, mit dem er sich Philipps Angriffen widersetzen konnte. Allein auch dieser sammlete, unter Ludwigs Anführung, eine Flotte, deren Zahl unglaublich groß, nehmlich auf 1709 Schiffe, angegeben wird, und man sprach im Lager bey Boulogne von nichts geringerm, als der Eroberung des ganzen Reichs, dessen Ländereyen die französischen Großen schon in Gedanken vertheilten.

In dieser Verlegenheit sahe sich Johann nach mächtigen Bundesgenossen um, und fand deren auch an den Grafen von Flandern, Boulogne, und Toulouse. Noch ehe aber diese Verbindung völlig zu Stande kam, dachte der arglistige Pabst auf einen Kunstgriff, durch den er den wankelmüthigen Johann ganz in seine Gewalt bekommen, England aber dem Könige von Frankreich entziehen könnte. Es gelang ihm auch bey diesem feigherzigen Fürsten, durch die Anweisungen, die er seinem Legaten, Pandolf, gab. Dieser traf ihn im J. 1213 zu Dover, und machte ihm eine fürchterliche Beschreibung, von den Zurüstungen Philipps, England zu erobern, von denen er eben ein Zeuge gewesen sey. Zugleich sagte er ihm: Philipp habe sich gerühmt, heimliche Winke erhalten zu haben, daß eben die

Großen, auf deren Beystand Johann sich verliesse, seiner Parthey beytreten würden. In dieser Verlegenheit bliebe ihm kein ander Mittel übrig, als sich in die Arme des Pabsts zu werfen, sein Reich an ihn abzutreten, und es künftig von ihm zur Lehn zu tragen.

Der feige Johann ließ sich überreden, eine so erniedrigende Handlung zu thun, und dem Pabste, in der Person seines Legaten, zu huldigen, mit dem Versprechen, ihm, und seinen Nachfolgern jährlich einen Tribut von 1000 Mark Silber zu erlegen. Pandolf nahm, wie es heißt, 8000 Pfund Sterl. mit sich, welches für diese Zeit eine unermeßliche Summe war, und kehrte, nach dieser feyerlichen Handlung, sogleich nach Frankreich zurück, wo er den König Philipp eben bereit fand, sich zu einer Landung auf England einzuschiffen. Mit scheinheiliger Arglist wünschte er Philippen Glück zu dem Erfolge, den sein frommes Unternehmen bereits gehabt, und sagte ihm: Johann sey aus Furcht für den französischen Waffen, zur Erkenntnis gekommen, und zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl völlig zurückgekehrt. Jezt rieth er ihm, den Zug nach England nicht zu thun; allein dieser Rath brachte Philippen

auſ-

äusserst auf, denn er hatte mehr als eine Million Livres darauf verwandt. Diese Kosten wollte er nicht gemacht haben, ohne den gehoften Vortheil zu ziehen; er ließ daher seine Vasallen zusammen fordern, und erklärte ihnen, daß er, mit ihrem Beystande, sein Unternehmen dennoch auszuführen willens sey. Er fand sie auch fast alle entschlossen, ihm zu folgen, so sehr hatten die Hoffnungen des Ruhms und der Reichthümer, die sie von dieser Eroberung erwarteten, ihre Geister benebelt.

Nur der Graf von Flandern erklärte Philipps Unternehmen für ungerecht, und jezt fieng das wider ihn getroffne Bündniß an, bekannt zu werden, zu dem er schon lange gehörte. Der damalige Kayser Otto IV. war aus altem Groll gegen Philippen mit dazugetreten, ja sogar der Herzog von Brabant, Heinrich I. der Philipps Tochter hatte, machte mit diesen Verbündeten gemeine Sache. Sie meinten ihres Siegs über ihn so gewiß zu seyn, daß sie sein Reich schon unter sich getheilt hatten, eh es noch in ihren Händen war. Allein Philipps Glück, und Muth half ihm aus dieser Verlegenheit, ja er erwarb sich dadurch neuen Ruhm. Er fiel sogleich in Flandern ein, nahm einige feste Plätze weg, und belager-

te Gent. Allein die englische Flotte nahm 300 von seinen Schiffen weg, versenkte 100 andere, und schloß die übrigen in den Hafen Damm ein. Um sie vollends in die Hände der wider ihn Verbündeten fallen zu sehen, ließ Philipp sie alle verbrennen.

Johann wagte im J. 1214 eine Landung bey Guienne, indeß der Kayser, um Philipps Macht zu theilen, mit den übrigen verbundenen von Flandern her in Frankreich eindringen wollte. Es gelang ihm, weil er von vielen Großen in Poitou unterstüzt ward, sich der Grafschaft Anjou zu bemächtigen, und bis an die Grenzen von Bretagne Philipps Gebiet zu verheeren. Allein Ludwig, Philipps Sohn, rückte ihm entgegen, und hielt den fernern Fortgang seiner Eroberungen auf. Er jagte dem feigherzigen Johann dadurch, daß er einen Theil seines Heers schlug, und in die Loire trieb, einen solchen Schrecken ein, daß dieser sich in einen festen Platz warf, und daselbst den entscheidenden Ausgang des Feldzugs in Flandern abwartete, wo Philipp, und der Kayser Otto, ihre Heere selber anführten.

Bey Bouvines, einem kleinen Dorfe, zwischen Ryssel, und Dornick trafen sie auf einander. Philipp, obgleich das feindliche Heer noch eins so stark

als

als das seinige war, gieng doch dem Kayser herzhaft entgegen, und da er hörte, daß einige seiner Vasallen wanken wollten, ließ er sie alle zusammenkommen, nahm einen goldenen Becher voll Wein, und warf darein mehrere Stücke Brodt. Er aß zuerst eins davon, und gab hierauf den Becher mit den Worten herum: Gefährten! wer mit mir leben, und sterben will, mach' es eben so, wie ich! Augenblicklich war der Becher ausgeleert, und auch die, so vorher Philippen am wenigsten zugethan waren, wurden jezt so für ihn eingenommen, daß sie mit den Bestgesinntesten gleichen Muth bewiesen.

Das entscheidende Gefecht fieng gegen Mittag an, und war eins der merkwürdigsten in der Geschichte Frankreichs. Der Graf von Flandern griff mit einer Hitze, die an Verzweiflung gränzte, den rechten Flügel der Franzosen an; allein, nachdem von beyden Theilen Wunder der Tapferkeit waren gethan worden, sah er sich von Feinden umringt, und vom Pferde geworfen, muste sich zum Gefangnen ergeben, und seine Leute in die Flucht getrieben sehen.

Noch weit grössere Thaten fielen in der Mitte der Schlachtordnung vor, wo Philipp selber wie ein Löwe focht, mit eigner Hand mehrere deutsche Ritter erlegte, und in einer Gefahr schwebte, die desto grösser,

ser war, da der Kayser seinen Rittern ausdrücklich befohlen hatte, den König entweder zu tödten, oder gefangen zu nehmen. Otto selbst fiel mit drey Haufen seiner schweren Reuterey die Krieger an, die um den König waren, und drang bis an den Ort durch, wo das Panier des Königs hielt. Alle Streiche waren gegen ihn gerichtet, aber er wich ihnen, theils durch den Schutz seiner treuen Ritter, theils durch seine eigne Stärke, Behendigkeit, und Güte seines Pferdes lange aus. Endlich traf ihn ein deutscher Soldat mit einem Wurfspiese, der zwey Wiederhaken hatte, in die Oefnung des Panzers am Halse; er ward zwar noch nicht verwundet, aber vom Pferde gerissen. Der Ritter, der das königliche Panier trug, stellte sich, so sehr er auch für seine Fahne zu fürchten hatte, indeß vor den König, und hielt den Feind so lange von ihm ab, bis der König ein neues Pferd bestiegen hatte. Wilhelm von Barres, einer der tapfersten Ritter, führte ihm neue Streiter zu, und das Gefecht ward nun noch hitziger. Die Deutschen wurden endlich getrennt, und ihr Anführer, der Kayser, wäre ohne die Schnelligkeit seines Pferdes, selbst gefangen worden. Philipp erfocht einen völligen Sieg, der ihn zwar viel kostete, aber auch eine Menge vornehmer Deutschen, und Engländer in seine Gewalt brachte, die er in Ketten

gen ließ, und mit ihnen im Triumph seinen Einzug zu Paris hielt. Die Grafen von Boulogne, und Flandern, die gegen ihre Oberherrn in diesem Treffen gefochten hatten, waren auch unter dieser Anzahl, und beyder Schicksal war ein hartes Gefängniß.

Der eigne beträchtliche Verlust, den Philipp in diesem blutigen Gefecht erlitten hatte, noch mehr aber die Eyfersucht seiner Großen über seinen zu hoch gestiegenen Ruhm, war wohl schuld, daß er nicht so viel Vortheile, als man hätte erwarten sollen, von diesem wichtigen Siege einerndtete. Um seine unruhigen Vasallen nicht noch mehr aufzubringen, schloß er einen fünfjährigen Stillstand mit Johann, und schickte seinen Sohn Ludwig, dem Grafen von Montfort, auf einem unedlen Creuzzuge wider die Albigenser, beyzustehen.

Doch es bot sich diesem tapfern Prinzen bald ein rühmlicherer Schauplaz edler Handlungen dar. Die englischen Baronen luden ihn im J. 1215 ein, ihre Krone anzunehmen, weil sie die Strenge, und den Druck, unter dem sie von ihrem unmännlichen Könige gehalten wurden, nicht länger ertragen konnten. Seine Gemahlinn Blanka war eine Enkelinn des

Kö-

Königs Heinrichs II. und von dieser Seite her sah er die Krone Englands als das rechtmäßige Erbtheil derselben an. Allein der Pabst ließ durch seine Legaten ernste Vorstellung dagegen thun, und Philipp nahm daher den Schein an, als hätte sein Prinz, ohne seinen Willen, die Einladung der englischen Baronen angenommen. Der Legat ließ sich aber dadurch nicht täuschen, daß Ludwig, in seiner Gegenwart, sich zwar wegen seiner französischen Besitzungen seinem Vater unterwürfig erkannte, übrigens hingegen erklärte, daß dieser ihm in Absicht Englands nichts zu befehlen habe. Auch offenbahrte sichs im folgenden Jahre, wie sehr beyde bey diesem Unternehmen einstimmig dachten; denn Philipp lieh seinem Prinzen eine Flotte, und ein Heer, mit dem er in Kent landete.

Allein dieser Zug lief für Ludwigen unglücklich ab, denn jeder Schritt, den er in England that, brachte den Baronen eine schlechte Meinung von seiner kriegerischen Geschicklichkeit bey. Als überdem Johann, aus Gram über den verworrenen Zustand, worinn er sich gebracht hatte, plötzlich starb, verlohr Ludwig die Zuneigung der Großen, und mit ihr die Hofnung, den Thron zu behaupten, gänzlich, muste ihn dem Sohne Johanns, Heinrich, der damals 10 Jahr alt

alt war, überlassen, und, nachdem er anderthalb Jahr König von England geheißen hatte, nach Frankreich zurückkehren.

Als er bey seinem Vater ankam, fand er, daß sie beyde von dem Pabste in den Bann gethan waren, und sein Vater, aus Furcht vor diesem Bannstrahle, sich scheuete, ihn öffentlich vor sich zu lassen. Doch brachte er einige Truppen auf, und kehrte, da der Stillstand, den er mit dem Reichsverweser in England, Grafen von Pembrocke, geschlossen hatte, im J. 1217 dahin zurück.

Hier aber fand er die Gesinnungen der Vornehmen, zu seinem Nachtheile, noch mehr verändert, obwohl die von seiner Parthey London noch inne hatten. Ein Vicomte von Melün, der Ludwigs Günstling gewesen war, hatte, auf seinem Todbette ausgesagt: Sein Herr hielte alle die Baronen, die ihn nach England eingeladen hätten, für Verräther, und sey entschlossen, sie, so bald als möglich, aus der Welt zu schaffen. Ludwig fand daher fast die ganze Nation wider sich in Waffen, denn dem gemeinen Volke war die französische Regierung immer verhaßt gewesen, und die Baronen hatten sich nun auch wider ihn erklärt.

Er gieng gleichwohl nochmals für Dover die wichtigste Festung im Reiche, die er schon vorhin belagert hatte, aber auch diesmal vergebens. Sein Feldherr, der Graf Perche, gieng hierauf vor Lincoln, aber der Reichsverweser griff sein Heer an, und hieb es, nebst dem Feldherrn, fast ganz nieder. Er sahe sich nun gedrungen, mit dem Ueberrest seiner Leute in London sich einzuschließen, und seinen Vater von da aus um Beystand anzuflehen.

Philipp stellte sich noch immer, als ob er an dem was sein Sohn ausführen wolle, keinen Antheil nähme, gestattete es aber doch, daß dessen Gemahlinn eine Flotte für ihn aufbrachte. Allein die Engländer schlugen sie, und Ludwig muste sich nun der Vermittelung des päbstlichen Legaten bedienen, der es beym Reichsverweser dahin brachte, daß seine Ansprüche dem Urtheil des römischen Stuhls sollten unterworfen werden. Man verwilligte ihm hierauf eine freye Rückkehr nach Frankreich, mit allen von den Engländern gefangen gemachten Franzosen, ohne Auslösung der leztern, doch unter dem Bedinge, daß er sobald er König seyn würde, die Normandie dem englischen Könige zurückgäbe, dafern er seinen Vater nicht dahin ver-

mö-

mögen könnte, es gleich jezt zu thun. Ludwig unterwarf sich diesem Vergleiche, und ward hierauf vom Banne losgesprochen, auch die englischen Baronen, die sich für ihn erklärt hatten, erhielten ihre Freyheit wieder. Er kehrte hierauf im J. 1217 nach Frankreich zurück.

Philipp war die übrige Zeit seiner Regierung zu sehr in Krieg mit den Albigensern verwickelt, als daß er zur Behauptung der Rechte seines Sohns auf England etwas hätte thun können. In der Mitte des Jahres 1223 starb er, nachdem er ins 44ste Jahr regiert, und 59 Jahre gelebt hatte. Sein Volk gab ihm, etwas zu freygebig, den Titel eines großen Königs; er war nur staatsklug, listig, und geschäftig, zur Erweiterung seines Reichs, und da es ihm hierinn gelang, so erwarb er sich Verdienste um die Nation, die sein Andenken vor dem Tadel schützten, den er durch manche niedrige, treulose, und grausame Handlung auf sich lud. Daß er einen Creuzzug unternahm, die Juden vertrieb, aber aus Gewinnsucht sie hernach wieder aufnahm, und die Albigenser auszurotten suchte, sind sehr zweydeutige Beweise seiner Frömmigkeit, so wie auch seine Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl mehr verstellt, als aufrichtig war. Zur bessern Ein-

richtung der Gesetze in Frankreich hat er etwas gethan, daß er aber sein Volk nicht merklich gesitteter gemacht habe, davon zeugt das Fest der Narren, und der Esel, zwey Possenspiele, die in den Kirchen gefeyert wurden, und mehr ärgerlich, als erbaulich waren.

Von seiner ersten Gemahlinn Isabelle war sein Nachfolger Ludwig, von Agnes aber Philipp, Graf von Clermont, und eine Tochter Marie, die erst mit einem Grafen von Hennegau, hernach aber mit Heinrich, Herzogen von Brabant, vermählt wurde.

# Achtzehente Vorlesung.

## Regierungs-Geschichte Ludwigs VIII.

Ludwig war kaum, mit seiner Gemahlinn Blanche, gekrönt worden, als schon Heinrich III. von England, durch Gesandte, die Normandie, und alles, was Johann in Frankreich besessen hatte, zurück fordern ließ. Allein Ludwig behauptete, diese Provinzen gehörten

ihm zu, und er sey an den in England neulich geschloßnen Vergleich nicht ferner gebunden, da solcher von englischer Seite zuerst wäre gebrochen worden, indem man die französischen Gefangnen gezwungen hätte, sich zu lösen, auch die Baronen, die es mit ihm gehalten, nicht wieder in ihre Rechte wären eingesezt worden. Diese Antwort ward durch Zurüstungen zum Kriege unterstüzt, auch durch ein Bündniß, das schon vorher zwischen Ludwig, und dem deutschen Kayser Friedrich war geschlossen worden. Hugo, der Graf von Marche, der Isabellen, Johanns Wittwe, geheirathet hatte, trat dieser Verbindung gleichfalls bey, und Ludwig gieng, aller Ermahnungen des Pabsts ohngeachtet, an eben dem Tage wider die Engländer zu Felde da der vierjährige Stillstand, den er mit ihnen getroffen hatte, zu Ende lief.

Der Anfang dieses Kriegs war für Ludwigen glücklich, denn er eroberte im J. 1224 Niort, St. Jean d'Angeli, und Rochelle. Dieser lezte Ort ward für unüberwindlich gehalten, und überdem von Savari de Mauleon, einem der treflichsten Krieger, vertheidigt: allein die englische Regierung behandelte ihn so schlecht, daß er in Ludwigs Dien-

ſte trat, und die Stadt ihm überlieferte. Heinrich III. beſaß nun nichts weiter in Frankreich, als Bourdeaux, und die Länder jenſeit der Garonne, denn Ludwig hatte alle die Lehnsgüter eingezogen, die dem engliſchen Könige bisher noch zugehöret hatten.

Dieſer, der nun die Regierung ſelbſt übernommen hatte, ernannte ſeinen Bruder Richard zum Grafen von Poitou in Frankreich, und ſchickte ihn mit einer Flotte dahin. Durch Hülfe derſelben erhielt er ſo viele Vortheile gegen Ludwigen, daß die Plätze, die ihm bißher noch getreu geblieben waren, dabey beharreten, und andre, die wieder zu ihm übergetreten waren, dabey geſchützt wurden. Ludwigs Feldherr, der Graf la Marche, zog in einem Treffen den kürzern, und dadurch ſah er ſich gedrungen, einen dreyjährigen Stillſtand mit Heinrichen einzugehen.

Hauptſächlich war es der Pabſt Honorius, der dieſen Stillſtand bewürkte, um den König Ludwig in die Streitigkeiten mit dem Grafen von Toulouſe, und den Albigenſern zu verwickeln. Schon ſeine Vorgänger hatten dem Grafen Raymund VI. den

den Besitz von Toulouse abgesprochen, weil er die Albigenser, die von der römischen Kirche als Erzketzer verfolgt wurden, in seinen Staaten schützte. Sein Sohn Raymund VII. behauptete sein Erbrecht gegen den Grafen Amalrich von Montfort, welchem, als Anführern des unedlen Creuzzugs gegen diese unglücklichen Leute, die römische Kirche seine Staaten zuerkannt hatte. Weil Raymund unter dem päbstlichen Banne lag, so versprach er, der Kirche zu gehorsamen, und die Albigenser aus seinen Staaten zu verjagen, wenn man ihn vom Banne loßzählen, und den Besitz von Toulouse ihm wieder einräumen wolle. Allein der Legat des Pabsts, Romanus, wuste es durch listige Ränke dahin zu bringen, daß Raymunds Unterwerfung nicht angenommen, sondern aufs neue das Creuz wider ihn, und die Albigenser gepredigt ward. Um Ludwigen dahin zu vermögen, daß er diesem unchristlichen Zuge beyträte, gebot der Pabst dem Könige von England, bey Strafe des Bannes, die Staaten des französischen Monarchen, während dieses Zugs, auf keine Weise zu beunruhigen.

Ludwig vergaß nunmehr der Warnung seines Vaters zu folgen, der vorhergesagt hatte: man wer-

de durch den Krieg gegen die Albigenser seinen ohnehin schwächlichen Körper zu Grunde richten, so daß Frankreich in die Hände einer Frau, und eines Kindes gerathen würde. Er hielt im Jahr 1226 ein Parlement zu Paris, worinn der Creuzzug verabredet, und alle Großen des Reichs durch einen Eyd r pflichtet wurden, ihm darinn beyzustehen. Der Graf von Montfort trat seine vermeinten Ansprüche auf Toulouse an den König ab, gegen die Anwartschaft auf die hohe Würde eines Connetable von Frankreich. Der Legat wiederhohlte den Bannfluch gegen Raymunden, und ein fast zahlloses Heer machte sich auf, den König im Besitz seiner Grafschaft zu setzen, die der Legat ihm bestätigt hatte.

Ein allgemeines Schrecken gieng vor diesen Creuzfahrern her, und machte, daß viele Städte sich Ludwigen freywillig unterwarfen. Eben dies wollten die Einwohner der festen Stadt Avignon zwar auch thun, aber nur unter dem Bedinge, daß das Heer nicht durch die Stadt ziehen, sondern nur der König mit einer geringen Begleitung durch solche gehen sollte. Sie war jezt dem Kayser unterworfen, vom Pabste aber, weil sie viele Albigenser in Schutz genommmen hatte, mehr denn

einmahl in Bann gethan worden. Weil nun Ludwig, ohne des Pabsts Erlaubniß, es nicht wagte, ihr die vorgeschlagne Bedingung zu bewilligen, so ward sie von dem Creuzheere eingeschlossen, und belagert.

Die Stadt wehrte sich acht Monate lang mit verzweifelter Hartnäckigkeit, ward aber durch Mangel an Lebensmitteln, und schwüle Witterung in große Noth gebracht. Sowohl innerhalb der Stadt, als unter den Belagerern wüteten Seuchen, die viele tausende hinrafften, und als der König, aus Ungeduld, einen Sturm wagte, brach eine Brücke über die Rhone, so daß 3000 seiner Leute im Strohme ertranken, 2000 aber von den Belagerten bey einem Ausfalle getödtet wurden. Dieser Verlust, und die fortwährenden Krankheiten bewegte den König, sich nach Montpensier zu begeben, um da den Ausgang der Sache abzuwarten.

Indem er hier in täglicher Erwartung stand, die Uebergabe der Stadt zu hören, kam der Graf Theobald von Champagne zu ihm, und bat um Erlaubniß, nach Hause zu kehren, weil die 40 Tage, die er, als Vasall, zu dienen vepflichtet war, verstrichen wären. Der König ward hierüber so entrüstet,

daß er schwur, die Länder des Grafen zu verwüsten, wenn dieser auf seinem Sinne beharrte. Dies bewog den Grafen, der überdieß in Ludwigs Gemahlinn sterblich verliebt war, zu der schändlichen That, daß er dem Könige Gift beybringen ließ, woran derselbe bald darauf starb.

Der Legat des Pabsts verabredete indeß mit den übrigen Prälaten, den Tod des Königs so lange geheim zu halten, bis Avignon über wäre. Sie versicherten also die Anführer des Heers, der König würde von seiner Unpäßlichkeit sich bald wieder erhohlen, und verlange nur, daß die Belagerung mit allem Eyfer betrieben würde. Da aber die Bürger fortfuhren, sich herzhaft zu vertheidigen, liessen die Creuzfahrer ihnen einen Vergleich anbieten, wenn zwölfe der Vornehmsten zu einer Unterredung ins Lager kommen wollten. Sie erschienen, und der Legat gab ihnen die kräftigsten Versicherungen: daß sie alle ihre Freyheiten, und Güter behalten sollten, wenn sie sich ergäben. Sie aber erklärten, daß ihre Landsleute entschlossen wären, lieber das äusserste zu dulden, als sich der französischen Tiranney zu unterwerfen, deren Härte sie bereits empfunden hätten.

Zulezt bat sich der Legat die Erlaubniß aus, daß er, und die andern Prälaten mit einem kleinen Gefolge in die Stadt kommen dürfte, um nur den Seelen-Zustand der Einwohner zu untersuchen, und sich zu überzeugen, daß sie die argen Ketzer nicht wären, für die man sie dem Pabste beschrieben hätte. Die Bürger, die den eydlichen Versicherungen der Prälaten traueten, bewilligten endlich, daß ein Thor geöfnet wurde, durch welches der Legat in die Stadt kommen sollte; allein eine Schaar Franzosen drängte sich abgeredeter maassen mit hinein, hieb die Einwohner nieder, eroberte die Stadt, und plünderte sie. Ein trauriger Beweiß, wie hoch die Treulosigkeit der römischen Geistlichen zu dieser Zeit gestiegen sey, da ihre Macht den höchsten Gipfel erreicht hatte.

Ludwig VIII. hatte, eh er starb, allen Prälaten, und Herrn, die in seinem Gefolge waren, einen Eyd abgenommen, daß sie seinem Sohne Ludwig, der damals nur zwölf Jahr alt war, treu bleiben, und ihn, gleich nach seinem Hintritte, krönen wollten. Er nahm diese Vorsicht, wie es scheint, weil er die unruhigen Gesinnungen seiner Großen kannte. Er hatte mit seiner Gemahlinn Blanche eilf Kinder gezeugt, von denen sechse ihn überlebten. Ludwig folgte ihm auf

dem Throne; Robert bekam Artois, Johann Anjou und Maine, Alfons Poitou, und Auvergne, Carl aber, der jüngste, sollte in den geistlichen Stand treten. Seine Tochter Isabelle starb als eine heilige in dem von ihr gestifteten Kloster Longchamp.

Es herrschte zu Ludwigs Zeiten eine aus den Creuzzügen mitgebrachte Krankheit in Ludwigs Staaten, nehmlich der Aussaz; er vermachte deßhalb den 2000 Aussatz-Häusern, die in seinen Ländern errichtet waren, zehntausend Livres. Diese Freygebigkeit, und die milden Gaben weichherziger Seelen, waren Ursach, daß man den Aussäzigen in der Folge allerley Verbrechen schuld gab, um sich ihrer Schätze beimächtigen zu können. Einer von Ludwigs Nachfolgern ließ deswegen viele verbrennen, und ihre Güter einziehen, auch verschwand mit der Zeit dies Uebel gänzlich, nachdem der Gebrauch der Leinwand grössere Reinlichkeit unter dem Volke bewürkte.

Die Sitten waren übrigens unter Ludwigen äusserst verderbt, und die Ausschweifungen in der Wollust so gemein, daß dem Heer immer eine zahlreiche Schaar von Buhlerinnen folgte, denen man, um sie von ehrbaren Personen unterscheiden zu können,

gewisse Arten von Kleidung zu tragen verbieten muste. Die Schärfe der Gesetze reichte auch damals nicht so weit, diese Ausschweifungen gehörig einzuschränken. So hatte z. B. ein Domherr zu Beauvais die Frau eines Bürgers entführt. Dieser klagte, und jener gestand das Verbrechen ein; die Richter aber verordneten, daß der Räuber gehalten seyn sollte, nach 14 Tagen die entführte ihrem Manne wieder zu geben.

# Neunzehente Vorlesung.

## Ludwigs IX. oder des Heiligen Regierung.

Der Geist der Empörung blickte damahls, als der 12jährige Ludwig IX. den Thron seines Vaters erbte, überall hervor. Seine Mutter, Blanche, die, während seiner Minderjährigkeit zur Reichsverweserinn bestellt war, ließ die Baronen des Reichs sogleich zur Krönung ihres Sohns einladen; allein nur wenige treue Anhänger des vorigen Königs erschienen. Die meisten Grossen entschuldigten sich mit ihrer Betrübniß über den Tod des vorigen Königs; andre, die frey-

freymüthiger waren, forderten erst, daß die gefangnen Kron-Vasallen, sonderlich der Graf von Flandern, und der alte Graf von Boulogne, frey gelassen würden. Noch andre verlangten gar erst die Zurückgabe gewisser Ländereyen, die ihnen von den beyden leztern Königen, mit Unrecht, wären entzogen worden, ehe sie der Krönung eines neuen beywohnen könnten.

Um so mehr eilte man mit dieser Feyerlichkeit, auf den Rath des päbstlichen Legaten, Romanus, der, wie man argwohnte, ein vorzüglich begünstigter Vertrauter der Königin Blanche war. Diese Fürstin verbarg, unter einem äusserlichen Anstrich von Frömmigkeit, ein Herz, das gegen die Liebe nicht unempfindlich war. Der Graf von Champagne, Theobald, war ihr erklärter Liebhaber, der ihre Reitze in zärtlichen Liedern besang; allein sie scheint seine Neigung nicht begünstigt zu haben. Auch hatte der Verdacht, daß er den vorigen König vergiftet, ihm einen so allgemeinen Haß zugezogen, daß, als er im Begriff war, nach Rheims zur Krönung des jungen Königs zu kommen, die versammleten Baronen ihm solches untersagten.

Kein Wunder, daß Theobald durch diese Beleidigung, und den Vorzug, den Blanche dem Cardinal-Legaten einräumte, erbittert, einer von den ersten war, die sich der Minderjährigkeit Ludwigs zu bedienen suchten, ihre vorige Gewalt wieder zu behaupten. Die Grafen von Bretagne, und la Marche hegten mit ihm gleiche Absichten, und verbanden sich mit ihm, auf keine Befehle des Königs, so lang er unter seiner Mutter stünde, zu achten.

Diese, die von einsichtsvollen Ministern geleitet ward, bekümmerte sich wenig um den Widerspruch einiger Kron-Vasallen, und ließ die Krönung mit grosser Pracht zu Rheims, durch den Bischoff von Soissons, vollführen. Der Canzler des Reichs war Guerin, Bischoff von Senlis, durch den die entscheidende Schlacht bey Bouvines war gewonnen worden, und dieser war mit dem Legaten darinn einig, auf die Ansprüche jener Widerspenstigen nicht zu achten. Die Gemahlinn des Grafen von Champagne verlangte gleichwohl, nebst der Gräfin von Flandern, dem Könige das Staatsschwerdt, bey der Krönung, statt ihrer Gemahle vorzutragen. Allein man entschied diesen Zwist, der zu mancherley Schertz Anlaß gab, zum Vortheile des Grafen von Boulogne, Oheim des jungen Königs, doch den Rechten beyder Grafen ohn-

ohnbeschadet. In der That aber litt das Ansehen der großen Vasallen der Krone hierdurch gar sehr, und man hat seitdem nie in Frankreich zugestanden, daß ihre Gegenwart bey der Krönung eines Königs unumgänglich nöthig sey.

Die Regentin fand durch ihre Staatsklugheit, und Entschlossenheit bald Mittel, diese furchtbare Verbindung mißvergnügter Grafen zu trennen, und das Ansehn des jungen Königs festzustellen. Den Grafen von Boulogne, der mißvergnügt war, ohne das Ansehn davon haben zu wollen, wuste sie sich geneigt zu machen, indem sie ihm einige Städte wiedergab, die ihr Gemahl ihm genommen hatte. Den Grafen von Flandern entließ sie aus seinem Gefängnisse, worinn er so lange geschmachtet hatte, und verhinderte dadurch, daß seine Gemahlin sich nicht von ihm durfte scheiden lassen, wie sie zu thun Lust gehabt hatte. Sie war geneigt gewesen, den Grafen von Bretagne zu heyrathen; der Regentin aber lag alles daran, diese Verbindung zu vereiteln, durch welche einer der unruhigsten Vasallen so mächtig geworden wäre, daß er dem Reiche äusserst gefährlich hätte werden können.

Noch im Winter des J. 1227 führte Blanka ihren Sohn, mit einem zahlreichen Heere, dem Grafen von Champagne, und seinem Anhange entgegen. Diese Entschlossenheit, und ihre guten Anstalten, machten, daß jenem der Muth sank; er eilte, sich dem Könige zu Füssen zu werfen, entsagte dem Bündnisse mit den Grafen von Bretagne, und la Marche, ward deshalb wohl aufgenommen, und erhielt Verzeihung. Der Graf von Kent, Heinrich III. Minister, ward von der Regentin bestochen; denn sein Herr sahe die Unruhen in Frankreich als einen günstigen Zeitpunkt an, die verlohrnen Länder wieder zu erobern, und die Verbündeten betrachteten ihn deßhalb als ihre vornehmste Stütze. Allein die Zurüstungen giengen nun englischer Seits so langsam, daß die Grafen von Bretagne, und la Marche sich unterwerfen musten, nachdem sie ein Treffen, was der junge König ihnen anbot, nicht hatten wagen wollen. Sie erhielten, durch einen Vergleich, den die Regentin zu Vendome mit ihnen schloß, gute Bedingungen, und mit dem Könige von England kam ein Stillstand von einem Jahre zu Stande.

Frankreich genoß also der Ruhe, die von der klugen Regentinn, zur Erziehung ihres hofnungsvollen

Prinzen, aufs beste genützt ward. Allein dieser glückliche Zeitpunkt war nur kurz; denn schon im folgenden Jahr sezte eine neue Empörung die Thätigkeit der Regentin in Bewegung. Es gelang den Mißvergnügten, denen das Ansehen der Regentin, als einer fremden Prinzeßin, unerträglich fiel, den Grafen von Boulogne auf ihre Seite zu ziehen. Dieser, der als ein Sohn Philipp Augusts ein eben so nahes Recht, als die Königin Blanka zur Regentschaft zu haben vermeinte, ward noch überdem durch die Besorgniß aufgebracht: die Königinn möchte seinen Schwiegervater, den alten Grafen von Boulogne, der auch seit der Schlacht bey Bouvines gefangen, und mit dessen Gütern er belehnt worden war, in Freyheit setzen, so wie sie es schon mit dem Grafen von Flandern gethan hatte. Er machte also einen Anschlag, den König in seine Gewalt zu bekommen, und ihn dann der Krone zu berauben. Allein der Graf von Champagne, der diesen Entwurf mit sollte ausführen helfen, entdeckte ihn heimlich der Regentin, und begleitete den König mit 300 Rittern von Montlheri, wohin er geflüchtet war, nach Paris. Dieser Vorfall brachte den Grafen von Bretagne, der die Güter des Königs schon angefallen hatte, so sehr aus der Fassung, daß er sich dem König zu Füßen warf, und Verzeihung erhielt.

Allein

Allein diese Reue des Grafen war nicht aufrichtig, denn noch in eben diesem Jahre empörte er sich öffentlich wider den König, und verheerte dessen Ländereyen, unterstüzt von dem Grafen von Poitou. Da er mit den Vornehmsten der Mißvergnügten in geheimer Verbindung stand, so erschienen von dem aufgebotenen Adel des Reichs so wenige zur Vertheidigung des Königs, daß dieser beynahe dem Grafen in die Hände gefallen wäre. Allein der Graf von Champagne, ohngeachtet er selbst in diesem Bündnisse wider den König war, wurde abermals von seiner Neigung für die Regentinn getrieben, den König mit solchem Nachdrucke zu unterstützen, daß der Graf von Bretagne seine stärkste Schuzwehr, das Schloß Bellesme verlohr, und sich der Regentinn aufs neue unterwerfen muste.

Der mächtigste unter den wider Ludwig verbundnen Großen war noch immer der Graf Raymund von Toulouse, der durch den Tod Ludwigs VIII. neuen Muth bekommen, seine Verträge mit dem Grafen von Foix erneuert, und einen großen Theil seines Gebiets wieder erobert hatte. Der Pabst drang indeß so lange in den jungen König, und seine Mutter, bis der unseelige Krieg wider die Albigenser von

neuem angieng. Imbert von Beaujeu, Statthalter von Languedoc, führte ihn zwey Jahre mit äußerster Strenge, und von beyden Theilen wurden dabey die grösten Grausamkeiten verübt. Allein es fehlte so viel, daß die Albigenser durch die unmenschliche Härte, mit der sie auf den Rath des päbstlichen Legaten überall verfolgt wurden, konnten unterdrückt werden, daß sie vielmehr mächtiger, als jemals, wurden. Sie nahmen Imberten die wichtigsten Plätze weg, und trieben ihn so in die Enge, daß er sich endlich nach dem französischen Gebiete flüchten muste.

Im J. 1228 kam er, mit einem neuen Heere von Creuzfahrern, unter Anführung verschiedner Bischöffe zurück, und der Graf von Toulouse konnte dem Strome seiner Feinde nun nicht mehr widerstehen, sondern schloß sich in Toulouse ein. Hier aber ward er vom Hunger, den die Verwüstungen seiner Feinde bewürkten, in kurzem so weit gebracht, daß er den Vorschlägen Gehör geben muste, die der päbstliche Legat ihm durch den Abt von Grandselve zuschickte. Es ward ein Stillstand bewilligt, und zu Meaux eine Versammlung angestellt, auf welcher Raymund erklärte: daß er nichts eifriger wünsche, als mit der Kirche, und seinem Herrn, dem Könige, in Friede

zu

zu leben, zu dem Ende aber alles eingehen, und bestätigen wolle, was der Abt von Grandselve, sein Bevollmächtigter, und der Graf von Champagne anrathen, und festsetzen würden.

Es kam hierauf zu Paris ein Vergleich zu Stande, der für Raymunden sehr schwere Bedingungen in sich hielt, die ihm auf die schimpflichste Art vorgelegt wurden. Er muste am Charfreytage des J. 1229, als ein Büssender, im bloßen Hemde, mit einer Fackel in der Hand vor dem Altare in der Kirche U. L. Fr. zu Paris erscheinen, die Kirche um Verzeihung bitten, daß er sich unterstanden, sein väterliches Erbe wider ihre gewaltthätigen Anmaßungen zu behaupten, und versprechen, daß er den Glauben vertheidigen, alle Ketzer aber aus seinem Gebiete vertreiben wolle. Seinen Freund, den Grafen von Foix, muste er sich anheischig machen, zu bekriegen, und nie, als mit Erlaubniß des päbstlichen Legaten, Friede mit ihm zu schließen. Binnen 4 Jahren sollte er, zur Ersetzung des der Kirche durch ihn zugefügten Schadens, und zum Heil seiner Seele, 24000 Mark Silber erlegen, selbst auf fünf Jahre das Creuz wider die Sarazenen nehmen, und nicht wieder nach Toulouse kommen, wenn er nicht vom Großmeister zu Rho-

dus ein Zeugniß seines Wohlverhaltens mitbrächte. Die Festungswerke von Toulouse, und 30 andern Schlössern muste er schleifen lassen, und dem Könige auf zehn Jahre lang das Narbonnische Schloß zu Toulouse, nebst sieben andern festen Plätzen, überlassen. Seine Tochter Johanna sollte dem Könige übergeben, und von Personen, die dieser ernennen würde, erzogen werden; denn sie war zur Gemahlinn seines Bruders Alfons bestimmt, und nur die Kinder, die aus dieser Ehe entsprängen, sollten die Länder des Grafen erben.

Der Graf ließ sich diese harten Bedingungen alle gefallen, und stellte sich freywillig dem Könige als Gefangener zu Paris, bis solche erfüllt wären. Auch unterwarf er sich einer sehr schimpflichen Verordnung, die zu baldiger Erfüllung dessen, was er hatte versprechen müssen, gemacht ward, und nun, nachdem er auf sein väterliches Erbe größtentheils Verzicht gethan, ward er, ohne einige Irrthümer abzuschwören, vor rechtgläubig erklärt, des Bannes der Kirche, und seiner freywilligen Gefangenschaft erledigt, zum Ritter geschlagen, und, mit Geschenken überhäuft, in seine Staaten zurück geschickt.

Noch

Noch in eben diesem 1229sten Jahre hielt der päbstliche Legat eine Kirchenversammlung zu Toulouse, welcher die drey Erzbischöffe von Narbonne, Bourdeaux, und Auch, nebst dem Grafen und vielen Prälaten beywohnten. Es wurden darinn, unter dem Vorwande des Eyfers gegen die Ketzer, manche Gesetze gegeben, die den Rechten des Königs offenbar zu nahe traten, und die ersten Grundregeln des unseeligen Inquisitions-Gerichts enthielten. Denn nicht allein ward den Layen strenge verboten, die h. Schrift weder zu lesen, noch bey sich zu haben, sondern auch befohlen, daß in jeder Pfarre ein Priester, und etliche Layen, als Inquisitoren, bestellt werden sollten. Diese erhielten völlige Gewalt, die Häuser bis in die Keller öfters zu durchsuchen, ob nicht Ketzer drinne versteckt wären, und, wo sie dergleichen fänden, das Haus niederreissen zu lassen. Die Mauern von Toulouse wurden geschleift, und der Graf mußte auch seinen Verwandten, den von Foix ermahnen, sich dem römischen Stuhle zu unterwerfen. Es kostete indeß viel Mühe, diesen dahin zu bringen, und nur die traurige Aussicht der schrecklichsten Verwüstung, die seine Länder würden erleiden müssen, konnte ihn zuletzt bewegen, daß er fünfe von seinen Schlössern in des Legaten Hände

übergab. Auch der Graf von Cominge, und der Fürst von Bearn musten diesem Beyspiele folgen, weil es ihnen gänzlich an Macht fehlte, sich gegen die Unterdrückungen des Pabsts zu wehren.

Die Regentinn hätte, wenn nicht der römische Stuhl ihr in mancher Absicht zuwider gewesen, diesen Zeitpunkt vermuthlich genüzt, die der Krone nachtheilige Gewalt der Großen ganz niederzudrücken. Allein da sie sich, in Absicht der baaren Gefälle, auf die Geistlichen verließ, so verleiteten diese sie zu gelinden Maaßregeln, durch welche es ihr doch am Ende so gut gelang, daß viele der großen Vasallen sich der Krone unterwarfen. Doch blieb noch immer eine Parthey von Mißvergnügten, die den Grafen von Champagne zu ihrem Anführer zu machen suchte, indem sie ihm des Grafen von Bretagne Tochter zur Gemahlinn anbot. Diese Versuchung war, bey aller Neigung, die der Graf noch immer für die Regentinn hegte, doch zu stark, als daß er ihr nicht nachgegeben hätte, wenn nicht der König, durch ein ausdrückliches Verbot, diese Verbindung gehindert, und den Grafen dahin gebracht hätte, sein den Mißvergnügten gegebenes Wort zurück zu nehmen.

Diese wurden hierüber aufgebracht, und wählten, aus Rache, die Königinn von Cypern, Alix, zu ihrem Oberhaupte, weil sie auf des Grafen Länder starke Ansprüche hatte. Der Graf von Boulogne, verbunden mit dem Herzoge von Burgund, und vielen Großen, fielen im Jahr 1227 in seine Länder ein; allein der König unterstützte den Grafen so stark, daß jene bald wieder sich zurückziehen mußten. Die Regentin gab hierbey einen Beweis ihrer Staatsklugheit; denn unter dem Vorwande, dem Grafen Ruhe zu schaffen, beredete sie ihn, einen ansehnlichen Theil seiner Ländereyen an den König zu verkaufen, um die Ansprüche der Königin Alix mit dem dafür empfangnen Gelde zu befriedigen. Hierdurch ward die Macht des Grafen, dessen Wankelmuth ihnen schon so viel Unruhe erregt hatte, merklich geschwächt.

Auch den Grafen von Boulogne, den Oheim des jungen Königs, wußte sie dadurch von der Parthey der Mißvergnügten abzuziehen, daß sie ihm an dem Grafen von Flandern einen Gegner erweckte, der, auf ihr geheimes Anregen, einen Einfall in seine Länder that. Da er sich zu schwach fühlte, ihm, ohne des Königs Vermittelung, die

Spitze zu bieten, söhnte er sich mit seinem Neffen aus, nahm einen jährlichen Gehalt von ihm an, und erlangte durch ihn, daß der Graf von Flandern seine Länder nicht ferner beunruhigen durfte.

Der Graf von Bretagne war nun noch übrig, der mächtigste, und treuloseste unter den Vasallen der Krone, dem es, bey seiner anfänglichen Demüthigung gegen Ludwig IX. so wenig Ernst gewesen war, daß er sich vielmehr Heinrichen, dem Könige von England, nachher in die Arme warf, und Bretagne, das weder ihm, noch jenem zugehörte, von ihm zu Lehn nahm. Diesen Uebermuth zu bestrafen schickte die Regentinn den Bischoff von Paris nach Bretagne, der die vornehmsten Bretagner auf die Seite des Königs zog. Sie verbanden sich mit ihm um so viel fester, da der englische König eine Landung bey St. Malo versuchte, um dem Grafen beyzustehen. Der ganze Adel des Reichs kam zusammen, und Ludwig hatte, zur Vertheidigung seiner Rechte eins der schönsten Heere bereit, das je ein König von Frankreich angeführt hatte.

Heinrich III. hatte zwar den Willen, aber nicht die Macht, etwas für den Grafen thun zu können,

denn

denn die Regentin hatte seine vornehmsten Staats-bedienten gewonnen. Der Graf ward daher seiner festen Plätze beraubt, und zu Anconis, durch eine Versammlung der Prälaten und Baronen, seiner Länder verlustig erklärt. Er muste sich zulezt dem Könige unterwerfen, und Heinrich einen Stillstand auf drey Jahre eingehen.

Die Regentinn wandte die Ruhe, deren das Reich nunmehr genoß, zu nüzlichen Verordnungen an, durch die sie des Königs Ansehen, noch mehr aber ihr eignes befestigte. Da die Begierde zu herrschen ihre stärkste Leidenschaft war, so wandte sie alles an, ihre Macht über den jungen König dadurch fortdauernd zu machen, daß sie ihm eine Erziehung gab, die seine treflichen Fähigkeiten ihm und seinem Volke unnüz machten. Die Natur hatte ihn mit jeder Eigenschaft ausgerüstet, die einem großen Beherrscher nöthig ist. Er war voll Geist, und Herzhaftigkeit, mit gesunder Urtheilskraft begabt, und dabey von majestätischem Ansehen. Auch wohnte ihm Leutseligkeit, Gerechtigkeits-Liebe, und Wohlthätigkeit in hohem Grade bey; allein diese herrlichen Tugenden wurden dadurch unbrauchbar für sein Volk, daß niemand ihm nahe kam, der ihn in dem, was ein großer

Fürst sich selbst, und seinem Lande schuldig ist, hätte unterrichten können.

Man hatte die Regentinn beschuldigt, sie litte es, daß der König Beyschläferinnen habe, um ihn desto länger beherrschen zu können; daher fand sie es, zur Widerlegung dieses schändlichen Vorgebens, für gut, ihn zu vermählen. Margarethe, die älteste Tochter des Grafen Raymund von Provence, eine wegen ihres Verstandes sowohl, als körperlicher Reizungen, von den Troubadours damaliger Zeit hoch gepriesene Schöne war es, die sie ihrem Sohne zur Gemahlinn wählte, und das Beylager ward im J. 1233 zu Sens mit grosser Pracht vollzogen. Die Regentinn fand ihre Macht dadurch gestärkter, als jemals, denn der König überließ ihr nun die Sorge für sein Reich gänzlich. Sie regierte es aber auch mit so vieler Klugheit, daß ihr Verhalten in jeder Betrachtung ohne Tadel blieb; denn ihr selbst waren alle die Tugenden eigen, die sie an ihrem Sohne ihres wohlthätigen Einflusses auf seiner Unterthanen Glück zu berauben suchte. Gleichwohl waren die Großen des Reichs insgeheim mißvergnügt darüber, daß eine ausländische Prinzeßin das Reich unumschränkt regierte, und sie von al-

allem Antheil an öffentlicher Macht ausgeschlossen blieben.

Die bisherige Ruhe ward durch den Grafen von Bretagne auch bald wieder unterbrochen. Da der Stillstand mit dem englischen Könige zu Ende gieng, so verband sich dieser schwache, unbeständige Fürst aufs neue mit ihm, und munterte ihn, durch Beystand, den er versprach, aber nicht leisten konnte, in seinen aufrührischen Gesinnungen auf. Heinrich war in immerwährendem Zwiste mit seinem Parlemente, und konnte mithin dem Grafen die Hülfe nicht gewähren, die er bedurfte. Die Regentinn schickte den jungen König mit einem Heere wider ihn, und demüthigte ihn so sehr, daß er, mit dem Stricke um den Hals, fußfällig bey dem Könige Vergebung suchen muste, die er denn auch erhielt.

Ludwig hatte im Jahr 1236 seine Mündigkeit erreicht, und seine Mutter legte also die Regentschaft nieder, beherrschte ihn aber dennoch in der Folge noch eben so unumschränkt, als vorhin. Der Graf von Champagne war 2 Jahr zuvor König von Navarra geworden, indem seiner Mutter Bruder, Sancho, ohne Erben gestorben war. Er sah sich jetzt vollkommen

reich genug, die Güter wieder an sich zu kaufen, die er vor einigen Jahren dem König hatte überlassen müssen; allein dies ward ihm nicht zugestanden, und es ergab sich daraus ein übles Vernehmen zwischen Ludwigen und ihm, das sehr bald in Feindseeligkeit ausbrach. Er hatte dem Könige versprochen, seine einzige Tochter Blanka, nicht ohne dessen Vorwissen zu vermählen; dies hielt er aber nicht, sondern verheyrathete sie, ohne des Königs Einwilligung, mit dem Sohne des Herzogs von Bretagne, Johann von Dreux. Er gab ihr die Grafschaft Perche zum Brautschatz mit, und versprach ihr die Thronfolge in Navarra. Sein Uebermuth gieng so weit, daß er sich zum Kriege rüstete; allein Ludwig kam ihm zuvor, und drang in seine Länder ein, ehe er noch bereit war, sie zu vertheidigen. Vergebens wandte sich Theobald an den Pabst, und versprach ihm, einen Creuzzug zu thun, wenn er ihm Ruhe von Seiten Frankreichs bewürkte. Ludwig, der seine Gewalt kannte, ließ sich durch die Vorstellung des Pabstes, nicht abhalten, sein Recht zu behaupten, und Theobald muste wegen seiner Untreue um Vergebung bitten, seinen Ansprüchen auf die der Krone abgetretenen Ländereyen entsagen, zugleich aber sich anheischig machen, den versprochenen Creuzzug ungesäumt anzutre-

ten, und binnen 7 Jahren nicht wieder in Frankreich zu erscheinen.

Ludwigs Hof war sehr prächtig, und da seine Länder der Ruhe genossen, so gab ihm diese Gelegenheit, seine Brüder gut zu versorgen. Allein diese Ruhe ward sehr bald gestöhrt, denn der Graf von la Marche, der die verwittwete Königinn von England, Heinrichs III. Mutter geheyrathet hatte, errichtete im Jahr 1241 ein Bündniß wider Ludwigen. Der alte Graf von Bretagne trat ihm auf kurze Zeit bey, auch der Graf von Toulouse aus Rachgier wegen der Härte, mit welcher er war behandelt worden; diese Verbundenen hoften aber alle, durch den König von England unterstützt zu werden. Der Graf von la Marche erboth sich gegen den englischen König, wofern er ihn mit Geld unterstützen wollte, alles für ihn wieder zu erobern, was sein Haus in Frankreich verlohren hatte. Heinrich, dem dies Versprechen angenehm war, berief ein Parlement, fand es aber nicht geneigt, seinen Absichten beyzutreten. Der König that zwar alles, sein Volk zu seinem Willen zu bewegen; allein es war zu sehr darüber aufgebracht, daß der Graf von la Marche nur ihr Geld, nicht aber ihre persönliche Hülfe begehrte.

Hein=

Heinrich beharrete gleichwohl bey seiner Verbindung, lieh Geld auf übermäßige Zinsen, und rüstete damit eine Flotte, die dem Grafen la Marche Hülfe zuführen sollte, aus. Ludwig bereitete sich mit vieler Entschlossenheit, Heinrichen zu wiederstehen, und sein Volk bezeugte sich willig, für ihn zu streiten. Heinrich landete im Jahr 1242, von seiner Gemahlin und seinem Bruder Richard dem römischen Könige begleitet, in Frankreich, allein er bezeugte sich in eben dem Grade kleinmüthig, als Ludwig standhaft und entschlossen war. Dieser leztere both ihm Frieden auf sehr billige Bedingungen an, allein dies Anerbiethen ward verworfen.

Es kam also zum Gefecht, und Ludwig schlug die Bundesgenossen zweymal in eben diesem Jahre. Da sie nun von Heinrich nicht, wie sie gehoft hatten, mit Gelde unterstützt wurden, gieng ihre Verbindung mit ihm bald zu Ende. Der Graf la Marche unterwarf sich Ludwigen, und die übrigen Mißvergnügten folgten nach einander seinem Beyspiele; Heinrich aber zog sich zurück nach Bourdeaux, wo er einen Stillstand auf fünf Jahre mit Ludwigen schloß. Dieser blieb also im ruhigen Besitze seines Throns, und der Aussichten auf Erweiterung seiner Herrschaft,

die

die ihm durch die Vermählungen seiner beyden Brüder eröfnet waren. Der älteste, Robert, war mit Mathilden, einer Tochter Heinrichs II. Herzogs von Brabant verheyrathet, Alphons aber hatte die ihm schon lange versprochne Johanne des Grafen von Toulouse Raymunds VII. einzige Tochter erhalten. Der erstere war mit der Grafschaft Artois, der andre mit Poitou und Auvergne belehnt, und beyde feyerlich zu Rittern geschlagen worden.

Ludwig nüzte die Zeit der Ruhe, die ihm der rühmlich erlangte Stillstand mit Heinrichen gewährte, um einen Gebrauch unter seinem Volke abzuschaffen, der zwar seinen Großen nicht unangenehm, dem Staate aber desto nachtheiliger war. Viele seiner Vasallen, sonderlich in der Normandie, besassen auch Lehngüter in England, entstand nun ein Krieg zwischen beyden Mächten, so erklärten sich die Vasallen für denjenigen König, in dessen Gebiet ihre meisten Herrschaften lagen. Der gegenseitige Monarch zog alsdenn natürlicherweise ihre unter seinem Gebiete belegnen Lehne ein, und gab sie nur erst nach geendigtem Kriege ihren Eigenthümern wieder. Ludwig verordnete deßwegen, ums Jahr 1243, daß seine Vasallen zwar die Freyheit haben sollten, sich für ihn, oder

den

den König von England zu erklären, aber nicht auf eine Zeitlang, sondern für immer. Die meisten seiner Baronen erklärten sich hierauf für ihn, und wurden davor auch in Absicht der Lehne, die sie in England hierdurch verlohren, schadlos gehalten.

Eben so ungern hatte Ludwig bißher die Verheyrathungen ausländischer Großen mit den Töchtern seiner Grafen und Baronen gesehen, weil dadurch einige der besten Ländereyen an Fremde kamen, und solches im Falle eines Kriegs immer unangenehme Folgen nach sich zog. Er richtete daher sein Augenmerk auch hierauf; daß er diese Verbindungen mit Ausländern sowohl, als die der mächtigsten, und unruhigsten Großen unter einander hinderte. Zu dem Ende verordnete er, daß kein französischer Unterthan, ohne seine Bewilligung, einem Ausländer seine Tochter geben solle.

Ludwig war, obwohl man ihn zu blinder Unterwürfigkeit gegen den Pabst, und die Kirche erzogen hatte, doch einsichtsvoll genug, um die weltlichen Händel der Päbste von dem, was die Kirchenzucht angieng, unterscheiden zu können. Er wollte daher sich nicht in den Zwist mischen, der zwischen

dem

dem Kayser Friedrich II. und den Päbsten Gregor IX. und Innocenz I. obwaltete; ja, als es so weit kam, daß der leztere aus Rom, und Italien vertrieben ward, schlug er ihm eine Freystätte in seinen Staaten ab, um die er ihn bat. Der Pabst ward darüber um so mehr aufgebracht, da auch die Könige von Arragonien, und England, ihn bey sich aufzunehmen, verweigert hatten, und gieng von Genua nach Lion, einer Stadt, die damals zu Frankreich noch nicht gehörte, sondern zum deutschen Reiche, doch so, daß mehr der Erzbischoff daselbst, als der Kayser darinn zu gebieten hatte.

In eben diesem Jahre, 1244. drohete dem Leben Ludwigs eine gefährliche Krankheit, die ganz Frankreich, welches ihn anbetete, in die tiefste Bestürzung sezte. Es kam so weit, daß er die Sacramente der Kirche bereits empfangen hatte, mit dem Tode rang, und dem Verscheiden ganz nahe war. Nach einer tiefen, langwierigen Ohnmacht erhohlte er sich doch wieder, zum Erstaunen, und zur Freude seiner Unterthanen; allein diese Rettung vom nahen Grabe hatte eine unseelige Folge. Denn des wieder auflebenden Königs erste Worte waren ein Befehl an den Bischoff von Paris, daß er ihm das Creuz zu einem Zuge nach dem hei-

 ligen

ligen Grabe geben solle, zu dessen Befreyung er sein neugewonnenes Leben widmete. Der Bischoff suchte selber ihn davon abzubringen, aber vergebens. Weder seinen, noch seiner Mutter Blanka, und einiger Großen Vorstellungen gab er Gehör, als in so fern, daß er die Erfüllung seines Gelübdes noch auf ein paar Jahre verschob, um das Reich erst in einen solchen Stand setzen zu können, daß es seine Gegenwart entbehren könnte.

Mit Ludwigs Vergünstigung hielt Innocenz im J. 1245 eine große Kirchenversammlung zu Lion, auf welcher er den Kayser Friedrich II. förmlich absezte, wobey Ludwigen die Ehre wiederfuhr, daß ihn der Kayser zum Schiedsrichter seines Zwists mit dem Pabste vorschlug. Allein dieser war zu klug, an ihren Händeln entscheidend Theil zu nehmen, weil er wohl einsah, daß beyde zu weit giengen. Alles was er that, gieng dahin, sie mit einander auszusöhnen, worinn es ihm aber, wegen der hartnäckigen Erbitterung des Pabsts, nicht gelang. Gregor IX. hatte schon im J. 1240 die kayserliche Krone Ludwigs Bruder, dem Grafen Robert angebothen, allein darauf eine sehr nachdrückliche, unangenehme Antwort erhalten.

Lud-

Ludwig wuste übrigens dem Stolze des Pabsts, und der Geistlichen Gränzen zu setzen, deren Uebermuth sich gern in die politische Verfassung seines Reichs mischen wollte. Er gestattete nicht, daß ihre Bannsprüche auch in bürgerlichen Handlungen gelten durften, so daß der, wider den sie ergiengen, dadurch um sein Eigenthum kommen durfte: er mochte übrigens mit Recht, oder Unrecht in den Bann der Kirche verfallen seyn.

Seine kluge Staatswirthschaft erhöhete die Einkünfte des Reichs so sehr, daß er in seinem 34sten Jahre der reichste, und furchtbarste Monarch von Europa war, und die Güter der Krone durch ihn beträchtlich vergrössert wurden.

Es kostete Ludwigen viel Mühe, die Stände des Reichs dahin zu bringen, daß sie ihm ihre Einwilligung zu seinem Creuzzuge gaben. Nur durch List gelang es ihm, viele Große dahin zu bringen, daß sie ihm folgten, indem er auf die Kleider, die sie an hohen Festen von ihm zum Geschenk erhielten, goldne Creuze hatte sticken lassen. Um auch während seiner Abwesenheit, die Ruhe im Reiche sicher zu stellen, entwafnete er den Grafen von Toulouse, dem er seine Empö-

 rung

rung verziehen hatte. Mit vieler Staatskunst wuste er es zu verhindern, daß dieser Graf nicht durch Vermählung mit einer Tochter des Grafen von Provence Ansprüche auf dessen Länder erben, und dadurch mächtiger werden möchte. Der Graf hatte keine männliche Erben, daher war die Vermählung seiner Töchter für die Ruhe Frankreichs von grossem Gewichte. Die dritte Tochter des Grafen Sanctia, die der Graf von Toulouse verlangte, kam, durch Verzögerung der päbstlichen Erlaubniß, da sie eine nahe Verwandte des Grafen war, an Ludwig IX. Bruder, Richard. Einige Jahre hernach warb der Graf um Beatrix, die jüngste der Erbinnen des Grafen von Provence. Allein Ludwig wußte es, aller vom englischen Hofe erregten Schwierigkeiten ohngeachtet, dahin zu bringen, daß sie seinem jüngsten Bruder, Carl, zu Theile ward.

Die Mühe, die er sich gab, den Pabst mit dem Kayser Friedrich auszusöhnen, erwarb ihm die Freundschaft von beyden. Der Pabst bezeugte ihm solche, indem er ihm erlaubte, den zehnten der Einkünfte seiner Geistlichkeit einzuheben, und zu seinem Zuge anzuwenden. Als aber bald nachher der Pabst eine gleiche Abgabe von den Geistlichen, zur Fortsetzung

seines

seines Streits mit dem Kayser, erheben wollte, hatte Ludwig Gleichmüthigkeit und Ansehen genug, solche zu untersagen. Dies gereichte sowohl den Geistlichen, als dem hohen Adel seiner Länder zur grösten Freude, wie denn viele der Großen schon sich untereinander verbunden hatten, sich den Erpressungen des römischen Stuhls mit Gewalt zu widersetzen.

Ludwig, ließ den Sitten seiner Zeit gemäß, eh' er seinen Zug antrat, bekannt machen, daß er allen, die von ihm Unrecht erlitten zu haben vermeinten, Erstattung geben wolle. Auf dieses Erbieten schickte Heinrich III. seinen Bruder Richard nach Frankreich, und ließ die Normandie von Ludwig zurück fordern, die ihm, wie er behauptete, mit Unrecht war entzogen worden. Ludwig verwies die Entscheidung dieser Sache an die Bischöffe der Normandie, die aber Heinrichs Ansprüche verwarfen. Alles, was der König Heinrich von Ludwigen erhalten konnte, war also, daß der Stillstand zwischen ihnen erneuert, und vom Pabste die Gewähr dafür geleistet ward.

Der Kayser gab ihm für seinen Eyfer, womit er den Streit desselben mit dem römischen Stuhle zu beendigen gesucht hatte, seine ausdrücklichsten Versicherungen, daß er sich seiner Abwesenheit auf keine für Frankreich nachtheilige Weise zu Nutz zu machen gedächte. Auch gab er Befehl an alle seine Statthalter in Sicilien, und Neapel, die Creuzfahrer unter Ludwigen mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen, so daß er an Lebens-Mitteln beständig Ueberfluß hatte.

Bey allen seinen Zurüstungen zu diesem Zuge zeigte sich Ludwig als einen eben so staatsklugen, als frommen Fürsten. Er machte sichs zum Gesetz nie wieder Scharlach, noch goldne Stoffe zu tragen, seine Waffen, und Pferdegeschirre waren auch nicht vergoldet, und sein ganzer Aufwand ohne Pracht. Was er hierdurch ersparte, ließ er unter die Armen austheilen. Durch alle diese Anstalten, und seine klugen Maaßregeln zum Unterhalt seiner Truppen unterschied sich dieser Zug Ludwigs von allen vorigen, wo eine wilde schwärmerische Hitze die Stelle der klugen Vorsicht hatte vertreten müssen.

Zu bedauern war es, daß so viel Klugheit, Entschlossenheit, und Mäßigung bei einem Unternehmen gebraucht wurden, was im Grunde abergläubiger Unsinn war. Nie war eine so wohl ausgesuchte, tapfre, und zum Kriege abgerichtete Mannschaft aus Europa nach dem heiligen Lande gezogen, als die Ludwig anführte. Sein Eyfer, die Großen seines Reichs zu ermuntern, mit ihm das Creuz zu nehmen, war so groß, daß er aus einem Monarchen fast ein Prediger ward, und die List, die er bey der Dunkelheit der Nacht mit gutem Erfolge gebrauchte, den Vornehmsten das Creuz anzubringen, ohne daß sie es gleich anfangs, da sie ihre Mäntel anlegten, gewahr wurden, erwarb ihm den Namen eines Menschenfischers. Nicht allein seine drey Brüder, Alphons, Robert, und Carl begleiteten ihn, sondern auch deren Gemahlinnen, so wie seine eigene, nahmen das Creuz, um die Beschwerden dieses andächtigen Feldzuges mit ihm zu theilen. Alle, die er im Verdacht hatte, sie möchten im Reiche Unruh erregen, wust' er dahin zu bringen, daß sie seinem Beyspiele folgten. Unter diesen befanden sich viele Prälaten, und ein berühmter Staatsmann dieser Zeit, der berühmte Joinville, Seneschall von Champagne, ward der Geschichtschreiber dieses andächtigen Zuges. Der Kö-

nig gieng, vor seiner Abreise, mit seinen Brüdern nach St. Denis, um aus den Händen des päbstlichen Legaten die Reichsfahne, den Pilgerstab, und die Tasche zu empfangen. Darauf bestellte er seine Mutter, die Königin Blanka, zur Verweserin des Reichs, und gieng hierauf in der Mitte des Jahrs 1248, mit zwo Flotten unter Seegel, diese bestanden aus 120 großen, und mehr denn 1500 kleinen Schiffen, und sein Heer, als es in Aegypten gelandet war, aus nicht mehr denn 60000 Kriegern, aber lauter tapfern, und seiner Sache getreuen Leuten, die in der besten Kriegszucht standen. Drey tausend seiner Befehlshaber waren Ritter mit der Fahne, von denen er 172 an seiner eignen Tafel unterhielt, wie er denn auch diejenigen unter seinen Großen mit Geld unterstützte, die das Vermögen nicht hatten, ihre Leute bezahlen zu können.

Der erste Unfall, der den König und sein Heer auf diesem andächtigen Zuge traf, war sein wider Willen langwieriger Aufenthalt auf der Insel Cypern, wo er zwey Monat nach seiner Abfahrt von Aigues-Mortes schon angekommen war. Der König dieser Insel, Heinrich von Lusignan, führte ihn nach Nicosia, wo er Ueberfluß von allen Lebensmitteln

teln antraf, weil aber viele seiner Schiffe noch nicht angekommen waren, den Winter über sich aufhalten muste. Hier verlohr er, durch Luft, und Wasser, deren die Franzosen nicht gewohnt waren, viele Leute, worunter auch 250 Ritter, und einige seiner Befehlshaber waren, z. B. die Grafen Dreux, Montfort, und Vendome, auch den Stammvater der jezt regierenden Könige von Frankreich, und Spanien, Archibald von Bourbon. Sonderlich aber schadete ihm sein langer Aufenthalt in Cypern dadurch, daß er den Ungläubigen Zeit verschafte, sich zur Gegenwehr rüsten zu können.

Im Frühjahr 1249 fingen endlich die Feindseligkeiten durch Belagerung der Stadt Damiata in Egypten, an; denn man hatte den König überzeugt, daß, wenn nur die Sultane erst würden bezwungen seyn, der Besitz von Jerusalem von selbst erfolgen müsse. Ludwig kam nach einem gefährlichen Sturme, mit einem Theil der Flotte vor Damiata an, und, um nicht den Muth seiner Krieger durch fernere Verzögerung nieder zu schlagen, wagte er im Angesichte der ganzen Macht des Sultans eine Landung, obwohl kaum der vierte Theil der Flotte beysammen war. Er sprang selbst, mit dem

Degen in der Faust, aus dem Schiffe, und wadete durchs Wasser, das ihm bis an die Schultern gieng, ans Land; seine Leute aber folgten diesem Beyspiele muthvoll, und schlugen die Egypter, die ihnen das Anlanden wehren wollten, zurück. Dieser herzhafte Angriff verbreitete unter den Ungläubigen ein solches Schrecken, daß die Einwohner, nebst der Besatzung, die Stadt verliessen, und also dieser feste Platz, ohne Schwerdtstreich, den Christen in die Hände fiel. Ludwig hielt in Procession, das Haupt, und die Füße entblößt, seinen Einzug in die große Moschee, welche der päbstliche Legat wieder reinigte, und der h. Jungfrau, der sie schon ehemals gewidmet gewesen, aufs neue weihete. Der ambrosianische Lobgesang ward mit der größten Andacht darinn gesungen, und die Creuzfahrer schienen an diesem Tage von den lebhaftesten Empfindungen der Frömmigkeit durchdrungen zu seyn.

Allein bey den meisten verlohren sie sich schnell, und an ihre Stelle traten die größten Ausschweifungen. Die Kriegszucht im Heere ward durch die Wollüste verdrängt, zu welchen der Ueberfluß an Lebensmitteln, und die reizenden Gegenden die Soldaten verführten. Sie begegneten den Kaufleuten, die ih-

nen

nen ihre Bedürfnisse verschaften, mit solcher Grausamkeit, daß diese dadurch verscheucht wurden, und bald Mangel unter dem entnervten Heere einriß. Der König, der den Schaden dieser Unthätigkeit wohl einsah, war der Meinung, weiter vorzurücken, allein seine Baronen bestanden darauf, erst den Grafen Alphons von Poitiers zu erwarten, der beträchtliche Verstärkung dem Heere zuführen sollte. Dieser kam auch im Herbst zu Damiate an, und es ward nun beschlossen, gerade auf Cairo loszugehen.

Die Flotte segelte den Nilstrom herauf, und das Heer zu Lande traf bald auf 500 türkische Reuter, die unter dem Vorwande, sich an Ludwig ergeben zu wollen, betrügerische Absichten verbargen. Diese wurden von den Tempelherren niedergemacht; allein der dadurch erhaltene Vortheil gieng durch die ungestüme Hitze des Grafen von Artois bald wieder verlohren. Denn da dieser sah, daß sein Bruder der König die Ungläubigen, die ihm den Uebergang über einen Arm des Nils verwehren wollten, glücklich in die Flucht trieb, drang er, aller ihm dagegen gemachten Vorstellungen ohngeachtet, mit großer Eilfertigkeit vorwärts, und fiel nebst 2000 seiner tapfersten Leute, unter dem Schwerdte der Ungläubigen, auf der Strasse nach Cairo. Nebst ihm blieben 280

Tempelherren, und nur ihr Grosmeister schlug sich, mit Verlust eines Auges, nebst dem alten Grafen von Bretagne, durch.

Der König wollte seinem Bruder zu Hülfe eilen; allein er stieß auf ein feindliches Heer, und es erfolgte ein hitzig Gefecht, bey dem er selbst in augenscheinliche Lebensgefahr gerieth. Seine persönliche Tapferkeit rettete ihn, und der eben so tapfre Seneschal von Joinville deckte, durch Besetzung einer Brücke, das sich zurückziehende Heer, wobey er aber fünf Wunden bekam. Nur die Nacht trennte die Streiter, und mit Anbruch des Tages gieng das Treffen mit neuer Hitze wieder an. Die französischen Ritter stritten mit unglaublichem Muthe, das griechische Feuer aber brachte sie in Unordnung, und machte Lücken unter ihnen, wo der Feind mit Macht eindrang. Fast alle Ritter, und Tempelherren, samt ihrem Grosmeister, blieben auf dem Platze, auch der Graf Alphons ward gefangen, von dem Troß des christlichen Heers aber, da er allgemein beliebt war, wieder den Händen der Ungläubigen entrissen.

Endlich zogen sich die Türcken zurück, und das christliche Heer, das nun zu schwach war, weiter vordringen zu können, hatte zu seiner Erhaltung nichts

weiter übrig, als sich nach Damiate zurück zu ziehen. Allein Ludwig blieb noch im Lager stehen, um die todten Christen gehörig beerdigen zu lassen. Hierdurch breiteten sich Seuchen unter dem schwachen Ueberrest des Heers aus, von denen der König selbst angegriffen ward, und da die Sarazenen ihm die Schiffahrt auf dem Nil hinderten, mithin alle Zufuhr von Lebensmitteln, die aus Damiate kamen, gänzlich abschnitten, so entstand daraus die entsezlichste Hungersnoth, die weit mehr als die Hälfte der übrig gebliebnen Christen aufrieb.

Diese Unfälle brachten Ludwigen endlich so weit, daß er sich zu einem Waffenstillstand mit den Unglaubigen bequemen wollte. Dieser ward angenommen, als aber die Bedingungen darzu verabredet waren, that sich in Absicht der Geisseln, die zur Bestätigung dieser Puncte ausgeliefert werden sollten, eine Schwierigkeit hervor. Ludwig wollte einen seiner Brüder als Geissel geben, der Sultan aber verlangte den König selber, und hierauf zerschlug sich die ganze Sache. Die Franzosen entschlossen sich eher zu siegen, oder zu sterben, als ihren König dem Willkühr des Sultans aufzuopfern. Sie unternahmen es also, sich bis nach Damiate durchzuschlagen, indem sie aber zu dem Ende

eine

eine Brücke über den Nil schlagen wollten, fielen die Türcken ins Lager ein, und ermordeten fast alle Kranke. Der König, so krank er auch war, eilte zu dem Nachzug, den ein tapferer Ritter, Gaucher von Chatillon, anführete, und wagte sich an der Seite eines eben so unerschrockenen Ritters, von Sergines, unter die dichtesten feindlichen Haufen. Dieser zog ihn endlich, da die Gefahr immer grösser ward, aus dem Getümmel des Streits heraus, und brachte ihn nach einem kleinen Städtchen, wo der König für Ermattung in eine Ohnmacht fiel. Gaucher vertheidigte hier ganz allein den Eingang in eine Gasse, worin der König war, bis er, da niemand ihn unterstüzte, das Leben verlohr.

Die Türken verfolgten die Ueberbleibsel des Nachzugs, und ob es gleich anfangs schien, sie würden sich die vorhin vorgeschlagenen Bedingungen eines Stillstandes noch jezt gefallen lassen, so änderte doch ein unvorhergesehener Zufall ihre Gesinnungen bald, und der König muste sich, nebst seinen beyden Brüdern, dem Grafen von Poitiers, und Anjou, samt dem ganzen Heer, gefangen geben. Die, so sich auf die Fahrzeuge gerettet hatten, wurden auch mit des Sultans Galeeren als Gefangene eingeholt,

und

und die meisten davon getödtet. Die Ungläubigen schonten nur derer, welche sie an ihrer kostbaren Rüstung als solche erkannten, die ansehnliche Summen zu ihrer Auslösung würden geben können. Die gemeinen wurden einer nach dem andern gefragt: ob sie ihre Religion verläugnen wollten, und die Nein antworteten, verlohren augenblicklich ihre Köpfe, die aber darzu bereit waren, wurden weiter geschaft.

Ludwigs Fassung bey diesem Unglücke war so heldenmüthig, und groß, daß er selbst die Ungläubigen zwang, solche zu bewundern. Der Sultan Turan Schach verlangte, daß ihm der König einige Festungen in Palästina abtreten sollte; allein Ludwig weigerte sich standhaft, solches zu thun, weil diese Plätze nicht ihm selbst, sondern dem Kayser, und den Tempel-Rittern gehörten. Auf die Drohung, daß ihm, wenn er bey dieser Weigerung beharre, eine der grausamsten Martern solle angethan werden, antwortete er ganz gelassen: Ich bin des Sultans Gefangner, er thue, was ihm beliebt. Da er sah, daß der König sich durch keine Drohungen erschüttern liesse, verlangte er von ihm, ausser der Zurückgabe von Damiate, eine Million

gol-

goldener Byzantiner, als Lösegeld für sich, und die übrigen Gefangenen. Ludwig antwortete mit edlem Stolze: ein König von Frankreich liesse sich nicht für Geld verhandeln, allein er wolle für seine Person Damiate wieder abtreten, für seine Leute aber die geforderte Million zahlen. Der Sultan ward von diesem Edelmuthe gerührt, und erließ ihm den fünften Theil der verlangten Summe. Es ward ein Stillstand auf zehn Jahre geschlossen, und der König nach Damiate gebracht, von wo ihm, und jedem Franken freystehen sollte, zu Wasser oder zu Lande nach Hause zurück zu kehren.

Ehe der König nach Damiate kam, muste er auf einem Landhause des Sultans ein Zeuge von dessen Ermordung seyn. Seine eignen Emire waren lange damit umgegangen, ihn aus dem Wege zu räumen, weil er, bey seiner Thronbesteigung, viele, die seinem Vater gedient hatten, abgesezt, und, ohne sie mit zuzuziehen, den Vergleich mit Ludwigen geschlossen hatte. Jezt, da sie die Anführer seiner Leibwache auf ihre Seite gebracht, hieb einer von diesen mit dem Säbel nach ihm, da er eben in sein Zimmer gehen wollte, traf aber nur einige Finger. Der Sultan suchte sich in einen Thurm zu retten,

die Emire aber umringten solchen, steckten ihn an, und schossen mit Pfeilen nach ihm. Als er hierauf ins Wasser sprang, um sich durch Schwimmen zu retten, sprangen zehne von seinen treulosen Höflingen ihm nach, und erschlugen ihn neben dem Fahrzeuge, auf dem der Herr von Joinville, nebst den vornehmsten Gefangenen, sich befand. Zu eben der Zeit bestiegen vierzig dieser Mörder das Fahrzeug, und die gefangnen Baronen erwarteten nun alle Augenblick ein gleiches Schicksal, allein es geschah ihnen kein Leid.

Der König, der bey diesem Vorfall mehr denn einmal in Lebensgefahr gerieth, kam endlich nach Damiate, wo die Ungläubigen ohngefehr die Hälfte der Summe fanden, die er für seiner Leute Erledigung zu geben versprochen hatte. Für die andre Hälfte muste der Graf von Poitiers, als Geissel, in der Gewalt der Ungläubigen, so lange bis solche entrichtet wäre, zurück bleiben, der König aber schiffte nach Akko. Hier zwang er die Tempelherren, diese Summe herzuschiessen, damit der Graf seine Freyheit sogleich wieder erlangte. Allein die Türken hielten den getroffenen Vergleich sehr schlecht; denn sie gaben kaum 400 Franzosen für diese Summe wieder los,

die übrigen zwangen sie entweder ihren Glauben zu verleugnen, oder brachten sie, wenn sie krank waren, treuloserweise um. Dreyhundert der tapfersten beraubten sie, grausamerweise, ihrer Augen, und schickten sie in diesem Zustande dem Könige zurück, den dieser Anblick so tief rührte, daß er ein Hospital für sie stiftete, welches noch bis auf diesen Tag steht, und worinn 300 Blinde unterhalten werden.

In Frankreich hatte man indeß sich mit den schmeichelhaftesten Nachrichten unterhalten, die Ludwigen zum Besieger des ganzen Orients machten. Allein desto allgemeiner war die Bestürzung, als man den wahren Verlauf der Sache erfuhr. Die Regentin, und der Pabst bemüheten sich ängstlich, die Franzosen, und andre Völker, zur Rettung des Königs, aufzumuntern.

Allein die Würkung dieses Bemühens war sehr traurig, denn der Geist der Schwärmerey ward dadurch in dem Herzen der Franzosen erweckt, und das Land noch mehr, als bisher geschehen war, entvölkert. Der Urheber dieser schrecklichen Thorheit war Jacob, ein Cistercienser Mönch, der im Jahr 1251 aus Ungarn nach Frankreich kam, und, zur Befreyung Ludwigs

wigs, das Creuz predigte. Der Pöbel nahm ihn als einen Propheten auf, die vernünftigen hingegen hielten ihn für einen stolzen Betrüger, dem es nur darum zu thun sey, sich einen Namen zu machen, ja viele behaupteten sogar, daß er von den Ungläubigen in Syrien heimlich abgeschickt sey, und, mit Verleugnung der christlichen Religion, ihren Glauben angenommen habe.

Dieser arglistige Schwärmer gab vor, er habe von der Jungfrau Maria den Auftrag erhalten, nicht etwa dem stolzen Adel, sondern den Geringen, und Armen in Frankreich das Creuz zu predigen, denn nur ihnen, sonderlich den Hirten, habe Gott die Befreyung des Königs, und des gelobten Landes vorbehalten. Seine andächtige Geberden, und ganzer Anzug verstärkten den Eindruck seiner Predigten, der so allgemein war, daß Frankreichs Felder dadurch wüste wurden; denn die Hirten, und Landleute ströhmten ihm zu, liessen den Ackerbau, und alle Handarbeit liegen, um ihm nachzufolgen. Kinder, und Mägde sogar verliessen ihre Familien, und in kurzer Zeit stand dem Betrüger ein Heer von 100,000 Menschen zu Gebote, die er unter 500 Fahnen ordnete, worauf ein Lamm und ein Creuz ge-

 mahlt

mahlt waren, daher dieser Aufstand der Zug der Hirten hieß. Die Anführer dieser Haufen waren der Abschaum von Landstreichern, und Räubern, die, da sie, während der Abwesenheit des Königs, und der Großen, zügelloß gewesen waren, sich Ausschweifungen aller Art erlaubt hatten. Ihr Anführer, den sie den Lehrer von Ungarn nannten, verpflichtete sie, seine Aussprüche, so gottloß sie auch seyn mochten, ohne Widerrede zu vollstrecken, gab ihnen uneingeschränkte, sowohl geistliche, als weltliche Gewalt über die ihnen untergeordneten Haufen, und befahl ihnen sonderlich, die Priester, und Mönche, wo sie solche anträfen, auszurotten. Gegen diese zog er in allen seinen Predigten los, und behauptete, ihre verderbten Sitten, und ruchloses Leben habe dem Könige dies göttliche Strafgericht, unter dem er und der Staat litte, zugezogen. Er predigte sogar zu Paris öffentlich in der Kirche, belegte die Mönche mit Namen, die sie zum Theil wohl verdienen mochten, und verbreitete von dem römischen Hofe die schändlichsten Dinge, die der Pöbel, der gegen die Clerisey schon vorhin erbittert war, mit Beyfall anhörte.

Die Regierung zeigte anfangs eine fast unerklärliche Nachsicht gegen diese ausschweifende Rotte,

te, und die Regentinn sogar gab überall Befehle, sie ungehindert im Lande herumziehen zu lassen. Ihre Verwegenheit wuchs daher täglich, und zulezt fehlte der Obrigkeit die Macht, sich ihnen zu widersetzen. Wollte man ihnen den Eintritt in irgend eine Stadt verwehren, so öfneten sie sich solchen mit Gewalt, und tödteten ohne Unterschied geistliche und weltliche.

In Orleans ward ihr Anführer, so wie zu Paris, als ein Prophet aufgenommen, und alles drängte sich, des bischöflichen Verbots ohngeachtet, zu seinem Lehrstuhl. Ein Geistlicher an diesem Orte war so kühn, demselben öffentlich zu widersprechen, sogleich aber ward ihm von einem seiner Anhänger der Kopf gespalten, und der Aufruhr gegen die Clerisey ward nun allgemein. Sie verwüsteten ihre Gebäude, raubten viele Kostbarkeiten, und tödteten mehr denn zwanzig Geistliche, so daß die Regentin nun anfieng, ihre Nachsicht gegen diese unbändigen Schwärmer zu bereuen.

Die Bischöffe musten nun den Bann wider diese Stöhrer der öffentlichen Ruhe ergehen lassen, der Adel trat zusammen, sie zu zerstreuen, und die Obrigkeiten fiengen an, sich ihrer zu bemächtigen. Der

Prophet ward mit einer Axt erschlagen, und die meisten der Anführer entweder niedergehauen, oder hingerichtet. Die einfältigern kehrten zu ihren Heerden zurück, oder giengen nach Palästina, um für ihren Unfug zu büssen.

Ludwig verlangte indeß zu Acco nach Beystand, um sich an den Ungläubigen, wegen ihrer Treulosigkeit, womit sie den Vergleich gebrochen, rächen zu können. Da dieser ausblieb, und er überdieß hörte, daß seine Mutter, aus Gram über seine Unfälle, die Regierung fast gänzlich liegen lassen, und sich in ein Kloster begeben habe, so berief er endlich die Fürsten, und Herren zusammen, die theils in Palästina zu Hause waren, theils zu seinem Gefolge gehörten, und gab ihnen acht Tage Zeit, zu überlegen: ob sie es für rathsam hielten, daß er nach Frankreich zurück gienge, oder im gelobten Lande bliebe? Die Stimmen waren getheilt; seine eignen Großen verlangten, er solle sogleich nach Hause zurück kehren, weil seine Leute so geschmolzen waren, daß er von 2800 Rittern keine hundert mehr übrig hatte. Die Tempelherren, und Hospitalritter hingegen, hielten es der Ehre des Königs zuwider, aus einem Lande wegzuziehen, worinn so viele Christen

in

in den Fesseln der Ungläubigen schmachteten, und welches, sobald er sich daraus entfernte, wieder in jener Hände gerathen müßte. Dagegen zeigten sie ihm, wegen der Uneinigkeit, die unter den Saracenen herrschte, eine beynahe gewisse Aussicht, Herr von Syrien, und Egypten zu werden. Ludwig trat dieser lezteren Meinung bey, gab aber allen von seinem Gefolge, die es verlangten, Erlaubniß, nach Hause zurück zu kehren. Nur wenige waren muthvoll genug, bey ihm zu bleiben, die meisten bedauerten seinen gefaßten Entschluß, schifften sich aber nach Frankreich ein, ob ihnen gleich der König Geld genug anbot. Mit ihnen schickte Ludwig auch seine zween Brüder zurück, und schrieb an die Regentin einen Brief voll treflicher Rathschläge, der noch vorhanden ist.

Der König brachte durch die ihm übrig gebliebenen Schätze in kurzem ein Heer zusammen, womit er sich, bey den verschiedenen Partheyen der Ungläubigen, in Ehrfurcht erhalten konnte. Er erhielt bald von dem neuen König zu Damasco, eine Gesandschaft, wodurch er um seinen Beystand, wider die Mammelucken, die den Schach Toure getödtet hatten, ersucht ward, mit dem Versprechen,

ihm das Königreich Jerusalem wieder zu geben, und alle Beute mit ihm zu theilen. Ludwig war geneigt diesen Vorschlag anzunehmen, aber zu gewissenhaft, als daß er nicht erst vorher seine Feinde in der Güte hätte sollen auffordern lassen, ihm dafür, daß sie den Vergleich treuloser weise gebrochen, Genugthuung zu geben. Diese boten ihm hierauf eben die Bedingungen an, wenn er sich mit ihnen wider den Fürsten von Damasco verbinden wollte, schickten ihm auch sogleich alle noch lebende Gefangene zurück, selbst die, welche aus Furcht vorm Tode ihrem Glauben entsagt hatten, nebst den Hirnschädeln aller, die unter ihren Händen getödtet waren, und die sie auf den Mauern von Cairo aufgesteckt hatten. Um eben diese Zeit ließ auch der deutsche Kayser Friedrich II. durch eigne Gesandten bey den Mammelucken um Ludwigs Loslassung dringend anhalten, welches ihm um soviel mehr Ehre machte, da er sonst im Rufe stand, gar keine Religion zu haben, und ein geschworner Feind der Päbste zu seyn.

Ludwig begab sich an der Spitze eines ziemlich beträchtlichen Heeres nach Jaffa, um sich dem Sultan von Damascus zu widersetzen, der die Zu-

gänge

gänge aus Egypten dahin gesperrt hatte. Er verwendete unermeßliche Summen darauf, Jaffa zu befestigen, die Mammelucken aber erschienen nicht, um mit ihm wider den Sultan sich zu vereinigen, sondern baten ihn, einen andern Ort zur Unterredung zu bestimmen.

Unterdessen war es zwischen ihnen, und dem Sultan zu einem Treffen gekommen, worinn dieser geschlagen ward, und sich nach Gadara zurückziehen muste. Hier fieng er an, mit den Mammelucken zu unterhandeln, die jezt nicht geneigt waren, Ludwigen Wort zu halten, und ihn in den Besitz von Jerusalem zu setzen. Es erfolgte auch würklich ein Vergleich, durch den sich Ludwig nun ganz verlassen sah, und alle seine gehoften Vortheile verlohr. Es blieb ihm nun nichts weiter übrig, als der armselige Trost, heilige Oerter zu besuchen, und auf den Mauern verfallener Klöster herum zu klettern.

Der Sultan von Damascus griff nun aus Rache, daß ihn Ludwig verlassen hatte, Akko an, ward aber mit Verluste zurück getrieben. Eben dies wiederfuhr ihm, als er im J. 1253 einen Angriff auf Sidon, und Cäsarea machte, welche beyde Oerter

Ludwig mit großen Kosten wieder aufbauen ließ, obwohl es leicht abzusehen war, daß sie mit der Zeit wieder in der Ungläubigen Hände gerathen müsten. Olivier von Termes, ein tapfrer französischer Anführer rettete den König bey diesen Angriffen, doch ward er gezwungen, sich in die Festung von Sidon einzuschliessen, und muste 2000, zu seinem Lager gehörige Knechte, und Bauern von den Ungläubigen niederhauen sehn.

Nun fiel der durch Aberglauben zur Schwärmerey verleitete König immer tiefer; denn anstatt seinen grossen Ruhm durch neue kriegerische Thaten zu befestigen, brachte er seine Zeit mit Wallfahrten hin, die er, in Begleitung von Priestern, und Mönchen auf den Berg Tabor, und nach der heiligen Wohnung zu Nazareth anstellte. Ja, seine übertriebne Andacht verführte ihn endlich so weit, daß er, gleich einem gemeinen Manne, die Leichen derer auf seinen Schultern zu Grabe tragen half, die bey Sidon waren getödtet worden. Am kränkendsten für ihn war es hierbey, daß ihm seine Würde nicht erlaubte, in die Stadt Jerusalem zu gehen, weil er nicht als Sieger darinn hätte erscheinen können.

Endlich zwang ihn die traurige Nachricht von dem Tode seiner Mutter, die im J. 1253 vor Kummer über sein Unglück gestorben war, mit Ernst an seine Rückkehr zu denken. Doch verstrich noch ein Jahr, eh er Palästina würklich verließ, weil er die ihm noch zugehörigen Plätze erst in bessern Vertheidigungsstand setzen wollte. Er ließ einen seiner besten Generale, Gottfried von Sardines, mit einem Theil seiner Leute zurück, und schifte sich um Ostern im J. 1254 mit seiner Gemahlinn, und Kindern ein. Bey der Insel Cypern gerieth das Schiff, welches ihn trug, auf eine Sandbank, und war in augenscheinlicher Gefahr zu scheitern. Die Königin schrie, mit ihren Kindern, um Hülfe, gelobte auch in dieser Angst dem heiligen Nicolaus, wenn sie davon käme, ein silbern Schiff zu opfern, welches noch heutiges Tages vorhanden ist. Ludwig aber betete, und zu allgemeinem Erstaunen, ward das Schiff augenblicklich wieder flott, und er kam nun, ohne weitere Gefahr, zu Paris an. Man fand seine Miene sehr verändert, tiefsinnig, und voll Kummers; seine Kleidung war schlecht, und sein Gefolge nur klein, auch trug er noch immer das Creuz auf seinem Rocke, zum Zeichen, daß er dem Vorsatz, das heilige Land zu erobern, noch nicht entsagt habe.

Das erste Geschäft Ludwigs, nach seiner Zurückkunft, war die mancherley eingeschlichnen Ungerechtigkeiten abzuschaffen; er gab zu dem Ende noch in eben diesem Jahr eine merkwürdige Verordnung, die von seiner strengen Gerechtigkeitsliebe zeugt, und sonderlich den Gerichtspersonen zur Regel in ihrem Amte dienen sollte, wie sie denn auch solche öffentlich vor dem Volke beschwören musten. Seine Sorge gieng vornehmlich dahin, lauter uneigennützige, tugendhafte Männer zu Räthen zu haben, mit denen er alle Sachen von Wichtigkeit wohl überlegte; wenn aber in einer Sache geschwind entschieden werden muste, so zeigte sein gesundes Urtheil immer den rechten Punct, ohne daß er erst seine Räthe darum fragen durfte. Es war bißher Sitte gewesen, von Zeit zu Zeit, durch Bevollmächtigte, die Gerechtigkeitspflege in den Provinzen untersuchen zu lassen; Ludwig aber entschloß sich jezt, um hierinn noch sicherer zu gehn, selbst im Lande herum zu reisen, und gieng zu dem Ende in die Picardie, nach Flandern und Soissons. Hier traf er den Seneschall Joinville, den treusten Gefährten seiner Creuzzüge, der ihm eine Vermählung des Königs von Navarra, Theobalds, mit seiner Prinzeßin Isabelle vorzutragen hatte. Ludwig fand solche annehmlich, verlangte aber zuvor,

daß

daß Theobald seine Zwistigkeiten mit dem Grafen von Bretagne zu Ende bringen sollte. Als dies vor den Pairs des Reichs, in Gegenwart des Königs, geschehen war, willigte der König in diese Verbindung, und sie ward einige Zeit hernach zu Melün feyerlich vollzogen.

Noch vorher hatte Heinrich III. von England, der sich lange Zeit in Gascogne aufgehalten, bey Ludwig seinem Schwager, einen Besuch abgelegt. Diese Begebenheit war merkwürdig, nicht wegen der Pracht sowohl, mit welcher beyde Könige in Paris einander bewirtheten, als weil sie der Grund zur Verlängerung des Waffenstillstands, und bald darauf erfolgten Friedens zwischen beyden Reichen ward. Ludwig erklärte hierbey seinem Schwager mehr als einmal, wie willig er für seine Person sey, ihm die Normandie wieder zu geben, die Philipp ehemals Johannen entrissen hatte, wenn nicht seine Pairs, und Baronen ausdrücklich dagegen wären. Die alte Gräfin von Provence hatte bey diesem Besuch das seltene Glück, mit ihren vier Töchtern, den Königinnen von England, und Frankreich, und den Gräfinnen von Anjou, und Cornwallis zusammen zu kommen.

Der König, dessen Gewissen in dem Punct der Gerechtigkeit äusserst zart war, bestiß sich alle Zwistigkeiten unter seinen Unterthanen beyzulegen, und war unerbittlich strenge, in Bestrafung der Grausamkeiten, die seine Großen verübten. Dies bewieß er unter andern gegen Enguerrand von Couci, einen seiner mächtigsten Baronen, der, durch den Tod seines ältern Bruders, einziger Erbe aller Ländereyen seines Vaters geworden, und dadurch seinen Hang zur Grausamkeit verstärkt hatte. Dieser war einer höchst übereilten That halber für das Hofgericht des Königs gefordert worden, indem er drey junge flandrische Edelleute, die in seinem Gehölze Kaninchen geschossen hatten, ohne Umstände hatte aufhängen lassen. Er erschien, verlangte aber von den Pairs des Reichs gerichtet zu seyn, wozu er doch, wie ihm bewiesen ward, kein Recht hatte. Ludwig ließ ihn in den Thurm des Louvre legen, und äusserte öffentlich, es solle nach dem Recht der Wiedervergeltung mit ihm verfahren werden, worüber alle Baronen des Reichs erstaunten, die größtentheils Verwandte des Beklagten waren. Sie baten daher den König, er möchte sie mit in dieser Sache richten lassen, welches er ihnen zwar nicht versagte, doch mit Erklärung seines festen Entschußes, der Gerechtigkeit

freyen

freyen Lauf zu lassen. Allein es war nicht sowohl ihre Absicht, Richter, als Fürbitter für den Verbrecher zu seyn.

Der König frug hierauf den Beklagten: was er für sich zu sagen habe, und dieser sah kein Rettungsmittel mehr für sich, als daß er den König bat, zu erlauben, daß er seine Verwandten um Rath fragen dürfe. Auf erhaltene Erlaubniß stand nun die ganze zahlreiche Versammlung auf, und gieng mit ihm hinaus, der König aber blieb mit seinem Rathe allein. Als sie wieder kamen, läugnete Couci das Verbrechen, und erbot sich, seine Unschuld durch einen Zweykampf zu erweisen; allein Ludwig, der diesen höchst zweydeutigen Beweiß abschaffen wollte, weigerte sich, ihn in einem solchen Falle gelten zu lassen, wo von schuzlosen Personen die Rede wäre. Der Graf von Bretagne wollte darauf bestehen, aber der König wuste ihm sein eignes Urtheil zu Gemüth zu führen; da er vormals von seinen Baronen war verklagt worden, und ihn gebeten hatte, die Sache nicht auf einen Zweykampf ankommen zu lassen, der nicht der Weg Rechtens sey. Die ganze Versammlung verstummte hierauf, und nichts blieb ihr übrig, als sich dem Monarchen zu Füssen zu werfen, und um Gnade für den

Ver-

Verbrecher zu flehen. Ludwig, dessen empfindsames Herz bey diesem rührenden Auftritte gewiß nicht unbewegt blieb, bestand darauf, eine so unmenschliche That strenge zu bestrafen. Endlich sagte er mit der ihm so natürlichen Majestät zu dem Verbrecher: Enguerrand, wenn ich gewiß wüste, daß mir Gott beföhle, euch sterben zu lassen, so sollte ganz Frankreich, und unsre Verwandschaft selbst euch nicht retten können! Diese Worte beruhigten die Versammlung, die nur das Leben des Schuldigen zu erhalten suchte, und alle willigten in eine sehr harte Bestrafung, die der König ihm auflegte.

Mit dergleichen Handlungen unbeugsamer Gerechtigkeit verband Ludwig die Uebung guter Werke gegen Arme, und gegen die Mönche; ja, sein Verlangen, ein Heiliger zu werden, war um diese Zeit so groß, daß er die Krone niederlegen, und in den Orden der Dominicaner treten wollte. Aber die Königin, der er seinen Vorsatz entdeckte, brachte ihn davon ab, indem sie ihm unwidersprechlich bewieß, er könne auf dem Throne weit mehr Nutzen stiften, als in der Einsamkeit eines Klosters.

Dieser Hang zum einsamen Leben hielt indeß den König nicht ab, für das Beste seines Reichs und

seiner

seiner Familie zu sorgen. Er erneuerte seine Verbindungen mit dem arragonischen Könige, Alphons, indem er um dessen Tochter, und muthmaßliche Thronerbinn für seinen ältesten Prinzen Ludwig werben ließ, und da dieser vor der Vermählung starb, bestimmte er sie dem zweyten, Philipp, der nach ihm König in Frankreich ward.

Er ließ sichs eben so eyfrig angelegen seyn, alle Zwistigkeiten unter seinen Grossen beyzulegen, und die Gerechtigkeit lag ihm dabey so sehr am Herzen, daß er seinem Bruder, Carl von Anjou, selbst das Geld zahlte, welches er, nach einem Ausspruche des Königs, seiner Schwiegermutter, der alten Gräfin von Provence für einige Plätze entrichten sollte, um deren willen sie mit einander in Streit lagen. Er stand bey seinen Großen in einem so gegründeten Rufe unpartheyischer Gerechtigkeit, daß diese sich für glücklich achteten, wenn er sich zum Richter ihrer Zwistigkeiten alleine erbot, weil sie wusten, daß er auch wider sich selbst entschied, wenn nur der geringste Schein da war, daß das Recht auf Seiten des Unterthanen sey. So sprach er z. B die Grafschaft Danmartin, die lange schon mit der Krone war verknüpft gewesen, zu seinem eignen Nachtheil, einem rechtmäßigen Erben der

Gräfinn von Boulogne zu, der sein Unterthan war. Auch trat er im Jahr 1259 Heinrichen III. ansehnliche Herrschaften in Frankreich ab, damit nur dieser König, und sein Sohn ihren Ansprüchen auf die Normandie, Anjou, und Maine entsagten, obwohl England damals nicht in dem Zustand war, diese Ansprüche geltend machen zu können. Er war so weit entfernt, der gewöhnlichen Staatsklugheit zu folgen, und die Zwistigkeiten seiner Nachbarn zu unterhalten, um etwa davon Vortheile zu ziehen, daß er vielmehr sein eigenes Interesse aufopferte, sie auszusöhnen; denn es war die Hauptmaxime dieses würklich großen Fürsten, nicht durch Macht sowohl, als durch die Ehrfurcht zu herrschen, welche seine Nachbarn, und Unterthanen von seiner Tugend zu hegen sich nicht entbrechen konnten.

Diese Ehrfurcht war auch so allgemein, daß er ums Jahr 1263 zum Schiedsrichter der großen Streitigkeiten gewählt ward, welche sich zwischen Heinrich III. von England, und seinen ihm aufsätzigen Baronen erhoben hatten. Es war zu einem bürgerlichen Kriege gediehen, und die Klagen des Volks waren so laut, daß endlich beyde Partheyen dahin über-

überein kamen, sich dem Urtheilsspruche Ludwigs zu unterwerfen. Dieser entschied zu Amiens, zwar auf eine dem König vortheilhafte Weise, indem er das Verfahren seiner aufrührischen Baronen als gesezwidrig verwarf, und dem Könige dadurch seine Unabhängigkeit wieder schafte. Allein da er zu gleicher Zeit den Ausspruch that, der König solle sich künftig genau nach dem Inhalte des großen Freyheitsbriefs der Nation, Magna Charta genannt, richten, so waren auch die Baronen hierdurch zufrieden gestellt, indem sie behaupteten, das wäre es allein gewesen, was sie vom Anfange dieses Streits her zum Augenmerk gehabt hätten, um es durchzusetzen.

Es gehört nicht zur Geschichte Frankreichs, der ungerechten, und mit vieler Grausamkeit behaupteten Besitznehmung des Throns von Sicilien zu erwähnen, die Ludwigs jüngster Bruder, Carl von Anjou, auf Anregung der Päbste Urban IV. und Clemens IV. unternahm. Auch würde die Erzehlung dieser schändlichen Handlung, welcher Ludwig, aus falschen Religions Grundsätzen vermuthlich, nicht widerstrebte, uns hier zu weit von unserm Zwecke abführen. Genug, dieser gerechte, und weise Fürst zeig-

te auch hierrinn, daß er ein Mensch sey, der gegen die Aussprüche der Vernunft, und Billigkeit anstossen, und irren könne, indem er zugab, daß sein Bruder durch das unschuldig vergoßne Blut Conradins von Schwaben, und seines Vetters, des Herzogs von Oesterreich, die er im Jahr 1269 hinrichten ließ, den Weg zum Throne Siciliens sich bahnte, obwohl dieser Thron ihm auf keine Weise zukam.

So war auch dieser kluge Monarch, seiner großen Regierungs-Fähigkeiten ohngeachtet, noch immer seinem Hange zu Creuzzügen getreu, und durch alle die Mühseligkeiten, die er in Palästina erfahren müssen, von diesem Aberwizze keinesweges geheilt. Seit seiner Rückkehr hatte er beständig Zubereitungen zu einem neuen Zuge gemacht, und war gesonnen, den Anfang dazu mit der Eroberung von Tunis zu machen, weil der König dieses Raubnestes ihn betrogen, und sein Versprechen, ein Christ zu werden, nicht gehalten hätte. Er lud Heinrichs III. Sohn, Eduard, den klügsten und tapfersten Prinzen seiner Zeit ein, mit ihm nach dem Oriente zu gehen, und da dieser sich entschuldigte, weil sein Vater durch die bürgerlichen Kriege zu viel von

sei-

seinen Einkünften verlohren hätte, als daß er ihn bey diesem Unternehmen mit Gelde unterstützen könne, erbot sich Ludwig sogleich, ihm 30000 Mark zu leihen, oder zu schenken. Eduard nahm das erstere an, und verpfändete dafür Ludwigen Guienne.

Sein Bruder Carl von Neapel sollte ihn auch auf diesem Zuge begleiten, und der gröste Vortheil dieses Unternehmens würde ohnstreitig ihm zugefallen seyn, denn die räuberischen Tuneser beunruhigten seine Küsten am meisten. Er versprach daher auch, ihm mit seiner ganzen Macht beyzustehen; allein da diese würklich grösser als Ludwigs Macht, und die Früchte dieser Eroberung ganz auf ihn fielen, so hätte er auch allein solche ausführen sollen. Ludwigen hingegen hätte der Zustand seines Reichs die kräftigste Abmahnung von diesem Unternehmen seyn müssen. Frankreich fieng nun an, die Vortheile der vielen vortreflichen Anordnungen zu geniessen, die er zur Befestigung seiner innerlichen Wohlfahrt gemacht hatte. Sein Gesezbuch, welches noch unter dem Namen der Anordnung des heiligen Ludwigs bekannt ist, war im Jahr 1270 zu Stande gekommen. Der inländische Handel war dadurch auf einen festen Fuß gesezt, und die Regeln, die unter Kaufleuten,

Handwerkern, und Arbeitern aller Art noch jezt in Frankreich befolgt werden, bestimmt worden. Die Einkünfte seiner Krone waren sicher gestellt, und seinen Kindern ihre standesmäßige Versorgung ausgesezt. Der Ackerbau, die Künste, und Gewerbe jeder Art waren in seinem Reiche blühend, und die Früchte seiner gelinden, patriotischen Regierung überall sichtbar.

Allein diese herrlichen Aussichten einheimischer Glückseligkeit vermochten alle nicht den von falscher Andacht bethörten König zurück zu halten. Er schifte sich in der Mitte des Jahrs 1270 zu Aigues-Mortes ein, und segelte, in Begleitung seiner drey Söhne, und seines Neffen, des Grafen von Artois, nach Africa, nahm die kleine Stadt und das Schloß ein, was man jezt die Trümmern von Carthago nennt, und machte Anstalten, Tunis zu belagern, wartete aber noch, daß seines Bruders Flotte erst zu der seinigen stoßen sollte. Unterdeß rissen ansteckende Seuchen in seinem Heere ein, die eine Menge seiner Leute hinraften, und von denen er zulezt selbst angegriffen ward. Da er die Annäherung seines Todes spührte, brachte er die übrigen Augenblicke damit zu, seinen Sohn Philipp in den Pflichten eines Königs

zu

zu unterweisen, und starb im 56sten Jahre seines Alters, nachdem er 44 Jahre den Thron besessen hatte.

Die Geschichte Frankreichs hat keinen König aufzuweisen, bey dem Stärke, und Schwäche des Geistes in so seltsamer Mischung zu finden gewesen, als diesen Ludwig IX. Er vereinigte in sich, nach dem Ausdrucke des scharfsinnigen Hume, die Seelengröße eines Helden, mit der andächtigen Schwachheit eines Mönchs, aber, was noch ausserordentlicher war, die strenge Gerechtigkeitsliebe des uneigennützigsten Patrioten, mit der Leutseligkeit des menschlichsten Weisen. Dieser Tugenden halber stand er bey seinen Zeitgenossen in einem so grossen Ansehen, daß er für den Schiedsrichter seiner Unterthanen nicht allein, sondern aller seiner Nachbarn galt, welches unstreitig mehr sagt, als daß er seiner Frömmigkeit halber von Bonifaz VIII. unter die Heiligen versezt ward.

Er war es, der, ohngeachtet seiner tiefen Ehrfurcht gegen den Pabst, doch dessen Eingriffen in die Gewalt der Könige kräftig Einhalt that; denn er verfaßte die pragmatische Sanction, die noch jezt die Freyheit der gallicanischen Kirche sicher stellt.

Mit seiner Gemahlinn Margarethe, die an Geistesgaben sowohl, als körperlichem Reiz, sich zu ihrer Zeit merklich auszeichnete, hatte er 6 Söhne, und 5 Töchter erzeugt, wovon aber nur drey Söhne, und vier Töchter ihn überlebten. Sein zweyter Prinz, Philipp, folgte ihm auf dem Throne, und sein sechster Prinz, Robert, Graf von Clermont, ist in der Geschichte dadurch merkwürdig, daß einer seiner Nachkommen Heinrich IV. war, der größte, so wie der beste aller Könige, die je auf dem Throne Frankreichs gesessen haben.

# Zwanzigste Vorlesung.

## Philipp III. oder des Kühnen Regierungs-Geschichte.

Unter den glücklichsten Umständen war es gewiß nicht, daß Philipp, an seines Vaters Stelle, die Regierung antrat; denn das Heer vor Tunis war durch die Seuche, die im Lager wütete, sehr geschmolzen, und eine grosse Anzahl von Mohren, und Saracenen schlossen es auf allen Seiten ein. Auch war

der Konig von Neapel mit seinen Schiffen noch nicht erschienen, als Ludwig starb, sondern kam erst an, da dieser Fall eben sich ereignet hatte.

Doch dies hielt Philippen nicht ab, sich sogleich als König an die Spitze des Heers zu stellen, und seinen Muth in Gefechten gegen die Mohren so standhaft zu erweisen, daß er dadurch den Beynamen der Kühne erhielt. Da er indeß von der Seuche auch angegriffen ward, muste er die Sorge für sein Heer den Königen von Neapel und Navarra überlassen. Seine einheimischen Angelegenheiten schienen auch die Rückkehr nach Frankreich für ihn nothwendig zu machen, und es ward daher durch einen Vergleich mit dem Könige von Tunis diesem für das königliche Haus so nachtheiligem Feldzuge ein Ende gemacht. Carl von Anjou, der solchen zu Stande brachte, sahe, wie ihn die Franzosen wohl nicht ohne Grund beschuldigten, bey diesem Frieden freylich am meisten auf seinen Vortheil, allein Philipp ward doch an seinem Theile, wenigstens in Absicht der Kriegskosten, von dem Könige von Tunis entschädigt. Auf der Rückkehr nach Sicilien hatte die Flotte der beyden Könige noch einen gewaltigen Sturm auszustehen, und 4000 Menschen kamen darinnen um. Philipp besuchte, um seine Betrübniß über diese Unfälle zu zerstreuen, auf

 seinem

seinem Rückwege Italien, und kam im J. 1271 nach Paris, wo ihn sein Volk mit der Zuneigung empfieng, durch die sich die Franzosen stets für ihre Beherrscher, ausgezeichnet haben. Er hatte auf dieser Reise einen dreyfachen Verlust gelitten, der ihm äusserst empfindlich war; denn als er eben in Sicilien angekommen war, verlohr er seinen Schwager, den König Theobald von Navarra, den er seiner persönlichen Verdienste wegen schäzte, und der Gram über diesen Tod raubte bald hernach seiner Gemahlinn, die Philipps Schwester war, das Leben. Als er von Messina nach Calabrien reisete, traf endlich seine eigne Gemahlinn, Isabelle, das Unglück, daß sie, durch einen Sturz vom Pferde, zur Unzeit gebahr, und zu Casenza daran starb, worüber Philipp sich so sehr betrübte, daß man für sein Leben besorgt war.

Das erste, was Philipp nach seiner Krönung zu thun fand, war die Beylegung eines bürgerlichen Zwists, der zwischen zweyen seiner mächtigen Vasallen, dem Grafen von Armagnac, und dem Herrn von Casaubon geführt ward. So viel auch Ludwig IX. gethan hatte, das System der Lehnsverfassung in Frankreich zu verbessern, so wenig hatte er doch allen diesen Befehdungen gänzlich abhelfen können,

durch

durch welche die Großen seines Reichs die innere Ruhe so oft unterbrachen. Bey dem gegenwärtigen Streite war Philipps Ansehen besonders interessirt, indem er eben um diese Zeit von der Grafschaft Toulouse Besitz genommen hatte, die ihm durch den Tod seines Vaters-Bruders, Alphons, und dessen Gemahlinn, Johanne, zugefallen war. Der Graf Armagnac behauptete, sein Gegner wäre, wegen des Schlosses Sompui sein Vasall; dieser aber wollte nur ein Lehnsträger des Königs seyn, und griff daher den Grafen, als dieser mit seinen Freunden spöttisch vor seinem Schlosse vorüberzog, an, trieb ihn in die Flucht, und tödtete mit eigner Hand dessen Bruder Arnolden. Der Graf brachte, um diesen Schimpf zu rächen, alle seine Verwandte wider den Herrn von Casaubon in Waffen, worunter sein Schwager besonders, der Graf von Foix, der mächtigste Herr in der ganzen Gegend war.

Casaubon, der sich so vielen Feinden nicht gewachsen fühlte, erbat sich den Schutz des Königs, übergab ihm sein Schloß, und stellte sich selbst als Gefangnen, unterwarf sich auch dem Urtheil des königlichen Gerichtshofes. Philipp ließ sogleich das Schloß in Besitz nehmen, und zum Zeichen, daß es

eine

eine Freystatt für den gefangenen Herrn von Casaubon seyn solle, die königliche Fahne darauf pflanzen. Allein der Graf von Foix kehrte sich daran nicht, sondern berennte Sompui, steckte es in Brand, und machte alle, die darinn waren, nieder, den Besitzer desselben ausgenommen, der seiner Wuth entkam.

Philipp nahm diese Vermessenheit um so viel höher auf, je mehr sein Ansehen darunter gelitten haben würde, da er kaum den Thron bestiegen hatte, wenn er solche nicht geahndet hätte. Er ließ daher die beyden Grafen vor seinen Gerichtshofladen, und den Grafen von Armagnac, der erschien, begnadigte er gegen eine Geldstrafe von 15000 Livres. Allein der Graf von Foix achtete nicht auf die königliche Vorladung, sondern machte Anstalten, sich zu wehren. Philipp belagerte hierauf im Jahr 1272 die Berg-Festung Foix, und trieb den Grafen so sehr in die Enge, daß er gezwungen ward, dem Könige einen Fußfall zu thun, der ihn aber in Ketten nach Carcassone schickte, und alle seine Güter einzog. Seine Gemahlin, und Familie, nahm er mit sich nach Paris, und behandelte solche sehr gnädig, den Grafen aber ließ er über ein Jahr im Gefängnisse schmachten, worauf er ihn, durch Vorbitte des

Königs

Königs von Arragonien, begnadigte, ihn aufs neue zum Ritter schlug, und, nachdem ihm in der damaligen Kriegskunst Unterricht war ertheilt worden, in seine Grafschaft zurück schickte.

Die Krone Navarra war um diese Zeit das Erbe Johannens, der einzigen Tochter des im Jahr 1274 verstorbenen Königs, Heinrichs, die Heinrich mit Blanchen, Roberts, des Grafen von Artois, Tochter erzeugt hatte. Sie stand unter der Vormundschaft ihrer Mutter, welcher Heinrich sterbend empfohlen hatte, sie nicht ausser Frankreich zu vermählen. Dies misfiel den Großen in Navarra, und die Königin Mutter fürchtete, man möchte sie der Aufsicht über ihre Tochter berauben, weswegen sie mit ihr nach Frankreich entwich. Philipp suchte des Pabsts Erlaubniß, um sie mit seinem ältesten Sohne Philipp zu vermählen, dessen Blutsverwandte sie war, und schenkte ihm zu dem Ende die Grafschaft Venaissin. Allein die Höfe von Castilien, und Arragon widersezten sich dieser Vermählung, weil durch solche das Haus Frankreich gar zu mächtig werden möchte, und auch der Papst Gregor X. weigerte sich, aus gleicher Besorgniß, dem ältesten Sohne Philipps die gebetene Erlaubniß zu ertheilen, doch gab er solche dem

zwey-

zweyten Prinzen, Philipp, und der König nahm hierauf im Jahr 1275, im Namen seines Sohnes, von Navarra Besitz.

Um eben diese Zeit vermählte sich Philipp III. da seine Gemahlinn Isabelle gestorben war, mit Marien, der Schwester des Herzogs Johann von Brabant, einer Dame, die sich sowohl durch körperliche Schönheit, als ungemeine Geistesgaben auszeichnete, daher sie auch die Liebe ihres Gemahls in hohem Grade besaß. Allein es fand sich bald ein Stöhrer ihres Glücks, denn der König hatte einen Günstling, Peter von la Brosse, der Ludwigs IX. Leibwundarzt gewesen war, und in gleichem Amte bey dessen Sohne sich so wichtig zu machen gewußt hatte, daß er dessen ganzes Vertrauen besaß, und, in der Würde eines Kammerherrn, seinen Einfluß über das ganze Reich erstreckte. Dieser verwegene, der, durch die Liebe des Königs für seine neue Gemahlin, sein Ansehen vermindert glaubte, dachte auf ein Mittel, sich in dem Geiste des Königs fest zu setzen, und bediente sich dazu des plözlichen Todes, des ältesten königlichen Prinzen Ludwig, der im Jahr 1276 in dessen 12ten Jahre, erfolgte. Es verbreitete sich ein dumpfes Gerücht, der Prinz sey vergiftet, und la Brosse wuste dem Könige

Arg=

Argwohn zu erregen: seine Gemahlinn habe diesen plözlichen Tod veranlaßt, weil ihre Absichten dahin giengen, die Prinzen erster Ehe aus dem Wege zu räumen, damit die Kinder, so sie mit ihm zeugen würde, zur Krone gelangen könnten.

Der Aberglaube, von dem die Fürsten damaliger Zeit besessen waren, gab diesem sonderbaren Argwohne Nahrung: denn fast alle waren sie mit Sterndeutern, und Männern umgeben, die im Besitz verborgener Künste zu seyn vorgaben. Dergleichen Betrüger befanden sich denn auch damals drey in Frankreich, die sich vieler Erscheinungen rühmten, und la Brosse hatte seinem Herrn auf eine Nonne, die sich darunter befand, Vertrauen einzuflößen gewußt. Beunruhigt durch den Schmerz, und durch die Reden seines Günstlings war Philipp schwach genug, den Bischoff von Bayeux, einen Verwandten des la Brosse, nebst dem Abte von St. Denis abzuschicken, und die Nonne, wegen der Urheber des Todes seines Sohns, befragen zu lassen. Der Bischoff vermehrte des Königs Argwohn, indem er sich weigerte, das, was ihm die Nonne entdeckt habe, zu offenbaren, weil es in der Beichte geschehen sey. Der König schickte hierauf zwey andre, mit la Brosse nicht in Verbindung stehen-

hende, Personen ab, welche die bestimmte Antwort zurück brachten: die Königin sey unschuldig, und das gegen sie ausgestreuete Gerücht Verläumdung. Dies, und eine andre Eräugniß, da ein Mönch dem König eine Schachtel überreichte, welche Briefe mit la Brosses Siegel in sich hielt, öffnete dem Könige die Augen über die Boßheit seines Günstlings; er ward ins Gefängniß gelegt, und nicht lange hernach, ohne ordentliches Verhör, zu Paris öffentlich gehangen, worüber das Volk murrete, weil es ihn für ein Opfer des Zorns der Königinn, und ihrer Verwandten ansahe, die bey seiner Hinrichtung zugegen waren.

Philipp war eben damals mit dem Könige von Castilien, wegen seiner zween Neffen, in Streit gerathen. Diesen beyden Infanten, die Söhne von Ferdinand de la Cerda, dem ältesten Prinzen Alphons X. und Ludwigs IX. Tochter waren, hatte ihr Großvater die Erbfolge auf sein Reich versprochen, selbst dann, wenn ihr Vater vor ihm sterben würde. Jezt, da der Fall sich ereignet hatte, brach Alphons X. sein Wort, indem er durch die Stände des Reichs Ferdinands jüngern Bruder, Sancho, zum Thronfolger erklären ließ. Philipp ward hierüber um so mehr aufgebracht, da

da seiner Schwester, auch nach dem Tode ihres Gemahls, sogar ihr Brautschaz von ihrem harten Schwiegervater vorenthalten ward. Er forderte von Alphonsen, daß er sein Wort halten, oder seiner Schwester, nebst ihren Kindern, eine freye Rückkehr nach Frankreich, nebst ihrer Mitgabe, gewähren sollte. Da nur der Wittwe Ferdinands, nicht aber ihren Prinzen, dies gestattet ward, erklärte er Alphonsen den Krieg, sammelte auch ein zahlreiches Heer, mit dem er aber im J. 1276 aus Mangel an Lebensmitteln, sich schimpflicherweise zurückziehen muste, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Es fand sich am Ende, daß Verrätherey dabey war, durch die Philipps Heer ganz hätte können zu Grunde gerichtet werden. Alphons wuste es auch, da Philipp sich zum zweytenmale rüstete, durch den Pabst dahin zu bringen, daß es nicht zum Kriege kam, und durch gütliche Unterhandlung ward eben so wenig gewonnen, weil Sancho es listiger weise verhinderte, daß beyde Könige nicht mündlich sich über ihre Angelegenheiten besprechen konnten.

Zween widrige Vorfälle stöhrten damals Philipps häusliche sowohl, als öffentliche Ruhe. Man trieb die Beschuldigung wider seine Gemahlinn Maria, als hätte sie ihren ältesten Stiefsohn Ludwig durch Gift

aus dem Wege geschaft, so weit, daß die Sache nach den rohen Sitten damaliger Zeit, durch einen Zweykampf sollte entschieden werden. Der Vorfechter, der Mariens Unschuld erweisen sollte, war der beste Kämpfer in Frankreich, und von ihrem Bruder, dem Herzoge von Brabant, ausdrücklich darzu ersehen worden. Der Ruf von seiner Geschicklichkeit in den Waffen erschreckte seinen Gegner, den öffentlichen Ankläger der Königinn, so sehr, daß er es nicht wagen wollte, mit ihm zu fechten, und also gehangen ward.

Der andre Vorfall, der Philippen beunruhigte, war die berufene sicilianische Vesper, da im J. 1282 ohngefähr 8000 Franzosen auf dieser Insel mit einmal umgebracht, und solche hierdurch Carln von Anjou gewaltsam entrissen ward. Die nähern Umstände dieser schrecklichen That gehören in die Geschichte Italiens; der Anlaß darzu aber kam von dem Uebermuthe der Franzosen, und der tyrannischen Regierung des unrechtmäßigen Beherrschers dieser Insel, Carls. Seine Unterthanen in Sicilien waren, durch Gewaltthat, und Grausamkeit wider ihn erbittert, auf die Seite des Königs von Arragonien, Pedro, getreten, der die Tochter des unächten, von Carl im

Tref-

Treffen erlegten, Mannfrieds geheirathet hatte. Die Grossen in Frankreich, die Carln, wegen seines mit Glück begleiteten Ansehens, übermäßig verehrten, hatten ihrem König angelegen, daß er ihnen erlaubte, dem König von Sicilien beyzustehen, und so fielen sie, durch italiänische Hinterlist, zu einem schrecklichen Beyspiele, wie weit ein durch Grausamkeit gereiztes Volk in seiner Rache gehen kann.

Carl von Anjou war durch alle Hülfe, die er aus Frankreich erhielt, nicht vermögend, Sicilien dem Könige von Arragonien wieder zu entreissen; weil er es aber mit dem römischen Stuhle immer gehalten hatte, so traf seinen Gegner der päbstliche Bannstrahl. Martin IV. sprach Petern den Besitz seiner Staaten ab, und schenkte Arragonien einem der jüngern Söhne Philipps III. den dieser selbst wählen würde, doch mit dem Bedinge, daß solcher nicht Frankreich, oder ein anderes Reich zugleich besitzen, sich und seine Nachfolger für Vasallen des römischen Stuhls erkennen, und ihm Tribut zahlen solle. Barcelona ward zu Arragonien geschlagen, Valencia aber sollte noch ein andrer Sohn Philipps erhalten, wenn dieser, binnen einer vom Papste bestimmten Frist, dies Reich angreifen würde.

Philipp war thöricht genug, sich durch diese großmüthige Schenkungen des Pabsts verführen zu lassen; er rüstete nicht nur eine ungeheure Flotte zum Beystande Carls von Sicilien aus, sondern fiel auch im J. 1285 in Arragonien ein, um seinen Sohn, Carl von Valois, in Besitz des ihm geschenkten Reichs zu setzen. Weil Peter sowohl als seine Unterthanen sich bisher an den päbstlichen Bannstrahl nicht gekehrt, vielmehr die Geistlichkeit in seinen Staaten sogar darüber gespottet hatte, so ließ Martin IV. das Creuz wider ihn predigen, und sein Nachfolger, Honorius IV. that eben dies. Peter hätte schon ein zahlreiches Heer Philipps, was in Calabrien stand, durch listige Ränke in Unthätigkeit zu erhalten gewußt, bis es durch Seuchen, welche die brennende Sonnenhitze ihm zuzog, beinah aufgerieben ward. Mit dem zweyten drang Philipp zwar in Catalonien ein, eroberte durch Hülfe des Bruders von Petern, Jacob, Königs von Majorca, die Grenzfestung Perpignan, und Geronne, den stärksten Platz in Catalonien, schlug auch Petern in einem hartnäckigen Gefechte, und verwundete ihn. Allein weil seine Flotte, die er hatte theilen müssen, durch zwey feindliche Admirale war zu Grunde gerichtet worden, und Krankheiten, so wie Man-

gel

gel an Lebensmitteln, sein geschwächtes Heer zu Lande vollends aufrieben, muste er sich nach Perpignan zurückziehen. Hier starb Philipp III. vor Kummer am Ende des Jahrs 1285, nachdem er 16 Jahre den Thron Frankreichs besessen hatte, im 41sten seines Alters.

Von seiner ersten Gemahlinn Isabelle, einer arragonischen Prinzeßinn, hatte er vier Söhne, wovon die zwey mittelsten ihn überlebten, Philipp, der sein Nachfolger ward, und Carl von Valois. Die zweyte, Marie aus Brabant, gebahr ihm Ludwigen, Graf von Evreux, Margarethen, die in der Folge mit Eduard I. von England, vermählt ward, und Blanchen, die in der zweyten Ehe Rudolphen heyrathete, der ein Sohn Kayser Albrechts, und König von Böhmen, zugleich aber Herzog von Oesterreich war.

Philippen war der Name des Kühnen beygelegt worden, ehe man seinen wahren Character kannte, der zum Frieden geneigt war, bis er durch seines Oheims Unfälle, und des Pabsts Vorspiegelungen, zu einem Kriege verleitet ward, der ihm das Leben kostete. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er

sich alle Mühe gab, die edelmüthigen Begriffe der Franken wieder einzuführen, die sich alle für gleich edel hielten, und keinen Vorzug der Herkunft einräumten, sondern den Adel nur dem Verdienst ertheilten. Nach diesen Grundsätzen verlieh er Ralphen, seinem Silberdiener, den Adel, weil seine Eigenschaften ihn dessen werth machten. Er brachte die Grafschaft Poitiers an die Krone, und wenn er auch übrigens nicht so groß am Geiste war, als sein Vater Ludwig IX., so folgte er ihm doch wenigstens in friedfertigen Gesinnungen, die Frankreichs Aufnahme so sehr günstig waren, daß er dem Andenken seines Vaters in keiner Absicht Schande zuzog. Mit den Wissenschaften war er gänzlich unbekannt, welches zu damaliger Zeit etwas seltenes war.

## Ein und zwanzigste Vorlesung.

### Regierung Philipps IV. genannt der Schöne, bis zur Ausrottung der Tempelherren.

Philipp übernahm gleich nach seines Vaters Tode, den er auf diesem unglücklichen Zuge begleitet

hatte,

hatte, die Geschäfte des Reichs, und führte das Heer nach Carcassonne zurück. Von da gieng er nach Rheims, um sich mit seiner Gemahlinn, der Erbinn von Navarra, krönen zu lassen.

Der König von Arragonien eroberte, nach seinem Rückzuge, in kurzer Zeit alles, was Philipp III. ihm abgenommen hatte; starb aber gleich darauf im Jahr 1286, und der Krieg, den Frankreich, allen Gesetzen der Staatskunst zuwider, fortsezte, zog grosse Verwüstungen der Grenzen beyder Reiche nach sich.

Eduard I. von England, der klügste Fürst seiner Zeit, kam bald nach Philipps IV. Thronbesteigung nach Paris, und huldigte diesem wegen seiner Länder in Frankreich, wobey Philipp, wegen seiner Forderungen, die jener an ihn machte, sich mit ihm verglich, indem er ihm Saintonge abtrat. Carl der Lahme, Carls von Anjou ältester Sohn, befand sich noch als Gefangener in der Gewalt des arragonischen Königs; weil nun zwischen ihm, und Eduard I. grosse Freundschaft obwaltete, gieng lezterer, nach geleisteter Lehnspflicht, nach Bourdeaux, hielt daselbst eine grosse Versammlung, bey der sich auch Gesandte von Castilien, Arragonien, und Sicilien, ein-

fanden. Hier ward über die Befreyung Carls Unterhandlung gepflogen, auch ein Stillstand zwischen Frankreich, und Arragonien, auf ein Jahr, zu Stande gebracht.

Im folgenden Jahre vereitelte der unruhige Pabst, Honorius IV. einen zwischen Eduarden und dem Könige von Arragonien getroffenen Vergleich, zufolge dessen Carls des Lahmen Freyheit dadurch bewürkt werden sollte, daß dieser dem Bruder des arragonischen Königs, Jacob, die Krone von Sicilien abträte. Allein der großmüthige Eduard ließ sich durch die Hindernisse, die der Pabst ihm in den Weg warf, nicht abschrecken, und brachte noch in eben diesem Jahre, da Honorius IV. gestorben war, die Befreyung Carls zuwege. Allein die Bedingungen, unter denen sie erfolgen sollte, waren so hart, daß nicht allein der neue Pabst, Nicolaus IV. sie verwarf, sondern auch Carl selbst, nach erlangter Freiheit, sich abgeneigt bewieß, solche zu erfüllen. Der Pabst erklärte Carln zum Könige von Sicilien, und schickte ein Heer von Creuzfahrern, nach Gaeta, wider Carls Gegner, den Jacob. Auch Philipp IV. fand sich durch den Vergleich, den Eduard geschlossen hatte, beleidigt, weil die Rechte

seines

seines Bruders, Carl von Valois, dadurch gekränkt wurde, dem der römische Stuhl Arragonien zugesprochen hatte. Der Krieg gieng also wieder an, und Eduard nahm dies Benehmen des Pabsts so übel auf, daß er ihm schuld gab, er sey der Stifter aller Unruhen in Europa. Dieser sah sich endlich gezwungen, in den Stillstand zu willigen, den Eduard zwischen Carln, und Jacob geschlossen hatte, worauf denn im Jahr 1291 ein Friedensschluß entworfen ward, der alle Partheyen befriedigen sollte. Zufolge desselben sollte Carl der Lahme in sein Königreich Sicilien, und Alphons in Arragonien wieder eingesezt seyn, Carl von Valois aber, zur Befriedigung seiner Ansprüche auf Arragonien, die sich doch nur auf eine päbstliche Schenkung gründeten, die älteste Prinzeßinn Carls des Lahmen, Margarethe, zur Gemahlinn, und mit ihr die Grafschaften Anjou, und Maine erhalten. Don Jacob sollte wieder in die Staaten von Majorca, die man ihm genommen, eingesezt werden, und Philipp IV. versprach, sich der Rechte seiner Vettern, der Infanten de la Cerda, auf Castilien, nicht ferner anzunehmen. Hiermit schienen alle Partheyen zufrieden, nur der Graf von Artois nicht, der eine Schaar Franzosen, zum Vortheil Carls des Lahmen angeführt hatte, und, in Absicht seiner hohen Er-

wartungen getäuscht, misvergnügt nach Frankreich zurück kehrte.

Von einem sehr kleinen Anlasse entspann sich im Jahre 1291 ein Krieg zwischen England, und Frankreich, der für beyde Reiche viel Unheil nach sich zog. Ein normännisches, und ein englisches Schiff begegneten sich auf der Küste von Bayonne, und geriethen in Streit über das Recht, was jedes zu haben behauptete, frisches Wasser zuerst aus einem Brunnen zu schöpfen, dessen beyde Schiffe sehr bedurften. Ein Normann ward dabey getödtet, und da diese Gewaltthat von der englischen Obrigkeit auf dieser Küste nicht bestraft ward, nahmen sich die Normänner, die Philipps Unterthanen waren, vor, ihren Landsmann zu rächen. Sie erhielten hierzu in der Stille die Vergünstigung ihres Monarchen, der auf seine oberlehnsherrliche Gewalt über Eduards französische Länder stolz, nicht sichs bewußt zu seyn schien, wie sehr Eduard ihm an Klugheit, und Macht überlegen sey. Sie bemächtigten sich im Canale eines englischen Schiffs, und, nachdem sie einige Matrosen von demselben, nebst Hunden, an die Segelstangen aufgeknüpft hatten, sagten sie den übrigen: sie möchten nach England seegeln, ihren Landsleuten zu berichten, wie das Blut des getödteten Normanns

manns von ihnen gerochen sey. Dieser Schimpf brachte die Engländer so sehr auf, daß sie an allen französischen Schiffen gleiche Grausamkeit verübten, und die See wurde jezt ein Schauplatz der Räuberey, und Gewaltthat beyder Völker gegen einander, ohne, daß beyde Könige sich vors erste in diesen Zwist ihrer Unterthanen mischten. Als aber die Klagen der Engländer lebhafter wurden, schickte Eduard den Grafen von Lincoln an Philipp IV. um über die Mittel mit ihm einig zu werden, wie diesem Unwesen Einhalt geschehen könnte.

Unterdeß gieng eine nochmalige Gewaltthat vor, wodurch beyde Völker noch mehr erbittert wurden. Ein Geschwader von mehr als 200 normännischen Fahrzeugen segelte nach Gascogne, um Waaren zu holen, nahm alle ihm auf seinem Wege aufstossende englische Fahrzeuge weg, hieng die Matrosen auf, und bemächtigte sich ihrer Ladungen. Bey ihrer Rükkehr aber ward dies Geschwader von 60 wohlgerüsteten englischen Schiffen angegriffen, und die meisten der französischen Fahrzeuge versenkt, verdorben, oder weggenommen. Die erbitterten Engländer machten alle Franzosen nieder, so daß deren über 15000 hierbey sollen umgekommen seyn; ja sie wurden durch diesen Sieg so kühn, daß sie auch auf dem festen Lande Ge-

walt

walt verübten, Angriffe auf Rochelle wagten, und dieser Stadt grossen Schaden zufügten.

Ueber diese Nachricht aufs höchste erbittert, schickte Philipp sogleich Gesandte nach London, die in nicht sehr freundlichen Worten Genugthuung forderten, und den König Eduard, für den Gerichtshof von Frankreich, laden sollten. Eduard antwortete: er hätte selbst einen unabhängigen Gerichtshof, in England, vor dem allen, die sich von seinen Unterthanen beleidigt hielten, schleunig Recht wiederführe. Auf diese Weigerung erfolgte die Vorladung Eduards mit allen Förmlichkeiten.

Um einen völligen Bruch zu verhüten, schickte Eduard im J. 1294 seinen Bruder Edmund nach Paris, der darum zum Vermittler zwischen beyden Königen der geschickteste zu seyn schien, weil er die Königin von Navarra, die Mutter von Philipps IX. Gemahlinn geheirathet hatte. Philipp kannte Eduarden so wenig, daß er diesen Schritt für ein Zeichen der Furcht ansahe, da ihn doch Eduard nur in der Absicht that, einen Krieg mit Frankreich zu einer Zeit abzuwenden, wo er damit umgieng, Schottland, und Wallis zu erobern. So sehr daher auch die Königin Johanne, und Maria, die verwittwete

nete Königin von Frankreich sich geneigt bezeigten, Edmunden zu unterstützen, war dennoch die erste Unterhandlung Edmunds vergeblich, und die Vorladung Eduards ward wiederholt. Da dieser nicht erschien, ward er des Ungehorsams schuldig, und aller seiner Ländereyen in Frankreich verlustig erkläret.

Eduard ertrug diesen Stolz Philipps mit einer Mässigung, die sich nur dadurch erklären ließ, daß er seinen Sinn auf Schottlands Eroberung gesezt hatte. Weil aber beyde Königinnen noch immer Hofnung machten, die Sache gütlich beylegen zu helfen, ließ Edmund sich bewegen, nochmals nach Paris zu gehen. Sie stellten ihm hierauf vor: Philipp werde nicht anders, als durch eine öffentliche Genugthuung zu befriedigen seyn, da Eduard auf wiederholte Vorladungen vor seinem Parlamente nicht erschienen sey. Eduard möchte es also geschehen lassen, daß Philipp einige Beamte über alle grosse Städte von Guienne, Bourdeaux, Bayonne und la Reole ausgenommen, ernennte, und sechs der vornehmsten Festungen dieser Provinz ihm würklich übergeben würden. Dies sollte aber nur zur Befriedigung der gekränkten Ehre des Königs von Frankreich geschehen, der diese Plätze sogleich wieder zurückgeben würde, als die Verurtheilung des Kö-

Königs von England, wegen seiner an Philipp verwürkten Länderevyen, vom Parlamente aufgehoben seyn würde. Edmund erhielt hierüber, in Gegenwart beyder Königinnen, und einiger Grossen beyder Höfe, eine feyerliche Erklärung, daß alles so geschehen solle, wie es die zwey Königinnen vorgeschlagen hätten, und Eduard, der froh war, daß diese Sache durch den äusserlichen Schein einer Genugthuung beygelegt seyn sollte, that noch mehr, als man verlangte; denn er gab Edmunden Vollmacht, ganz Guienne auf diese Bedingung an den König von Frankreich abzutreten. Die Vorladung Eduards ward nunmehr durch den Bischoff von Orleans förmlich widerrufen, und Edmund gab hierauf dem Seneschall von Guienne Befehl, das Herzogthum dem zu übergeben, den Philipp darzu bestimmen würde. Johann von St. John, einer der tapfersten Feldherrn seiner Zeit, gehorchte diesem Befehl, verkaufte seine angelegten Magazine, und übergab dem Connetable von Frankreich, Rudolph von Nesle, die bedungnen Plätze.

Eduard verlangte nunmehr, daß Philipp sein Versprechen, Guienne zurückzugeben, auch erfüllen möchte, da er das gethan, was der Vergleich mit sich brachte; allein statt dessen hieß es: das Parlament

ment würde die Sache in Ueberlegung ziehen. Edmund muste vor demselben erscheinen, und Philipp hatte ihm vorher sagen lassen: er möchte sich nicht wundern, wenn er ihm, vor dem Staatsrath, seine Forderung verweigern würde, weil dies nur einiger Räthe wegen geschähe, die von der Sache nicht unterrichtet wären, sobald diese weg wären, sollte alles nach seinem Wunsche geschehen. Als ihm daher Philipp auf seine Forderung, daß Guienne zurückgegeben würde, die kurze Antwort gab: daran sey nicht zu denken, begab sich dieser in ein Nebenzimmer, um auf eine gefälligere zu warten. Allein nach langer Weile kamen endlich die Bischöffe von Orleans, und Troyes, im Namen des Königs, ihm zu sagen: der König wolle sich in diese Sache nicht weiter einlassen.

Diese Treulosigkeit Philipps veranlaßte natürlicher weise einen Krieg zwischen beyden Reichen. Eduard war so aufgebracht, daß er nicht nur den leztern Vergleich für nichtig erklärte, sondern sich auch von aller Unterwürfigkeit gegen Philippen, als dessen Vasall, völlig lossagte. Es erschien auch im J. 1296 eine englische Flotte an der Küste von Guienne, die viele Eroberungen machte. Von französischer Seite rückte bald darauf der Graf von Valois in Guienne

ein,

ein, und war gegen die Engländer glücklich. Eine Flotte unter Montmorenci, und Harcourts Anführung fiel in England ein, und verbrannte Dover, nebst einigen andern Orten an der Seeküste, muste aber bald wieder abziehen. Die Engländer verwüsteten unter St. Johns Anführung, die Küsten der Normandie, und nahmen Bayonne ein, zerstöhrten auch Cherbourg, nebst einigen andern Plätzen. In Guienne waren die Franzosen den Engländern sehr überlegen, so daß sie fast nichts mehr, als Bayonne, behielten. Der Graf Edmund, der die Engländer anführte, starb im Jahr 1296, und der an seinen Platz gestellte Graf Lincoln war nicht glücklicher. Vielmehr erlitt er ansehnlichen Verlust durch den Grafen Robert von Artois, der in einem Gefechte viel Engländer tödtete, und gefangen nahm, so daß sie sich seitdem nicht wieder im freyen Felde den Franzosen entgegen sezten.

Da Eduard sich, wegen der Entlegenheit von Guienne, zu schwach fühlte, diese Provinz wieder zu erobern, sah er sich nach Hülfe um, und schloß zu dem Ende ein Bündniß mit dem Grafen von Flandern, der wider Philippen aufgebracht war, weil er, ihm zur Kränkung, das Ansehen des Magistrats zu Gent, das zuvor aufgehoben war, wieder hergestellt hatte.

Um den Grafen desto fester mit sich zu verbinden, forderte er dessen älteste Tochter für seinen Sohn Eduard zur Gemahlin; allein so geheim diese Unterhandlung auch getrieben ward, erfuhr sie Philipp doch, und verbarg seinen Verdruß hierüber so künstlich, daß der Graf einige Zeit nachher einer Einladung Folge leistete, die von Philippen an ihn ergieng, nach Corbeil zu ihm zu kommen. Hier ward er, mit seiner Gemahlinn, gefänglich eingezogen, und konnte seine Freyheit nicht wieder erlangen, als bis er seine Tochter, die er an Eduards Prinzen hatte vermählen wollen, Philippen auslieferte, auch seinem Bündnisse mit jenem zu entsagen, angelobte. Umsonst wendete der Graf alles an, seine Tochter aus Philipps Händen frey zu bekommen, und da ihm Eduard eine ansehnliche Hülfe an Geld, zur Bestreitung der Kriegskosten gab, schickte er seinem Lehnsherrn, Philipp, eine förmliche Ausforderung zu. Diese Verwegenheit seines Vasallen brachte Philippen so sehr auf, daß er sogleich Befehl gab, in die Länder des Grafen von Flandern einzufallen. Dies geschah auch mit so vielem Glücke, daß Eduard, und der Graf von Flandern um einen Stillstand bitten mußten. Sie erhielten ihn, durch Vermittelung des Königs von Sicilien Carls, der aus Dankbarkeit

 für

für die von Eduarden vorhin ihm geleistete Hülfe, selbst nach Frankreich kam, anfangs nur auf einige Monate, hernach aber auf zwey Jahre, bis, durch des Pabsts Bemühungen, ein völliger Vergleich konnte getroffen werden.

Um eben diese Zeit erhob Philipp den Grafen von Bretagne Johann II. zum Herzoge, und Pair des Reichs, um den Platz des Herzogthums von Champagne dadurch zu ersetzen, welches durch seine eigne Verbindung mit der Erbinn Johanne an die Krone verknüpft ward. Der Herzog von Bretagne war von königlich-französischem Geblüte, und mit einer Schwester Eduards, von England, vermählt. Zu gleicher Zeit wurden die Grafen von Anjou, und Artois zu Pairs ernannt; dies geschahe im Jahr 1297.

Indeß die Zwistigkeiten zwischen Philipp und Eduard noch fortdauerten, nnd der Stillstand zwischen beyden noch nicht geschlossen war, hatte sich Boinfaz VIII. einer der stolzesten, unternehmendsten Päbste, zum Schiedsrichter aufwerfen, und, durch seine Legaten, ihren Zwist für seinen Richterstuhl ziehen wollen. Allein so sehr es ihm auch bey einigen

Für-

Fürsten gelungen war, ihnen Gesetze vorzuschreiben, so wenig vermochte dennoch sein Uebermuth, Philippen zum Nachgeben zu zwingen. Er bekam auf seine Zumuthungen die Antwort: der König von Frankreich sey nicht gewohnt, sich in Staatssachen vom Pabste vorschreiben zu lassen, sein Streit mit Eduarden sey kein Religionszwist.

Bonifaz empfand diese Antwort sehr lebhaft, und dachte auf Rache, zu der ihm der Graf von Flandern bald Gelegenheit gab; denn da dieser seine Tochter auf keine Weise aus Philipps Händen zurück erhalten konnte, wandte er sich an den Pabst, und dieser ließ Philippen durch den Bischoff von Meaux andeuten: daß er entweder dem Grafen unverzüglich seine Tochter zurückgeben, oder vor dem päbstlichen Stuhle, an den sich jener gewandt hatte, deßhalb Rechenschaft ablegen solle. Allein Philipp, der den Umfang seiner königlichen Rechte besser kannte, gab dem Bischoffe zur Antwort: er hätte selbst seinen Gerichtshof, wo seinen Vasallen Gerechtigkeit widerführe, auch erkenne er, in weltlichen Dingen, nur Gott allein über sich, dem er Rechenschaft abzulegen habe, der Pabst aber hätte sich um seinen Streit mit dem Grafen nicht zu bekümmern. Eben so wenig

kehrte sich Philipp an des Pabsts Ermahnungen zu einem Creuzzuge, um Ptolemais wieder zu erobern, das die Christen kürzlich verlohren hatten; vielmehr verwendete er das Geld, was der Pabst ihm zu diesem Behufe von der Geistlichkeit in Frankreich zu erheben erlaubt hatte, auf seinen Krieg mit Eduarden. Er verlangte den funfzigsten Theil von allen Gütern der geistlichen, und weltlichen Personen seines Reichs.

Bonifaz, der durch seine wiederholten vergeblichen Versuche, Philippen sich unterwürfig zu machen, aufgebracht war, bediente sich der Beschwerden einiger Geistlichen, den König seine Rache empfinden zu lassen. Er gab eine berüchtigte Bulle, worinn er, bey Strafe des Kirchenbanns, den Layen, wes Standes sie seyn möchten, verbot, ohne den Willen des Pabsts, von der Geistlichkeit irgend eine Abgabe zu erheben. Zwar hatte er Philippen in dieser Bulle nicht genannt, aber daß dieser den Sinn derselben errathen habe, bewieß er dadurch, daß er sogleich eine Verordnung ergehen ließ, durch die er seinen Unterthanen verbot, weder gemünztes, noch ungemünztes Gold, Waffen, oder andre Bedürfnisse in fremde Länder zu schaffen. Der Pabst fühlte den Sinn dieser Verordnung, und bewieß sich dar-

über

über so unverhohlen empfindlich, daß er eine neue Bulle ihm überreichen ließ, worinn er dem Könige, unter dem Schein einer Milderung der erstern, höchst anstößige Sachen sagte. Allein dieser ließ sich durch die päbstlichen Drohungen nicht irre machen, sondern beantwortete solche in einem so entschlossenen Tone, daß der Pabst wohl sehen konnte, Philipp sey nicht willens, ihm zu gefallen, von seiner königlichen Gewalt das geringste zu vergeben. Es ergieng eine zweyte Verordnung, des sonderbaren Innhalts: daß kein Ausländer, der Handlung wegen, nach Frankreich kommen, oder daselbst wohnen sollte. Der König verschob zwar eine Zeitlang die Vollziehung dieser beyden Gesetze: als er aber sahe, daß der Pabst seinen stolzen Sinn gegen ihn nicht änderte, vielmehr einen aufrührischen Geistlichen, Bernhard von Saißet, ihm zur Kränkung, zum Bischoffe erklärte, so schärfte er sie unter den härtesten Strafen für die Uebertreter von neuem ein. Auch nahm er dafür, daß der Pabst die Abtey Pamiers, zu Gunsten jenes geistlichen Empörers, zu einem Bißthum erhob, das Haus Colonna zu Rom in seinen Schuz, das der Pabst, weil es seiner Macht nicht unterwürfig seyn wollte, grausam verfolgte, und aus dem Kirchenstaate vertrieb.

Zu eben der Zeit, da Bonifaz, und Philipp mit einander in Streit waren, überhäufte jener Philipps Bruder, Carln von Valois, mit Ehre, und Würden, ernannte ihn zu seinem Verweser in Toscana, und nachdem er ihn mit der Enkelin Balduins II. vermählt hatte, erklärte er ihn, an dessen Stelle, zum Kayser im Orient. Bey allem Muthe, womit Philipp IV. sich dem Pabste in seinen eignen Staaten widersezte, war doch dessen Ansehen damals so furchtbar, daß sowohl er, als Eduard, darein willigten, die Entscheidung ihrer Zwistigkeiten dem Pabste zu unterwerfen. Es erfolgte deshalb im J. 1298 der Ausspruch, alle Eroberungen, die Philipp in Guienne gemacht sollten an Eduarden zurückgegeben werden; er, der Pabst, wollte die noch zwischen beyden streitigen Plätze in Verwahrung nehmen, und alles, was zum völligen Vergleiche zwischen ihnen noch erforderlich wäre, einrichten. Auch sollte Eduard Margarethen, Philipps Schwester, heirathen, und sein ältester Prinz, Isabellen, Philipps Tochter; ferner sollte Philipp dem Grafen von Flandern alles zurückgeben, was er ihm weggenommen, ihm auch gestatten, seine Tochter nach Gefallen zu vermählen, und er selbst, Philipp IV. einen Creuzzug nach Palästi-

lästina thun. Allein dieser Ausspruch ward von Philippen durchaus verworfen, der dadurch noch mehr gegen Bonifaz aufgebracht ward, daß er bey der neuen Kayserwahl, nicht, wie er versprochen hatte, seinen Bruder Carl, sondern Albrechten von Oesterreich, unterstüzte.

Beyde Könige sahen es jezt für ihre gemeinschaftliche Sache an, den Uebermuth des Pabsts niederzudrükken, und dies gab Anlaß, daß sie im Jahr 1303 durch einen Vergleich ihren Zwist völlig beylegten, die beyden vom Pabste vorgeschlagnen Vermählungen wurden von ihnen genehm gehalten, auch Guienne an Eduarden zurückgegeben, der sich aber dafür zur Huldigung, als Herzog von dieser Provinz, und Pair von Frankreich verstand. Auch war es ein Artickel dieses Vergleichs, daß beyde Könige sich verbanden, jeder des andern Rechte wider alle Angriffe zu vertheidigen, und obwohl ausdrücklich dabey erklärt ward: diese Verbindung sey nicht gegen die römische Kirche gerichtet, so scheint doch Philipp die Kirche von dessen dermaligen unruhigem Oberhaupte unterschieden zu haben.

Von diesem ward Philippen im J. 1300 bereits eine neue Kränkung angethan, denn der auf-

rühriſche Biſchoff von Pamiers war als Legat des Pabſts nach Frankreich geſchickt, und obwohl er ein Unterthan Philipps war, trozte er doch ſeinem Könige ins Angeſicht, ſo daß dieſer ihn endlich gefangen ſetzen ließ. Der Pabſt erklärte durch wiederhohlte Bullen: der Statthalter Chriſti ſey mit völliger Gewalt über die Könige, und Reiche dieſer Erde eingeſezt, und dieſer Uebermuth würkte doch ſo viel, daß Philipp, anſtatt den unruhigen Biſchoff hinzurichten, ſeinen Canzler, Peter Flotte, erſt nach Senlis ſchickte, um vor dem Erzbiſchoffe von Narbonne, darauf aber nach Rom, um vor dem Pabſte ſelbſt ſeine Vertheidigung zu führen, daß er ſich unterfangen, einen aufrühriſchen Unterthan in Verhaft nehmen zu laſſen.

Flotte richtete ſeinen Auftrag mit vieler Unerſchrockenheit aus, denn als der Pabſt ſich einſt ſeiner geiſtlichen und weltlichen Macht rühmte, antwortete er ihm: der Unterſchied zwiſchen ihm, und ſeinem Herrn beruhe nur darinn, daß des Pabſts Macht in Worten, ſeines Herrn Macht aber in der That beſtehe. Es erſchienen hierauf Bullen, von denen eine immer ſchreklicher war, als die andre; durch die erſte erklärt der Pabſt, weltliche Fürſten hätten keine Macht über die Geiſtlichen, und befiehlt

Phi=

Philippen, dem aufrührischen Bernhard seine Freyheit, und Güter wiederzugeben, auch ihn nach Rom reisen zu lassen; durch eine zweyte hob er, alle dem Könige, und seinen Unterthanen, vom päbstlichen Stuhl ertheilte Rechte auf. Er ließ Philippen durch einen andern seiner Unterthanen, der Archidiacon zu Narbonne war, diese Bulle, mit einem kurzen, trotzigen Briefe überreichen, und gab diesem eine Einladung an die französischen Bischöffe zu einer Kirchenversammlung nach Rom, drohete auch Philippen mit dem Banne, wo er nicht sogleich seinen Legaten losgäbe.

Philipp ließ die Bullen des Pabsts verbrennen, Bernharden aber überlieferte er dem neuen päbstlichen Legaten, der ihn nach Rom brachte, seine Güter hingegen zog er ein. Der Bruch zwischen ihm, und Bonifazen war nun unheilbar, und da dieser im Jahr 1302 im übermüthigsten Tone an ihn geschrieben hatte, antwortete ihm Philipp eben so heftig, erklärte ihn für einen Narren und Unsinnigen, läugnete auch, da dieser ihn zulezt in den Bann that, daß Bonifaz ein rechtmäßig erwählter Pabst sey.

Gleichwohl begaben sich in eben diesem Jahre 40 französische Bischöffe, obwohl es ihnen der König

in sehr entscheidendem Tone untersagt hatte, nach Rom zur Versammlung. Zwar gaben sie dem König vorher viele Versicherungen ihrer Treue, doch äusserten sie zugleich viel Neigung, des Pabsts Ansprüche, im weltlichen sowohl, als geistlichem, ein Richter aller Fürsten zu seyn, gelten zu lassen. Wenigstens waren die Geistlichen in Frankreich hierüber getheilt, und dies bewegte Philippen in eben dem Jahre, seine Stände zusammen zu rufen, mit Innbegriff der Geistlichen, die seine Rechte gegen des Pabsts Anmaßungen behaupteten. Die Frage, die in dieser Versammlung erörtert ward, betraf nichts geringers, als ob Bonifaz, oder Philipp in Frankreich zu befehlen habe? Beyde Stände waren auf Philipps Seite, und ein dritter, der diesmal zuerst in der National-Versammlung erschien, nemlich die Obrigkeiten, und Repräsentanten der Städte, pflichtete ihnen bey. Man suchte diesen Stand, durch die Ehre, an den Versammlungen der Nation Theil nehmen zu dürfen, zu gewinnen, da er es war, der die Last der öffentlichen Abgaben am meisten trug. Dieser Einstimmigkeit ohngeachtet, hatte weder Philipp, noch einer seiner Unterthanen, Geist, und Herz genug, das Unrecht, was sie empfanden, an der Wurzel abzuschneiden, und des Pabsts Gewalt, in geistlichen sowohl, als weltlichen

Din-

Dingen zu läugnen. Sie sezten die ganze Streitfrage darauf, daß der Pabst Bonifaz seiner Gewalt misbrauche, und kein rechtmäßiger Pabst sey, da doch wider seine Wahl kein andrer König in Europa Einwendungen machte, und beriefen sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung unter einem künftigen Pabste. Sowohl bey diesem, als bey der Versammlung der Cardinäle thaten sie Vorstellungen gegen des Pabsts Anmaßungen. Allein dieser blieb auf seinem hartnäckigem Sinne, und sagte den versammleten Cardinälen: er werde den König, wenn er sich nicht besserte, wie einen Knaben züchtigen, und ihm die Krone nehmen. Gleichwohl berief er sich auf das Urtheil der französischen Baronen über seine Händel mit dem Könige; allein alle die Mühe, so sich der Herzog von Burgund gab, solche beyzulegen, war vergeblich.

Bonifaz hielt noch im Jahr 1302 eine Versammlung zu Rom, und gab eine berüchtigte Bulle, worinn die höchste weltliche sowohl, als geistliche, Gewalt des Pabsts festgesezt ward, auch that er den König in einer gleich darauf folgenden, obgleich nicht namentlich, in den Bann. Die französischen Stände wurden hierauf im folgenden Jahre aufs neue zu Paris versammlet, und Wilhelm von Nogaret, der Gene-

neraladvocat des Königs, hielt eine sehr heftige Rede, um zu beweisen, daß man Bonifazen, der kein rechtmäßiger Pabst sey, gefangen nehmen, ihm einen Verweser setzen, und ihn auf einer Kirchenversammlung seiner höchsten Würde berauben müsse.

Dieser schickte zwar noch einen Gesandten an den König, der aber seine übermüthigen Forderungen abwieß, und zween Geistliche, welche ihm den Bann im Namen des Pabsts ankündigen sollten, noch eh sie es thun konnten, in engen Gewahrsam nahm. Bonifaz bot darauf die Krone Philipps dem Kayser Albrecht an: der sie aber ablehnte, obwohl er den Pabst zu vertheidigen versprach. Die Stände von Frankreich aber kamen in Paris zusammen, und, nachdem eine schreckliche Anklage des Pabsts, daß er ein Ketzer, ein Zauberer, und Mörder sey, in ihrer Mitte vorgelesen war, appellirten sie an eine allgemeine Kirchenversammlung.

Nun fieng ein förmlicher Krieg zwischen beyden an. Nogaret, der schon zu Anfang des 1303ten Jahres heimlich nach Italien gegangen war, und angefangen hatte, Soldaten zu werben, auch die Einwohner von Anagni, wo sich Bonifaz am liebsten aufhielt

hielt, zu gewinnen, erhielt sogleich den Schluß der Versammlung, mit Philipps Befehl, solchen dem Pabst, und der Stadt Rom bekannt zu machen. Allein er verschob dies noch einige Tage, in Hofnung, der Pabst werde es durch andre Wege erfahren, und in sich gehen. Doch dieser hielt zu Anagni eine große geistliche Versammlung, auf welcher einige Bullen gegen den König ausgefertigt wurden, die aber nur Vorspiele von schrecklichern Angriffen seyn sollten.

Philipp hatte seinen Bruder, Carl von Valois, aus Italien zurück berufen; dieser hatte aber einige französische Mannschaft in Toscana gelassen, denen der Pabst Rückstände schuldig war, und die sehr geneigt waren, jeden Vorschlag anzunehmen, der ihnen zu ihrem Gelde helfen, oder den Pabst demüthigen konnte. Bißher war es Philippen noch gelungen, sie, so wie alle seine Unterthanen, bey ihrer Treue zu erhalten; allein jezt, da er hörte, daß der Pabst im Begriff stehe, durch eine Bulle sein Reich dem Kayser zuzusprechen, und alle seine Unterthanen von der Treue gegen ihn zu entbinden, fürchtete er, daß diese einen nachtheiligen Eindruck machen könnte, und beschloß daher, durch einen kühnen Streich der Zügellosigkeit des Pabsts Einhalt zu thun. Er bediente sich

hierzu

hierzu eben dieser französischen Truppen, die unter Anführung Nogarets, und eines vornehmen Italiäners, Sciarra Colonna, den Pabst zu Anagni überfielen, und ihn in seinem eignen Pallaste gefangen nahmen.

Als Bonifacius sahe, daß man sich seines Pallasts bemeistert hatte, und aller Widerstand vergebens seyn würde, entschloß er sich, wenigstens als Pabst zu sterben. Er sezte sich, in seinem ganzen päbstlichen Schmucke, auf den Thron, und erwartete so seine Feinde. Sciarra, dessen Familie Bonifaz äusserst verfolgt hatte, ließ sich durch den majestätischen Anblick gleichwohl nicht abhalten, des Pabsts zu spotten, und Nogaret drohte ihm, in Fesseln ihn nach Lyon zu bringen, um da vor einer allgemeinen Kirchenversammlung abgesezt zu werden. Allein dieser antwortete gelassen: es wird mir mehr zur Ehre, als zur Schande gereichen, von den Albigensern (zu denen Nogaret gehörte) verurtheilt zu werden. Indeß wagte es doch keiner, Gewalt wider den Pabst zu brauchen, sie liessen ihn nur genau bewachen, plünderten seinen Pallast, und raubten die Schätze der Kirche.

Die

Die Einwohner von Anagni besannen sich unterdeß, und, beschämt darüber, daß sie den Pabst in seinem eignen Geburtsort hatten gefangen nehmen lassen, griffen sie zu den Waffen, und befreyeten ihn wieder. Er gieng nach Rom zurück, wo ihn das Volk mit Frohlocken empfieng; weil er sich aber auch hier von einigen Cardinälen genau beobachtet sahe, zog er sich dies alles so zu Sinne, daß er darüber rasend ward, und in einer heftigen Krankheit den Geist aufgab. An seine Stelle ward wenig Tage nachher der Cardinal von Ostia, Nicolaus, unter dem Namen Benedicts XI. gewählt; ein verdienstvoller Mann, der sich durch die Sanftmuth, die ihm bey seinen vielen Tugenden eigen war, allgemeine Zuneigung erwarb. Er verbesserte die Kirchenzucht, und hob die Mißbräuche auf, die unter seinem Vorgänger eingeschlichen waren, widerrief auch den Bann, der auf Philippen, und sein Reich war gelegt worden. Er stellte den Frieden zwischen diesem Reiche, und dem römischen Stuhle wieder her, verzieh auch dem Hause Colonna. Allein eben sein redlicher Eyfer für die Verbesserung der Kirche wird als der Grund seines schon im Jahr 1304 erfolgten Todes angegeben, der, wie man meint, durch Gift bewürckt worden.

Mit

Mit der Wahl seines Nachfolgers gieng es besonders zu. Philipp erhielt Nachricht von seinen Anhängern im Conclave: man sey geneigt, den Erzbischoff von Bourdeaux zu wählen, der ein Vertrauter von Bonifaz, und gegen Philipps Maßregeln, in Absicht des römischen Stuhls, sehr eingenommen war. Um sich in dieser verfänglichen Lage, wo möglich, sicher zu stellen, ließ Philipp den Erzbischoff in der Abtey eines Waldes insgeheim zu sich kommen, und bot ihm seine Einwilligung, daß er Pabst würde, unter dem Bedinge an, wenn er zugäbe, daß sein Rechtshandel, den er wider Bonifazen erhoben, zum Schlusse käme, und dessen Bullen wider ihn vernichtet, er mit der Kirche völlig ausgesöhnt, auch ihm der Zehnte von der französischen Clerisey, auf fünf Jahre zugestanden würde. Ausser der Wiedereinsetzung des Hauses Colonna in alle seine Güter, war noch ein geheimes Begehren, was Philipp sich vom künftigen Pabste ausbedung, welches er aber damals noch nicht vor gut fand, ihm zu eröfnen. Der Prälat versprach ihm, dies alles treulich zu erfüllen, worauf Philipp geschehen ließ, daß er zum Pabste, unter dem Namen Clemens V. gewählet ward.

Das erste Zeichen seiner Freundschaft, was der neue Pabst dem Könige gab, war seine Krönung zu Lion, die sonst in Rom gewöhnlich geschahe. Als er, nach vollbrachter Ceremonie, zu Pferde nach seinem Pallast zurückkehren wollte, und der König, nebst den Prinzen vom Geblüte, welche einer um den andern den Zügel hielten, ihn begleiteten, stürzte eine mit Zuschauern allzusehr beschwerte Mauer unter die vornehme Begleitung des Pabsts, schlug diesem die Krone vom Haupte, verwundete den Grafen Valois, erdrückte den Herzog von Bretagne, des Pabsts Bruder, und noch viele andre Grossen.

Philipp bestand nun darauf, daß der Pabst sein ihm gethanes Versprechen erfüllen, und Bonifazens Andencken, durch Verdammung seines Betragens, brandmarcken sollte. Allein dieser urtheilte jezt, da er seine Absicht erreicht hatte, anders als vorher, und begriff leicht, daß er dem päbstlichen Ansehen unendlich schaden, und die Meinung von der Unfehlbarkeit des Oberhaupts der Kirche zernichten würde, wenn er Bonifazens Bullen umstossen wollte. Um aber Philippen nicht aufzubringen, zog er die Sache nur ins lange, und wuste

klüglich, der nähern Untersuchung so viel Hindernisse in den Weg zu legen, daß aus dem ganzen Proceß nichts ward, und Philipp, so stolz, und ungedultig er sonst war, doch zulezt nachließ, und auf eine allgemeine Kirchenversammlung zu warten einwilligte, wo der Pabst diese Sache vorzunehmen versprach. Da er des Pabsts Wohlwollen zu den großen Absichten, die er im Sinne hatte, sehr bedurfte, so hatte er ihn überredet, seinen päbstlichen Sitz von Rom nach Avignon zu verlegen; allein obgleich Clemens hier gewissermaßen unter französischem Schutze lebte, war er doch gar nicht so geneigt, Philippen gefällig zu handeln, als dieser sein Beförderer es erwartete.

Philipp hatte seine Macht, durch mächtige Verbindungen, zu vergrössern gewußt, und hofte, mit Hülfe des Pabsts, seine noch weit aussehenden Entwürfe zur Würklichkeit zu bringen. Sein Sohn Ludwig war, durch das Erbrecht seiner Mutter, König von Navarra; seine Tochter Isabelle war an Eduard II. von England vermählt, und dieser lebte im besten Verständniß mit ihm, hatte ihm auch, wegen Guienne, gehuldigt. Als im Jahr 1308 der Kayser Albrecht durch seinen Neffen, Johann

von

von Schwaben, ermordet ward, glaubte Philipp eine neue Aussicht, zur Vergrösserung seiner Macht, erhalten zu haben. Er trug jezt dem Pabste den geheimen Wunsch seines Herzens vor, den er bißher zurückgehalten hatte, und dieser bestand in nichts geringern, als daß er es dahin bringen sollte, daß entweder er, oder sein Bruder, Carl von Valois, zum deutschen Kayser gewählt würde.

Der Pabst zitterte, wie natürlich, bey dem Gedancken, das Haus Philipps so mächtig zu sehen, und ließ den Churfürsten durch einen geheimen Boten melden, wo sie nicht sogleich einen Kayser wählten, würden sie sich für Philippen, oder dessen Bruder bestimmen müssen. Zugleich empfahl er ihnen Heinrichen, Grafen von Lützelburg, den sie auch ohne Anstand wählten. Philipp war im Begriffe, durch seine Truppen Avignon zu besetzen, und seine Ansprüche auf das Reich zu behaupten, als er die Nachricht von seiner vereitelten Hofnung erhielt, und da er sehr bald auch den geheimen Kunstgriff des Pabsts erfuhr, durch den ihm dieser entgegen gearbeitet hatte, so hörte seitdem die aufrichtige Freundschaft zwischen ihnen völlig auf.

Doch war übrigens durch das gute Vernehmen, worinn Clemens äusserlich mit Philippen stand, diesem mancher Vortheil zugeflossen. Er vermochte z. B. den Erzbischoff von Lyon dahin, sich der weltlichen Herrschaft über diese Stadt zu begeben, die nun mit der Krone Frankreich verknüpft wurde. Was aber diesem Monarchen einen noch weit grössern Vortheil brachte, war die durch den Pabst begünstigte Ausrottung der Tempelherren; eine Begebenheit, die seine Reigierung am meisten auszeichnete, und daher einer ausführlichern Erwähnung wohl werth ist.

# Zwey und zwanzigste Vorlesung.

## Regierung Philipps IV., von Ausrottung der Tempelherren, bis zu seinem Tode.

Um bey der Erzählung dieser merkwürdigen Begebenheit, ordentlich zu Werke zu gehen, ist es nöthig, daß wir zuerst von den Kriegen Philipps in Flandern etwas erwähnen. Denn diese Kriege, die er zur Vergrösserung seiner Macht, und Ausführung

seiner ehrgeizigen Absichten, unternahm, waren die vornehmsten Ursachen des Geldmangels, der ihn drückte, und bey ihm den Entwurf nach und nach zur Reife brachte, sich seiner stärksten Gläubiger, der Tempelherren, dadurch zu entledigen, daß er ihren Orden umstürzte, und ihre Güter sich zueignete.

Die Wiedervereinigung von Flandern mit der Krone Frankreich hatte immer zu Philipps Entwürfen gehört. Er hatte im Jahr 1295 den damaligen Grafen von Flandern, Guido, gefangen gesezt, und Brügge eingenommen, weil dieser sich heimlich für England erkläret hatte. Zwar gab er ihm hernach seine Freyheit, nicht aber seine Tochter, wieder, weil er nicht zugeben wollte, daß sie, nach dem Willen des Grafen, mit dem ältesten Prinzen von England vermählt würde. Umsonst suchte sie der Graf, durch Bonifaz VIII. ungestüme Vermittelung, aus den Händen Philipps zurück zu bekommen; dieser that selbst im Jahr 1297 einen Zug nach Flandern, und machte desto grössere Eroberungen daselbst, da er unter diesem Volke eine mächtige Parthey, durch seine Leutseligkeit, gewonnen hatte. Die Flandrer waren damals, ausser den Venetianern, die blühendste

Nation in Europa, aber unruhig, unbeständig, und in Partheyen getheilt.

Es ward ein Stillstand mit dem Grafen geschlossen, als dieser aber im Jahr 1299 zu Ende lief, schickte Philipp seinen Bruder Carl von Valois, nach Flandern, um die Parthey, die sich für die französische Regierung erklärt hatte, zu unterstützen. Er that dies mit solchem Nachdrucke, daß der alte Guido, und seine beyden Söhne sich ohne Bedingungen an Philipp ergaben, nach dem sein Bruder ihnen versprochen hatte, sie sollten ihre Freyheit behalten, auch, wenn sie in Jahresfrist zu keinem Vergleiche mit Philippen kommen könnten, solle es ihnen frey stehen, zurück zu kehren. Allein Philipp wollte sich durch diesen mit seinem Bruder getrofnem Vergleiche auf keine Weise gebunden wissen, sondern zwang den Grafen nicht allein, nebst seinen Söhnen, dem siegreichen Einzuge, den er wegen Wiedereroberung Flanderns hielt, zu Paris beyzuwohnen, sondern schickte ihn auch nachher mit 40 flandrischen Herrn, die ihn begleitet hatten, gefangen nach Compiegne, seine Söhne aber an andre Ort in genauen Gewahrsam. Auch erklärte er jezt öffentlich, der Graf habe durch

Un-

Untreue gegen ihn, als seinen Lehnsherren, die Grafschaft verwirckt, und er sey gesonnen, sie von nun an wieder mit der Krone Frankreich zu verknüpfen.

Um sich die Gemüther des Volks in Flandern immer geneigter zu machen, hielt Philipp mit seiner Gemahlinn einen prächtigen Einzug in diese Grafschaft, und wuste sich durch Aufhebung einiger schweren Abgaben bey ihnen beliebt zu machen. Allein er wählte einen Statthalter, der dies alles wieder verdarb, nemlich Jacob von Chatillon, Grafen von St. Paul, der diese neue Unterthanen seines Königs mit Uebermuth und Härte behandelte, den Befehlen des Canzlers, Flotte, blindlings folgte, und sich um das Misvergnügen des Volks nicht bekümmerte. Dieser führte alle die aufgehobenen Abgaben wieder ein, erlaubte den Obrigkeiten die gröste Strenge, womit sie solche beytrieben, besezte die Aemter nur mit Leuten, die ihm ergeben waren, und ließ, auf Unkosten des bedrängten Volks, Citadellen bey den wichtigsten Städten anlegen, um es im Zaume zu halten.

Bald nach der Rückreise des Königs war zu Brugge ein Aufruhr entstanden, wobey das gegen

seine Obrigkeit aufgebrachte Volk sich einen Weber, Peter le Roi, zum Anführer gewählt hatte, der ein verschmizter, und dabey unerschrokener Mann war. Dieser hatte sich zwar, da Chatillon, zur Unterstüzung der Obrigkeit, mit französischen Truppen angerückt war, aus der Stadt selbst verbannen müssen; weil aber das Volk, von dem Statthalter des Königs, wegen seines Aufruhrs, aller Freyheiten, und Rechte war beraubt worden, und von seiner Härte alles befürchten muste, so riefen sie ihn wieder zurück. Die Einwohner von Brügge hatten sich mit ihren Klagen über den Statthalter nach Paris gewandt, da aber die Abgeordneten, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurückkehrten, nahm die Erbitterung über die französische Herrschaft zu, und ward durch die nach Namur geflüchteten Söhne des Grafen noch mehr angefacht.

Peter le Roi fand zu Brügge, als er wieder zurück kam, keine Besatzung; es ward ihm also leicht, den Pöbel zu gewinnen, daß dieser mit ihm die Arbeiter angriff, welche die Festungswerke der Stadt schleiffen sollten, und sie zerstreuete. Dies erschreckte den Magistrat so sehr, daß er die Stadt verließ, von welcher Peter nun Besitz nahm.

Gent folgte bald dem Beyspiel von Brügge, und vertrieb den Magistrat, weil solcher einige Auflagen, die der König ihnen erlassen hatte, wieder einführen wollte. Diese Stadt wollte sich auch auf die Nachricht, von dem glücklichen Fortgang Peters, mit ihm, und seinem Anhange, in Verbindung einlassen, und dieser war darzu geneigt, gieng auch mit 1600 seiner Leute auf Gent zu, um die Bürger darzu aufzumuntern. Allein die französische Parthey hatte indeß viele Bürger an sich gezogen, und Peter le Roi war durch sie gezwungen, wieder nach Brügge zurück zu ziehen.

Der Magistrat, der französich gesinnt war, hatte sich indeß seiner Abwesenheit bedient, das Volk in Furcht zu jagen, und es wollte daher Petern nicht wieder in die Stadt lassen, sondern er muste froh seyn, daß er mit dem Leben entkam, und sich nach Namur retten konnte. Chatillon rückte nun mit einem französischen Heere an, um Brügge zu belagern, und die Bürger schickten ihm entgegen, um einen Vergleich mit ihm zu treffen. Dieser ward auch dahin geschlossen, daß Chatillon nur mit 300 Reutern in die Stadt gelassen werden, den Urhebern des Aufstandes aber erlaubt seyn sollte, sich anderwärts hin zu be-

geben. Es zogen sich also an 5000 Mann heraus, die aber sich der Pältze Dam, Ardemburg, und Ostburg bemächtigten, die Franzosen daselbst überfielen, und gröstentheils niedermachten, auch den Vorrath von Lebensmitteln plünderten, den der Statthalter bey Dam hatte sammlen lassen. Dadurch wurden diesem auch die in Brügge zurück gebliebnen Bürger verdächtig, und er hielt nun mit 1700 Reutern, auch vielem Fußvolk, seinen Einzug in die Stadt, es verbreitete sich auch ein Gerücht, daß unter seinem Geräthe zwey grosse Fässer voll Stricke wären, die zum Aufknüpfen der vornehmsten unter den Aufrührern gebraucht werden sollten.

Das Volk, welches ein sehr strenges Blutgericht fürchtete, griff zu den Waffen, und holte Petern mit 7000 Verbanneten des Nachts zurück. Diese drangen durch eine Oefnung in der Mauer herein, hieben 1500 französische Reuter, und 2000 Fußgänger nieder. Chatillon selbst wäre beynah gefangen worden, und rettete sich, nebst dem Canzler Flotte, nur mit Mühe, indem er des Nachts durch den Stadtgraben schwamm.

Ein allgemeiner Aufruhr folgte auf diese Niederlage. Die drey Söhne des Grafen, die bisher zu

Na-

Namur sich aufgehalten hatten, stellten sich an die Spitze der erbitterten Flamländer, eroberten verschiedne Städte, und belagerten die Citadelle von Courtray, wohin Chatillon, und die übrigen seines Heers sich geflüchtet hatten. Philipp, den die schleunige Empörung eines Landes, welches er schon zu besitzen geglaubt hatte, sehr beunruhigte, ernannte den Grafen von Artois zum Anführer eines Heers, welches Courtray entsetzen, und die Flandrer zu ihrer Pflicht zurückbringen sollte.

Der junge Graf von Flandern, um sich gegen die französische Macht, die wider ihn anrückte, halten zu können, zog seinen Vetter, Wilhelm von Jülich, an sich, und ein Heer von 60000 Mann sammlete sich unter ihnen, das zwar aus unabgerichteten Bürgern und Bauern bestand, aber durch Freyheitsliebe, und Haß gegen die Franzosen beseelt war. Mit diesen herzhaften Leuten erwartete er den Grafen in einem sehr vortheilhaften, durch tiefe Graben, und Verschanzungen, unzugänglichem Lager.

Der Graf von Artois stand vier Tage lang seinen Feinden im Gesicht, und wagte hierauf, aus Ungeduld, einen Angriff, wider den Rath des

Connetable von Nesle, der ihn begleitete, um lieber durch einen langsamern Weg die Feinde zum Angriff zu reizen, als selber anzugreifen rieth. Dem Grafen dünkte dieser Weg nicht rühmlich genug, und er warf dem Connetable vor: er wolle nur diese aufrührische Rotte schonen, weil seine Tochter mit einem der Söhne des Grafen von Flandern vermählt wäre. Gut, antwortete der edelmüthige Krieger, „ihr dürft mir nur folgen, und ihr sollt sehen, daß ich kein Verräther bin, „ich will euch gewiß so nahe führen, daß ihr nimmer „wieder kommen sollt.“ Das Zeichen zum Angriff ward gegeben, und der Ausgang war eine gänzliche Niederlage der Franzosen, die zum Theil mit ihrer schweren Rüstung in den Graben stecken blieben, zum Theil von den Flanderern mit langen Stangen hineingestürzt, und durch einen Pfeilhagel getödtet wurden. Es blieben 20000 auf dem Platze, worunter der Graf Artois, Chatillon, und der Connetable von Nesle, der Canzler Flotte, und so viele Grossen waren, daß kein vornehmes Haus in Frankreich ohne Trauer, wegen dieses unglücklichen Tages, blieb. Es war der 11te Juli 1302.

Die Eroberung von ganz Flandern war die Frucht dieses Sieges. Graf Johann von Namur, des Grafen von Flandern ältester Sohn, ward von den Siegern

gern zum Statthalter erklärt, bis sein Vater wieder in Freyheit gesezt wäre. Philipp dachte nur auf schleunige Rache, und sezte, um solche ausführen zu können, die landverderblichsten Mittel in Bewegung. Er bot die ganze Macht des Reichs auf, erschöpfte seine Länder durch die härtesten Auflagen, erhöhete die Münzen, und minderte das Gehalt, so daß ein Heer von 80000 Mann zusammengebracht ward, mit dem er ganz Flandern hätte zu Grunde richten können.

Allein es geschahe damit gar nichts; weder irgend ein Platz ward erobert, noch der Feind, der doch weit schwächer war, und ganz nahe stand, angegriffen. Der König zog sich zurück, und begnügte sich einige Besazungen zu verstärcken. Das Gerücht sagte: seine Schwester, die Königin von England, habe ihm Nachricht gegeben, daß viel verrätherische Ritter unter seinem Heere wären, die ihn, wenn es zum Treffen käme, den Flandrern in die Hände liefern wollten. Ihr Gemahl, hieß es, der den Flandrern günstig war, aber sich ihrer nicht öffentlich annehmen wollte, hatte ihr diese falsche Nachricht im Vertrauen eröfnet, und, da sie der Sterndeuterkunst sehr ergeben war, glaubte sie zu finden, die Gestirne wä-

wären bis zu Ende des 1303ten Jahres Philippen zuwider.

Der Krieg dauerte indeß noch immer fort. Die Flandrer belagerten Dornick, büßten aber, durch zween Ausfälle der Belagerten, 3000 Mann ein. Philipp rückte aufs neue bis nach Peronne vor, ließ sich aber durch die List des Grafen von Savoyen dahin bringen, den Flanderern einen Stillstand von acht Monat zu bewilligen. Während desselben geschahen Vorschläge zum Frieden, und Philipp gab den 80jährigen Grafen Guido loß, damit er nach Flandern gehen, und seine Unterthanen, derer Uebermuth seit dem Siege von Courtray gränzenloß war, zu gelindern Gesinnungen bringen sollte, doch muste er versprechen, wenn es ihm nicht glückte, wieder in sein Gefängniß zurück zu kehren. Er hielt sein Wort, um nicht das Leben seiner zween mitgefangenen Söhne in Gefahr zu setzen, da er kein Gehör bey den Flandrern fand, und starb kurz darauf im Gefängniß zu Compiegne.

Der Krieg gieng also von beyden Seiten mit neuen Kräften wieder an. Johann von Hennegau hatte kurzlich die Grafschaft Holland geerbt; die Flamländer behaupteten, sie sey ein Lehn von Flandern, und griffen

sen Seeland an, nahmen auch den grösten Theil dieser Provinz ein. Philipp sah sich gedrungen, seinen Bundsgenossen mit einer Flotte zu unterstützen; er schickte daher den Grimaldi, einen edlen Genueser, mit einer Flotte von 36 Schiffen den Holländern zu Hülfe, der die Flandrer bey Zirichsee angriff, und nach einem hartnäckigen Gefecht schlug, den jungen Grafen Guido gefangen nahm, und Seeland wieder eroberte.

Philipp hatte indeß auch eine Landmacht zusammen gebracht, die aus dem ganzen streitbaren Uberreste von Frankreich bestand, und von ihm, seinen zwey Brüdern, den Grafen Valois und Evreux, und den vornehmsten Grossen geführet ward. Die Flandrer hatten auch Verstärkung aus Italien erhalten, die Philipp, ein anderer Sohn des Grafen Guido, anführte der, und lange in Sicilien Dienste gethan hatte. Weil er der älteste seiner Brüder war, erhielt er den höchsten Befehl. Er begleitete Philippen bis nach Dornick und da dieser, zwischen Lille, und Douai, bey Mons, ein Lager bezog, verschanzte er sich im Angesichte des Königs, nebst Wilhelm von Jülich, und Johann von Namur, durch eine Wagenburg von anderthalb französischen Meilen.

Phi-

Philipp ließ diese Wagenburg durch einen Theil seines Heers angreifen, und durchbrechen; die französischen Armbrustschützen thaten von den Wagens herab den Flandrern viel Schaden, und, indem man ihnen den Proviant wegnahm, dachte man sie im Lager auszuhungern. Allein plözlich brachen sie an drey Orten heraus, und griffen das königliche Heer in seinem eignen Lager an, breiteten überall Schrecken um sich her aus, und drangen bis ans Gezelt des Königs, da dieser eben an der Abendtafel saß. Sie hätten ihn auch gefangen bekommen, wenn sie ihn erkannt hätten, da er aber seine Rüstung nicht an sich trug, entkam er ihnen, und der Graf Carl von Valois eilte mit einem Theil der Reuterey herzu, sie zu verjagen. Dies änderte das Glück des Treffens, und die Flandrer verlohren an 6000 der ihrigen, worunter ihre stärkste Stütze, Graf Wilhelm VI. von Jülich, war. Alle ihre Wagens giengen verlohren, und die übrigen retteten sich mit Hülfe der Nacht.

Philipp belagerte hierauf Lisle, und es kam so weit, daß man die Stadt zu übergeben versprach, wenn sie vor dem ersten October 1304 nicht entsezt würde. Allein plözlich erschien Graf Johann von Namur

nur an der Spitze von 60000 Mann zum Entsatze seines Bruders, Philipp; denn der Muth der Flandrer war, durch die erlittne Niederlage, noch so wenig gesuncken, daß vielmehr jeder, der nur ein Gewehr tragen konnte, sich herzudrängte, für die Sache des Vaterlandes zu sterben. Philipp erstaunte über die Menge seiner Feinde, und sagte: es müsse Flandrer regnen; noch mehr aber über ihre Verwegenheit, da sie ihn durch Herolde zur Schlacht ausforderten, oder einen billigen Frieden verlangten. Seinen Grossen aber war diese Erscheinung gar nicht unwillkommen; denn obwohl sie ihn, durch Ehrgeiz getrieben, bisher treulich unterstüzt hatten, besorgten sie doch, er möchte, wenn es ihm wider Flandern glückte, ihnen zu mächtig werden. Sie riethen ihm daher zum Frieden, da es ihm gegen Feinde, die als Verzweiflende fochten, noch das Blut vieler tausende seines Volks kosten könnte, und, weil der Herzog von Brabant, nebst dem Grafen von Savoyen eben so riethen, erfolgte erst ein Stillstand, im Jahr 1305 aber der Friede, durch welchen Robert, der älteste Sohn des Grafen Guido, frey, und mit Flandern belehnet ward. Die Flandrer erhielten alle die Freyheiten wieder, deren sie vorhin genossen hatten, Philipp aber, für die Kriegskosten, einige Städte, und 200,000 franz. Pfund in festgesezten Fristen.

So endigte sich dieser für beyde Theile unglückliche Krieg, und obgleich Philipp in solchem keine Lorbeeren gesammelt hatte, stellte er doch nach seiner Rückkehr, zu Paris ein Dankfest an, und gab der Kirche U. L. Fr, nebst hundert Francken jährlicher Einkünfte, zum Andencken der wider die Flandrer gewonnenen Schlacht eine Bildsäule, die ihn zu Pferde vorstellte. Uebrigens waren seine Schätze durch diesen Krieg so sehr erschöpft, und sein Credit, durch die Verfälschungen der Münze, die er aus Noth hatte vornehmen müssen, bey seinem Volke so gesuncken, daß er nur durch das gewaltsame, und höchst widerrechtliche Mittel, der Ausrottung des Tempelherrn-Ordens sich helfen zu können vermeinte.

Dieser berühmte Orden war im Jahr 1118 zu Jerusalem, in der Nähe des ehemaligen Tempels gestiftet worden, und seine Ritter hatten den Beruf, das heil. Land zu beschützen, daher sie sowohl, als Geistliche, durch milde Schenkungen grosse Reichthümer zusammen brachten, als auch durch das Glück der Waffen viel erbeuteten. Sie hielten die Regeln, und ganze Einrichtung ihres Ordens sehr geheim, unstreitig aber war ihre Verfassung der Staats-

Klug-

Klugheit zuwider, und den Königen gefährlich, da sie keinen unmittelbaren Obern, als den Pabst, und ihren Grosmeister erkannten.

Sie waren zu Philipps Zeit die Wechsler von ganz Europa, und seine Einkünfte, die der flandrische Krieg ihn gezwungen hatte, zu verpfänden, befanden sich in ihrer Gewalt. Ihr Stolz, und Uebermuth, die Folge ihrer unermeßlichen Reichthümer, hatten ihn beleidigt, und, da sich wegen der von ihm mehr als einmahl heruntergesezten Münze zu Paris ein Aufruhr erhob, argwohnte er, daß sie solchen, wo nicht erregt, doch unterhalten hätten. Dies ward der erste Grund von dem Entwurfe, den der König machte, den ganzen Orden aufzuheben, und den er mit grosser Standhaftigkeit ausführte.

Der Orden war damals, wegen ärgerlicher Lebensart, allgemein in bösem Rufe, und, ausser der Schwelgerey, ward seinen Gliedern auch Religions-Verläugnung schuld gegeben. Gewiß ists, daß sie von ihrer ehemaligen Strenge der Sitten sehr zurückgekommen waren, und lieber ihre grossen Einkünfte in wollüstiger Ruhe geniessen, als gegen die Ungläubigen fechten wollten. Man bezüchtigte sie heim-

licher Anhänglichkeit an Mahomeds Religion, und daß sie Palästina an die Sultane verkauft hätten; allein dies hieß ihnen wohl die gesunde Vernunft absprechen, daß sie einer Religion sollten entsagt haben, durch die allein ihr Orden bestehen konnte. Da sie alle von Stande, und in den Wissenschaften nicht ohne Kenntniß waren, so mochten wohl manche von dem Aberglauben der römischen Kirche, der damals sehr hoch getrieben war, frey gesprochen, und dadurch den Haß der Päbste wider sich erregt haben. Weil indeß der Orden noch immer als eine Schutzwehr wider die Ungläubigen galt, so übersahen die Päbste die Laster mancher einzeln Glieder desselben, sonderlich die Trunkenheit, die ihnen so gemein war, daß man damals zu sagen pflegte: Er säuft, wie ein Tempelherr.

Den nächsten Anlaß zu ihrer Verfolgung gaben zwey Verbrecher, die, von dem Grosmeister des Ordens, zu ewiger Gefangenschaft waren verurtheilt worden, nemlich der Prior des Ordens zu Montfaucon, und ein Florentiner, Noffodei. Diese beyden Bösewichter verlangten, daß man sie vor den König brächte, dem sie wichtige Geheimnisse zu entdecken hätten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß

sie selbst heimlich vom Könige darzu waren aufgemuntert worden, da dieser schon vorher die Aufhebung des Ordens beschlossen, und darüber mit dem Pabste, so wie mit andern Fürsten, in Unterhandlung getreten war.

Die beyden abtrünnigen Ritter wurden, wie sie verlangt, vor den König gebracht, dem sie geheime Greuel des Ordens entdeckten, die zu abscheulich sind, als daß sie in der Wahrheit gegründet seyn sollten. Nichts geringers, als eine gänzliche Verleugnung des Heilandes war es, was sie den Rittern schuld gaben, statt dessen sie sich, durch die abscheulichsten Gebräuche, dem Teufel weiheten.

Der Pabst konnte nur mit vieler Mühe zur strengern Untersuchung dieser Sache bewogen werden, und, da er sich endlich darzu entschloß, ward solche mit der grösten Verschwiegenheit angefangen. Er beschied die vornehmsten Ordensritter nach Frankreich, um mit ihnen, wegen eines neuen Creuzzugs, Rath zu pflegen. Philipp beschied zu gleicher Zeit alle seine Beamten durchs ganze Reich, sich auf einen bestimmten Tag, wohl gewafnet, bereit zu halten, und schickte ihnen versiegelte Befehle zu, die sie,

bey Lebensstrafe, nicht eher als am 13ten October 1307 in einer Stunde des Morgens eröfnen durften. Sie fanden darinn die gemessenste Anweisung, alle Tempelherrn in Verhaft zu nehmen, und vollzogen auch solche pünctlich. Selbst der Grosmeister des Ordens ward aufgehoben, und alle Güter der Tempelherrn eingezogen. Der König bezog sogleich den Pallast des Großmeisters, und ließ seinen Schatz, nebst dem Archiv, dahin bringen, machte auch sogleich, durch öffentlichen Ausruf, die Aufhebung des Ordens, in der Hauptstadt des Reichs bekannt.

Clemens kam nach Poitiers, um dem Verhör der gefangnen Ritter selbst beywohnen zu können, wollte auch anfangs nicht, daß der König das Richteramt über solche sich anmaßte, sondern that vielmehr nachdrückliche Vorstellungen dagegen. Doch der Vortheil, den beyde von dieser Untersuchung hofften, machte sie bald wieder einstimmig, und der König ließ selbst eine Anzahl gefangner Ritter nach Poitiers bringen, damit der Pabst sie verhören könne. Clemens that dies auch an 72 Rittern, und erstaunte über ihre Bekenntnisse der gröbsten Verbrechen, die dem Orden zur Last gelegt worden. Zu Paris wurden noch 140 durch bevollmächtigte Inquisitoren des Kö-

nigs

nigs verhört, und alle, bis auf drey, gestanden eben diese Verbrechen. Zu leugnen ists indeß nicht, daß diese Geständnisse den unglücklichen Rittern, durch die Folter, oder die Furcht vor solcher, auch durch alles Elend harter Gefängnisse waren abgedrungen worden.

Das Verhör des Grosmeisters, Jacob von Molay, und einiger der vornehmsten Bedienten des Ordens, behielt der Pabst sich selbst vor, und diese wurden zwar nicht durch Martern zu diesen schimpflichen Aussagen wider den Orden gezwungen, allein sie widerriefen auch in der Folge fast alle wieder, was ihnen die Furcht vor dem Tode vielleicht ausgepreßt hatte. Auch waren viele Ritter unerschrocken genug, ihre Unschuld, selbst unter der Marter, zu betheuern, und 59 derselben wurden im Jahr 1309 vor den Thoren von Paris verbrannt, die bis zulezt dabey beharrten, daß sie unschuldig wären, auch selbst durch Anerbietungen der Gnade nicht bewogen wurden, ihre Betheurungen zurück zu nehmen. In andern Gegenden Frankreichs bezeugten die Ritter, auf dem Scheiterhaufen, das nehmliche, so daß nicht ohne Grund vermuthet wird, ihr übergrosser Reichthum, und der Gebrauch, den sie davon gemacht, sey das vornehmste Verbrechen gewesen, was so vie-

le unglückliche Menschen mit dem schrecklichsten Tode büssen musten.

Der Pabst verlangte indeß, daß die Güter des aufgehobenen Ordens zu dem Endzweck, wozu sie waren verliehen worden, verwendet werden sollten, nehmlich zur Wieder-Eroberung des heil. Landes. Dies verrückte den Plan Philipps, und hätte fast neuen Streit zwischen beyden erregt; allein Clemens erklärte in einer Bulle, daß alles, was von ihm verordnet sey, dem König nicht nachtheilig seyn solle, und so blieb das gute Vernehmen zwischen ihnen.

Clemens ordnete im Jahr 1311 eine allgemeine Kirchen-Versammlung, zu Vienne, an, um dem Orden vollends den lezten Streich beyzubringen. Hier ward Bonifazens VIII. Gedächtniß förmlich von aller Beschuldigung, der Kezerey, Simonie, und andrer Verbrechen frey gesprochen, und zween Ritter aus Catalonien erboten sich gegen zween andre von Philipps Unterthanen zu fechten, die dasselbe antasten würden. Einen solchen öffentlichen Tadel seines ehemaligen Betragens gegen diesen Pabst würde ein Fürst von Philipps stolzem Geiste schwerlich

ertragen haben, wenn es nicht darum geschehen wäre, seinen Lieblingsplan, die Ausrottung der Tempelherrn, durchzusetzen. Auch willigte die Kirchen-Versammlung, wenigstens aus Furcht vor der Gegenwart des Königs, darein, daß dieser Orden, aus Vorsicht, und apostolischer Macht des Pabsts, aufgehoben seyn sollte.

Der Großmeister des Ordens, Jacob von Molay, und Guido, Bruder des Dauphins von Auvergne, waren bisher noch nicht verurtheilt worden; denn es hieß, sie hätten Bekenntnisse gethan, die sie vor allem Volke zu Paris wiederholen müßten, worauf sie zu lebenslangem Gefängniß sollten verdammet werden. Diesem zu folge erschienen sie, nebst zween der vornehmsten des Ordens, dem Groß-Visitator von Frankreich, und dem Groß-Prior von Guienne, als die größten Verbrecher mit Ketten beschwert, im J. 1314, auf einer vor der Kirche U. L. Fr. zu Paris errichteten Bühne. Ihre Bekenntnisse, die sie sollten gethan haben, wurden abgelesen, welches aber nichts anders war, als eine Bezeugung, durch die sie die Aussagen der Ritter wider ihren Orden bestätigten. Allein der Großmeister, und Guido, obgleich vor ihren Augen ein Schei-

terhaufen errichtet ward, widersprachen mit lauter Stimme allem, was wider den Orden von ihnen, oder andern Rittern böses ausgesagt sey, als offenbahren Unwahrheiten; erklärten dessen Unschuld, ausser, daß sie die gemeinen Schwachheiten der menschlichen Natur eingestanden, und bezeugten, wenn sie, oder ihre Mitbrüder etwas mehr bekannt hätten, so wär es aus Furcht vor der Folter geschehen, und erboten sich, für die Schuldlosigkeit des Ordens zu sterben.

Das Volk äusserte über diesen unerwarteten Auftritt das gröste Erstaunen, der König aber, der sein Ansehen, und das des Pabsts dadurch äusserst beschimpft sahe, ward durch diesen Widerruf der beyden Häupter des Ordens so aufgebracht, daß er sie noch an dem nemlichen Tage, bey einem langsamen Feuer, lebendig verbrennen ließ, ohne die Cardinäle, die im Namen des Pabsts bey diesem Auftritte zugegen gewesen, vorher zu fragen. Sie litten beyde diesen entsezlichen Tod mit eben dem Muthe, womit sie vorher alles widerrufen hatten, und der Großmeister, als er vom Rauche schon halb erstickt war, soll noch mit lauter Stimme den König, und den Pabst, als ungerechte Richter, vor Gottes Richterstuhl gefordert

dert haben, jenen in einem Jahre, diesen in vierzig Tagen. Beyde starben wenigstens innerhalb dieser Zeit, woraus vielleicht diese Erzählung entstanden ist; das Volk aber, das ihrer schrecklichen Hinrichtung beywohnte, bezeugte mit Thränen; sie stürben unschuldig, und sammlete ihre Asche, als heilige Ueberbleibsel. Die beyden andern wurden, weil sie stille geschwiegen, begnadigt, und nur zu lebenswierigem Gefängniß verdammt.

Es ist wohl kein Zweifel, daß die Anklage des Ordens auf sehr schwachem Grunde, nemlich, auf der Aussage zweener, Verbrecher beruhete, die, weil der Orden sie verurtheilt hatte, keinen Glauben verdienten. Auch baten 74 Ritter, die nicht angeklagt waren, bey der Kirchenversammlung um Erlaubniß, die Unschuld des Ordens vertheidigen zu dürfen; allein sie wurden, zur Schande für die öffentliche Gerechtigkeit abgewiesen, und die Schutzschriften, die sie doch heraus gaben, nicht geachtet. Der Pabst verurtheilte, zum offenbahren Beweise, daß er selbst von der Richtigkeit der wider den Orden gethanen Aussagen nicht überzeugt sey, ihn nicht auf der Kirchenversammlung zuerst, sondern nur in einer Versammlung der Cardinäle, obwohl er hernach, durch

durch das Ansehen des Königs, diesen bereits vorhin gefaßten Entschluß, daß der Orden durch die ganze Christenheit aufgehoben seyn solle, vom Concilio bekräftigen ließ.

Ihre Güter wurden den Rittern von Rhodus, den Maltesern, wie sie iezt heissen, zugesprochen. In Arragonien sezten die Ritter den ihnen zugefügten Beleidigungen öffentliche Gewalt entgegen, wurden aber zulezt doch bezwungen. Einen Theil des ihnen abgenommenen Raubes gaben die Könige von Castilien, und Arragon, den Rittern von Calavatra; das beste aber behielten sie selbst; in Deutschland erhielten die deutschen Ritter einen Theil ihrer Güter; das beträchtlichste aber kam an den Pabst, und an den König Philipp IV. In der Nachgier dieses Königs ist wohl der Hauptgrund der Aufhebung des Ordens zu suchen, denn er hielt sie im Verdacht, daß sie seinen Feind Bonifaz VIII. mit Gelde unterstützt, und den Aufruhr, den die Pariser im Jahr 1306, wegen der geringhaltigen Müntze erregten, unterhalten hätten.

Die grausame Strenge Philipps gegen die Tempelherrn, und seine willkürlichen Auflagen auf seine Unterthanen, erregten allgemeines Mißvergnügen. Er wagte

es deswegen nicht, sich mit Gewalt wegen gewisser Beleidigungen Recht zu schaffen, die in den Gränzplätzen seinen Befehlshabern von den Engländern wiederfuhren. Sein Schwager, Eduard II. stand gegen seine Baronen in gleichem Verhältnisse, auch sein Ansehen war so gesuncken, daß beyde Könige, weil sie sich auf die Unterstützung ihrer Grossen nicht verlassen konnten, dahin überein kamen, keine zwischen ihnen obschwebende Streitigkeit der Entscheidung der Waffen zu überlassen. Dies geschah bey einer Zusammenkunft beyder Könige zu Poißy, worauf diese nach Paris sich zusammen begaben, und daselbst, unter prächtigen Feyerlichkeiten, alles Vorgegangene gegenseitig zu vergessen verabredeten. Philipp schlug bey diesen Lustbarkeiten seine drey Prinzen, wie auch den Herzog Hugo von Burgund, und andere Grossen zu Rittern. Er selbst nahm auch, nebst seinem Schwager, das Creuz von dem Cardinal von Freauville an, wozu er sich schon auf der Versammlung in Guienne gegen den Pabst verbindlich gemacht hatte, allein der Zug selbst erfolgte nie.

Philipp zog wenigstens den Vortheil davon, daß der Friede zwischen England, und Frankreich dadurch befestigt ward, der ihm um so viel nothwendiger war, weil er sei-

seinen liebsten Entwurf, Flandern an seine Krone zu knüpfen, wieder vornahm. Er beschuldigte den Grafen Robert, dem Vergleiche nicht nachgekommen zu seyn, der zwischen ihm, und Frankreich getroffen war, und ließ ihn deswegen, nebst seinem Sohne Ludwig Grafen von Rethel, im J. 1311 nach Paris fordern. Graf Robert rechtfertigte sich, und gieng ungehindert nach Flandern zurück, sein Sohn aber ward geheimer Ränke wegen, die er wider Frankreich sollte unternommen haben, eingezogen, entkam indeß doch, und erreichte Flandern wieder.

Eigentlich war es die Arglist des vornehmsten französischen Ministers, die den Vorwand zu diesen Mishelligkeiten hergab; denn dieser hatte den Grafen von Flandern dahin gebracht, daß er in die gänzliche Abtretung verschiedner festen Plätze an Philippen willigte, indem er seinen König dahin zu vermögen versprach, daß er sie ihm nach einiger Zeit wieder gäbe, und den Rest der Summe, für die sie verpfändet waren, erliesse. Da solches aber nicht geschahe, kam Robert aus Unwillen nicht zu der Versammlung, die im Jahr 1313, wegen des Creuzzuges zu Paris gehalten wurde. Hierüber ward Philipp aufgebracht, und legte die Sache zwischen ihm,

und Roberten seinem Parlemente vor, welches damals in grossem Rufe der strengsten Gerechtigkeitspflege stand. Dieses lud Roberten, sich in Person vor ihm zu stellen; allein der Graf kam nicht selbst, sondern schickte nur einige Gevollmächtigte, die seine Sache führen sollten. Hiermit war indeß der König gar nicht zufrieden, sondern betrieb seine Klage so eyfrig, daß er noch in eben diesem Jahre einen Ausspruch des Parlaments erhielt, der alle Güter des Grafen, als verfallne Lehne, der Krone zusprach.

Jedermann, selbst in Frankreich, hielt diesen Ausspruch für hart, wo nicht ungerecht; auch vermittelte sich der Pabst durch den Cardinal Gosselin, seinen Legaten, für den Grafen, allein Philipp, der seinen Sinn fest auf die Eroberung von Flandern gesezt hatte, war abgeneigt, hierüber Vorschläge anzuhören, und verlangte, daß der Graf nicht allein ihm aufs neue huldigen, sondern auch die Befestigungen aller haltbaren Plätze in Flandern niederreissen sollte.

Diese Forderung fand Robert unerträglich, und verließ Arras mit dem Entschluß, das äusserste abzuwarten. Er sezte sich möglichst in Stand, seine eigene, und Flanderns Freyheit vertheidigen zu können.

nen. Die Franzosen rückten an die Gränzen des Landes, als sie aber alles, zur muthigen Gegenwehr, bereit fanden, sank ihnen selbst der Muth, und es kam durch den Legaten des Pabsts zu einem jährigen Stillstande. Da dieser abgelaufen, muste ein neues Heer, unter Anführung der Brüder, und Söhne Philipps, gegen Flandern anrücken. Allein es fiengen sich neue Unterhandlungen an, und Philipp, der sich schon des Besitzes von Flandern sicher gehalten hatte, fing jezt an zu mercken, daß dieses kriegerische Unternehmen seinen mächtigen Vasallen nicht gefiel, und daß sein Parlement sowohl, als die übrigen Unterthanen, mit den Bedrückungen höchst unzufrieden waren, die des Kriegs wegen von seinen Ministern ausgeübt wurden. Er fand, daß er ein Heer aufgebracht hatte, was er nicht bezahlen konnte, und muste daher die Hand zu einem Vergleiche bieten, den der Graf ihm vorschlug. Dieser versprach, zu einer bestimmten Zeit nach Paris zu kommen, und trat indeß dem Könige Courtray ab. Allein, die Flandrer jagten den französischen Befehlshaber im Jahr 1314 von Courtray wieder fort, und die Franzosen giengen, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder zurück.

Dies war, wegen des immer höher steigenden Mißvergnügens aller Stände mit der Regierung, nothwendig,

wendig, indem ein allgemeiner Aufstand zu besorgen gewesen wäre, wenn der Krieg gegen Flandern nicht aufgehört hätte. Es entstanden schon in einigen Provinzen Verbindungen wider den Hof, wegen der unerhörten Auflagen auf alles, was verkauft ward, denn von jedem Livre des Werths der Sache musten beyde, der Verkäufer sowohl, als Käufer, sechs Denarien zusammen entrichten. Der König, wider den sich der Adel an verschiednen Orten bereits verband, sah sich genöthigt, die Schuld davon auf seine Minister zu schieben, und befahl, diese neue Auflage nicht einzutreiben.

Noch empfindlicher aber musten für den König die häußlichen Vorfälle seyn, welche sich um diese Zeit zu jenen öffentlichen Gährungen im Reiche gesellten. Die drey Gemahlinnen seiner Söhne gaben durch ihr freyes Betragen zu vielem Argwohne, daß sie ihren Männern untreu wären, Anlaß, so daß der König eine nähere Untersuchung deßhalb verfügen muste. Johanna, die Gemahlin des zweyten Prinzen Philipps, ward unschuldig befunden, die beyden andern aber wurden eines strafbaren Umgangs mit zween Höflingen ihrer Gemahle, der schon geraume Zeit gewährt hatte, überführt. Es waren

zwey Brüder, Philipp und Walther von Launay, aus der Normandie. Die Königin von Navarra, Ludwigs Gemahlin, und Blanka, die Gemahlin Carls, Grafen von la Marche, wurden zu ewigem Gefängnisse verurtheilt; allein Ludwig war mit diesem Urtheile noch nicht zufrieden, sondern ließ seine Gemahlinn im Jahr 1315 im Gefängniß erdrosseln. Die beyden Liebhaber wurden auf eine unmenschlich strenge Art hingerichtet, denn man zog ihnen öffentlich die Haut ab, und hieng sie alsdenn an Galgen, auch viel andre, so um diese Sache gewußt hatten, musten mit dem Leben dafür büssen. Blanka blieb sieben Jahre eine Gefangene, ward hernach von ihrem Gemahle förmlich geschieden, und beschloß, als Nonne, unter strengen Bußübungen, ihr unglückliches Leben.

So viele öffentliche, und häußliche Unfälle schlugen den Muth Philipps IV. völlig nieder; er fiel in eine langwierige Auszehrung, die am Ende des Jahres 1315 seinen Tod im 47sten Jahre seines Alters, und im 30sten seiner Regierung nach sich zog. Er hinterließ sein Reich in grosser Unordnung, denn sein Geiz, und die daraus entspringenden Bedrükkungen der Unterthanen, überwogen seine guten Ei-

gen-

enschaften, an denen er sonst so arm eben nicht war. Man rühmt z. B. seine Mäßigkeit, und Entfernung von Prachtliebe, auch sezte er die öffentliche Rechtspflege auf einen so festen Fuß, daß sein Parlement dadurch in grossen Ruf, der Ordnung, und strengen Gerechtigkeit kam.

Seine drey Söhne, Ludwig, Philipp, und Carl, sind ihm alle, nach der Reihe, auf dem Throne gefolgt; von seinen drey Töchtern war nur die zweyte, Isabelle, mit Eduard II. von England vermählt, die beyden andern Margarethe und Blanche starben unversorgt.

Die Gelehrsamkeit gewann unter Philipps Regierung, wenigstens durch die von ihm im Jahr 1305 gestiftete Universität Orleans, und einige, nach seinem Beyspiele, bey der zu Paris, gestiftete öffentliche Collegien, die noch heutiges Tages vorhanden sind.

# Drey und zwanzigste Vorlesung.

## Ludwigs X. Hutin genannt, Regierungs-Geschichte.

Ludwig übernahm die Regierung, da er ohngefähr 25 Jahr alt war, unter sehr traurigen Umständen; denn das Volk war verarmt, und misvergnügt, die Grossen des Reichs, durch die drückenden Auflagen bis zur Verzweiflung gebracht, und die Schazkammer so erschöpft, daß die Kosten der Krönung des neuen Königs nicht sogleich daraus bestritten werden konnte, und solche daher auf einige Zeit verschoben bleiben muste. Ueberdem wollte der König mit seiner neuen Gemahlin Clementia, Tochter des ungarischen Königs Carl, zugleich gekrönt werden. Hierzu kam die Besorgniß eines Aufstands, der diese Feyerlichkeit stöhren könnte, da bereits in einigen Provinzen gefährliche Bewegungen sich äusserten, und der Adel die am Ende der vorigen Regierung getroffnen Verbindungen, seine Vorrechte wieder zu erlangen, zu erneuern schien.

Carl von Valois, der liebste Bruder Philipps IV. war in den Angelegenheiten des Reichs viel zu erfahren, als daß er nicht auch unter seinem Neffen den mächtigen Einfluß hätte behaupten können, den er unter dessen Vater in die Regierung gehabt hatte. Er war auch jezt nach Champagne, Bourgogne, und Vermandois abgeschickt, und es gelang ihm, den unruhigen Adel durch das Versprechen zu besänftigen, daß sein Neffe die Vorrechte desselben, die unter der vorigen Regierung wären verlezt worden, vollkommen wieder herstellen werde. Hierauf ward der König zu Rheims in aller Ruhe gekrönt, und gesalbt.

Noch vor dieser Feyerlichkeit aber machte sich Carl von Valois einer Gewaltthat schuldig, die sein Andenken mit Schande brandmarkt. Der vornehmste Minister Philipps Enguerrand von Marigny, war noch immer am Staatsruder, und hatte sich nicht allein den Haß des Adels, so wie des Volks zugezogen, weil man ihn für den Urheber der harten Auflagen hielt, die das Land drückten, sondern Carl von Valois war auch wegen eines besondern Streits, sein unversöhnlicher Feind. Jezt glaubte er diesen ihm verhaßten Minister stürzen zu können, der unter Philipps Regierung einst einen Proceß zum Nachtheil

eines seiner Günstlinge entschieden hatte. Eine Frage, die der junge König im Staatsrathe an Marigny that: Wo denn die Summen geblieben wären, die in den königlichen Schatz gekommen wären? gab ihm hierzu Gelegenheit. Der Graf von Valois forderte den Minister auf, augenblicklich darüber seine Rechnung abzulegen, und dieser antwortete mit kaltem Stolze: Sie wäre leichter zu machen, als man vielleicht dächte; denn sie bestünde nur aus zwey Puncten; der gröste Theil der Gelder wäre nemlich in die Hände des Grafen selber geflossen, und mit dem übrigen die Schulden des vorigen Königs, auf dessen Befehl, getilgt worden. Diese freymüthige Antwort, die durch ihre Wahrheit vielleicht Carls Seele am empfindlichsten traf, ahndete der Prinz auf der Stelle dadurch, daß er den Minister Lügen strafte, und da dieser, der von leicht aufzubringender Gemüthsart war, sich so sehr vergaß, daß er den Vorwurf sogleich dem Prinzen zurückschob, gerieth solcher in so schreckliche Wuth, daß er in Gegenwart des Königs den Degen zog, und es würde ohnfehlbar ein Zweykampf erfolgt seyn, wenn nicht die übrigen Räthe dazwischen getreten wären, Marigny aber sich sogleich entfernt hätte.

Carl trieb indeß seine Rache so weit, daß er den König überreden ließ, er könne den Unwillen aller Stände nicht anders besänftigen, als wenn er den allgemein gehaßten Marigny der Wuth des Volks preiß gäbe. Dieser, der, seiner Unschuld sich bewußt, noch immer zum Könige gieng, ward also gefangen genommen, und mit ihm zugleich sein vertrautester Freund, Rudolf von Preles, der geschickteste Sachwalter, damit er niemanden hätte, der ihn vertheidigte. Man forderte jeden öffentlich auf, der irgend eine Klage gegen ihn anzubringen hätte, allein es erschien keiner. Viele seiner Anhänger, und Gehülfen wurden sogar auf die Folter geworfen, um nur Beschuldigungen gegen ihn auszufinden; allein keiner gestand etwas, was man wider ihn gebrauchen konnte. Man stellte einen Sachwalter gegen ihn auf, der alles, was der Graf von Valois ihm angab, in einer öffentlichen Klage gegen ihn vortragen muste, und dem Beklagten ward, gegen alle Billigkeit, nicht erlaubt, darauf antworten zu dürfen, so unstatthaft, und lächerlich diese Klagen auch waren. Umsonst baten seine Brüder, zwey angesehene Bischöffe, den König, daß man ihm einen Vertheidiger von seinem Stande gewähren möchte; der König erkannte, wie billig dies sey, aber

er hatte den Muth nicht, sich dem unversöhnlichen alten Grafen zu widersetzen.

Weil man indeß den gefangnen Marigny keiner Betrügerey überführen konnte, nahm der Graf endlich seine Zuflucht zu der Beschuldigung: seine Gemahlinn, und Schwester hätten, mit Hülfe eines Zauberers, den König, ihn, den Grafen, und andre Vornehme aus dem Wege räumen wollen, darzu aber sich gewisser Wachsbilder bedient, um ihren Tod durch die schwarze Kunst zu bewürken. Man zeigte dem König diese Bilder, und, da der vermeinte Zauberer sich im Gefängniß erhängte, so brauchte man dies als einen Beweiß wider ihn, und seine Frau ward als mitschuldig verbrannt. Der König, der alles anwandte, dem Marigny, von dessen Unschuld er überzeugt war, das Leben zu retten, wurde endlich durch den Aberglauben seiner Zeit dahin vermocht, daß er ihn der Wuth seines Todfeindes überließ. Er ward also, auf die gesezwidrigste Art, durch einige Baronen, zu Vincennes, der ihm schuld gegebnen Verbrechen überwiesen erklärt, und, ohne gehört zu werden, zum Strange verurtheilt, auch dies ungerechte Urtheil noch vor Tages Anbruch an ihm vollzogen. Um den Schimpf

aufs

aufs höchste zu treiben, ließ man ihn an einen besonders hohen Galgen zu Montfaucon hängen, den er selbst, nicht weit von Paris, zur Bestrafung vorzüglicher Verbrecher hatte bauen lassen.

Das Volk äusserte sein Mißfallen über diese ungerechte Handlung, und verwünschte Carln von Valois, als seinen Mörder, und den Urheber alles Unheils im Staate. Auch den König selbst ergriff sehr bald die quälendste Reue, daß er einen so rechtschafnen Diener dem Hasse seines Oheims aufgeopfert hatte, und er sezte, in seinem lezten Willen, Marignys Kindern 10000 Livres aus: wegen des grossen Unheils, das sie, durch die Verurtheilung ihres Vaters, getroffen hätte. Noch mehr aber rechtfertigte diesen die Reue, von welcher sein Verfolger, der Graf, gequält ward; denn da ein Schlagfluß eine Seite seines Körpers traf, sah er dies Unglück als eine Strafe seiner Ungerechtigkeit an, und ließ den Leichnam Marignys mit vieler Feyerlichkeit in der Familiengruft beysetzen, die dieser in einem Flecken der Normandie, der ihm zugehörte, für sich hatte erbauen lassen. Er trug alle Kosten des Leichenbegängnisses, und da sein Uebel dadurch noch nicht gemindert ward, ließ er eine ansehnliche Summe Geld unter die Ar-

men zu Paris austheilen, wobey jedem gesagt ward: sie sollten Gott für den Herrn von Marigny, und für den Grafen von Valois bitten. Dies war gewiß die höchste Genugthuung, die dem Andencken des unglücklichen Ministers wiederfahren konnte, so wie sein Verfolger dadurch seinen Namen mit ewiger Schande brandmarkte.

Bisher hatte Ludwig die empörten Geister seiner Unterthanen zu besänftigen gesucht; nun wollte er sich ihnen als Eroberer zeigen, indem er Flandern bezwänge, was sein Vater, troz aller angewandten Mühe, nicht hatte unterjochen können. Die Flandrer gaben ihm dazu einen dienlichen Vorwand; denn sie empörten sich selbst, weil sie die Veränderung der Regierung als einen für sie günstigen Zeitpunct ansahen. Nur war die gröste Schwierigkeit darinn, wie das Geld zu diesem Zuge aufzubringen sey, da die Schatzkammer erschöpft, und die Vasallen der Krone nur zu gewissen Kriegsdiensten, auf bestimmte Zeit, verpflichtet waren. Ludwig konnte nur zu seinen allerdings beträchtlichen Cammergütern in dieser Verlegenheit Zuflucht nehmen; allein seine Pächter weigerten sich seine eigenmächtigen Geldforderungen zu erfüllen, und schüzten sich durch die Gesetze, die sie von dieser

Schul-

Schuldigkeit freysprächen. Marigny, der, nach dem Urtheile der besten Geschichtschreiber, zwar ein ehrlicher, aber dabey kühner, unternehmender Mann war, hatte sich an alle diese Rechtsausflüchte nicht gekehrt, sondern sich der königlichen Beamten bedient, um mit Gewalt von den Edelleuten, und Unterpächtern alles, was er nur verlangte, einzutreiben. Allein ob er gleich auf die Art Gewalt brauchte, hatte er doch immer eine Entschuldigung bey der Hand. Bald gab er vor, er borgte das Geld bloß, das er erhob; zu andrer Zeit verkaufte er den Leibeigenen eine Befreyung von gewissen Diensten, welche diese Unterpächter der königlichen Güter zu Hause, und im Felde leisten musten. Dies nannte er ihnen ihre Freyheit verkaufen, wie sie denn würklich, ohne ihrer Herren Bewilligung, nichts wichtiges vornehmen durften. Oft zwang er auch die Geistlichkeit, ihm den zehnten von ihren Einkünften zu zahlen.

Alle diese das Land drückenden Grundsätze wurden jezt auch wieder befolgt, und auf die Weise ein Heer aufgebracht, mit welchem Ludwig im J. 1315 in Flandern einfiel. Allein der Himmel schien diesmal selbst für die Flandrer zu streiten, die, wie sie selbst fürchteten, diesmal von Frankreich würden seyn bezwun-

zwungen worden, wenn nicht die Witterung ihnen besonders zu statten gekommen wäre. Denn der König ward durch anhaltende heftige Regengüsse gehindert, etwas zu unternehmen; er belagerte zwar Courtray, muste aber schimpflich wieder abziehen, alles Kriegsgeräthe, und eignes Gepäcke zurück lassen, und froh seyn, daß er noch zeitig genug entkam, ehe die Flandrer ihn einschliessen konnten.

Der König fand, da er zurückkam, das Mißvergnügen des Volks vermehrt, seinen Schatz aber leer, und nur eine Menge Bittschriften, die ihn um Ausübung der Gerechtigkeit ersuchten. Die Cronvasallen waren der beständigen Eingriffe in ihre Rechte überdrüssig, und dachten auf Mittel, sich dagegen zu verwahren. Der König versprach ihnen, seine Gewalt wenigstens nicht zu erweitern, auch die Münze auf dem vorigen Fuß zu lassen. Er gab auch, nach dem Beyspiele Kayser Friedrich II. eine Verordnung, daß der Landmann unter keinerley Vorwande in seiner Arbeit gehemmt werden solle.

Ludwig starb in der Mitte des Jahres 1316 an einer Erkältung, nachdem er nur anderthalb Jahr regiert hatte. Er scheint von guten Gesinnungen, ob-

wohl schwach am Geiste, gewesen zu seyn; in seinem letzten Willen sezte er eine ansehnliche Summe zur Erziehung von 100 Schülern auf 10 Jahre, und eine andre zur Ausstattung armer Mädchen fest, noch eine grössere aber zur Eroberung des heil. Landes, die besser hätte verwendet werden können. Sein Oheim, Carl von Valois, regierte ihn gänzlich, und jezt, da der Tod des Königs so schnell erfolgte, zog dieser seine Parthey zusammen, zu welcher auch Philipps, und des verstorbnen Königs Bruder, Carl von la Marche trat, und bemächtigte sich des Louvre.

Jezt, da die Thronfolge, sowohl, als das Reichsverweser-Amt zweifelhaft war, wem beyde zu Theil werden möchten, empfand man in Frankreich, wie zuträglich für die öffentliche Ruhe das Parlement zu Paris, und dessen Besetzung mit Rechtsgelehrten sey. Denn der König ließ nur eine Tochter von seiner ersten Gemahlin nach, die Johanne hieß, und von ihrer Großmutter, am Hofe ihres Oheims Otto, Herzogs von Burgund, erzogen ward. Seine zweyte Gemahlin, Clementia, war, zur Zeit seines Absterbens, schwanger, ihr Schmerz über seinen Tod war aber so groß, daß er der Frucht schadete, die sie trug, indem der Prinz, von dem sie in der Folge entbunden ward, nur wenig Tage lebte.

Phi-

Philipp, Graf von Poitiers, des verstorbnen Königs ältester Bruder, war eben damals zu Lyon mit der Wahl eines neuen Papsts beschäftigt, da Clemens V. schon im Jahr 1314 gestorben war. Der Connetable von Chatillon, und der Graf von Evreux, Carls von Valois Bruder, nahmen indeß seinen Vortheil wahr, und zwangen Carln, das Louvre an sie zu übergeben, seine Ansprüche auf die Reichsverweser-Stelle aber der Entscheidung des Parlements zu überlassen. Dies sprach Philippen, der nun nach Paris geeilt war, diese Stelle, im Fall die Königin einen Prinzen erhielte, auf 18 Jahre zu; woferne sie aber von einer Prinzeßin entbunden würde, sollte diese, nebst ihrer ältern Schwester das Königreich Navarra, nebst Champagne, und Brie erben. Keine von beyden sollte sich ohne den Willen des Staatsverwesers vermählen, diesem aber, nach dem salischen Gesetze, die Krone von Frankreich zufallen.

Zwar behaupteten Carl von Valois, und der Graf de la Marche, welcher der zweyte Prinz vom Geblüte war, nebst dem Grafen von Evreux, und Herzoge von Burgund, die Krone müsse als ein Lehn betrachtet werden, das seinen Erben, männlichen, oder

oder weiblichen, bis auf den lezten Besitzer zufiele. In diesem Falle würde Johanna, Ludwigs Tochter erster Ehe, Königin geworden seyn; allein durch einen Vergleich beyder Partheyen behielt der Ausspruch des salischen Gesetzes die Oberhand.

Es entstand bald darauf ein Krieg zwischen dem Staatsverweser, und Roberten, Grafen von Artois, über diese Grafschaft, die, nach des Regenten Meynung, der Gräfinn Mathilde, seiner Schwiegermutter, zukam. Es gelang diesem auch, den Grafen, durch die Furcht vor seiner Macht, zu zwingen, daß er sich zum Gefangnen ergab, und seine Ansprüche der Entscheidung des Parlements unterwarf. Dies entschied zum Vortheil der Gräfinn Mathilde, und so galt das salische Gesez für den Grafen Robert von Artois nicht, welches doch in Absicht auf die Thronfolge von Frankreich bestehen sollte. Robert, dem man zu einiger Vergütigung, Johanna, die älteste Tochter des Grafen von Valois, vermählte, schien sich vor jezt dabey zu beruhigen, nach einigen Jahren aber brach dieser Zwist von neuem aus, und ward die Ursach zum Kriege zwischen Frankreich, und England, der fast 120 Jahr dauerte.

Kaum

Kaum war der Regent von seinem Zuge nach Artois zurück, als die Erwartung des Reichs, durch der Königin Entbindung von einem Prinzen, Johann I. genannt, erfüllet schien. Allein dieser Prinz lebte nur 10 oder 12 Tage, und so kam die Krone, seit Hugo Capets Zeiten, jezt zum erstenmale auf die Seitenlinie, von dem Neffen auf den Oheim, die bißher in 13 Königen, absteigend vom Vater auf den Sohn, war fortgeerbt worden.

## Vier und zwanzigste Vorlesung.

### Philipps V. der lange genannt, Regierungs-Geschichte.

So gemäß dem salischen Gesetz Philipps V. Recht zum Throne auch war, machte ihm doch Otto von Burgund, und dessen Mutter solches streitig, indem beyde behaupteten, die Rechte der Prinzeßin Johanne, einer Tochter Ludwigs X. auf Frankreich und Navarra müsten zuvor untersucht werden, ehe der Graf von Poitiers gekrönt werden könne. Von die-

ser Parthey waren viele Grossen des Reichs, selbst der Graf von Valois, heimlich, und des jungen Königs eigner Bruder, Graf von la Marche, schien, seinem eignen Vortheile zuwider, die Zahl der Mißvergnügten vergrössern zu wollen, denn er reißte eilig von Rheims ab, ohne der Krönung beyzuwohnen. Doch trat er bald der Entscheidung des salischen Gesetzes bey, welches ihm selbst Aussicht auf die Krone gab.

Bey der Krönung hielt die Gräfin von Artois, des Königs Schwiegermutter, so wie die andern Pairs, die Krone über seinem Haupte, wie sie denn auch im Parlemente sogar Sitz nahm, so viel Aufsehn auch diese Sonderlichkeit verursachte.

Der junge König äusserte bey diesem Schritte, viele Mässigung, denn er berief, um jeden Zweifel, wegen seines Rechts zur Krone hinwegzuräumen, die Stände des Reichs nach Paris, die ihm auch feyerlich dies Recht bestätigten, und zugleich seinem Sohne Ludwig Treue schwuren, der aber bald hernach in einem Alter von sieben Monat starb. Das alte Herkommen, nach welchem die Prinzeßinnen vom Throne Frankreichs ausgeschlossen blieben, ward, in dieser Versammlung, aufs neue bestätigt.

Der Herzog von Burgund, Otto, dessen Vortheil es vornehmlich war, das Recht Philipps V. auf die Krone streitig zu erhalten, ward durch einen Vergleich gewonnen, denn der König vermählte ihm seine älteste Tochter, Johanne, welcher die Grafschaft Burgund, als das Erbe ihrer Mutter, verliehen ward. Dafür entsagte Otto, im Namen der unmündigen Prinzeßin Johanne, deren vermeinten Rechten auf Frankreich, und Navarra, wie auch Champagne, und Brie, doch solte sie in die lezteren zurücktreten, wenn Philipp V. ohne Erben stürbe. Sie ward, obwohl sie erst sechs Jahr zählte, dem Sohne des Grafen von Evreux, Philipp, verlobt, blieb aber, bis zur Volljährigkeit, unter der Aufsicht der Königinn Maria, der Großmutter ihres künftigen Gemahls.

Durch diesen Vergleich war nun aller Widerstand der Parthey des Burgundischen Hauses aus dem Wege geräumt, und nun ließ der neue König sichs vor allem angelegen seyn, die Beschwerden seiner Unterthanen zu untersuchen. Es war den Vasallen der Krone zwar noch immer sehr zuwider, daß das königliche Ansehen wuchs, indem sie dadurch gehindert wurden, eigenmächtig über ihre Unterthanen

en zu herrschen. Allein Philipp gab seinen Gevollmächtigten Anweisung, zu erklären: er würde nicht leiden, daß irgend ein Pair, oder Prälat des Reichs seine Unterthanen drückte, und daher die aufs schärfste strafen, die sich seinen Beamten, bey Ausübung ihrer Pflicht, gewaltsam widersezten. Hierdurch, daß er unparteyische Gerechtigkeit zum Grundgesez seiner Regierung machte, gewann er die Liebe seines Volks so sehr, daß ihn dies in allen seinen Maaßregeln, die öffentliche Ruhe zu erhalten, aufs stärkste unterstüzte, und die Tyranney der mächtigen Kron-Vasallen ward mit glücklichem Erfolge eingeschränkt.

Philipp vermählte seine zweyte Prinzeßinn Margarethe mit dem Enkel des Grafen von Flandern, Ludwig von Creci, obgleich demselben schon eine Tochter des Grafen von Valois verlobt gewesen, und der Tag zur Verbindung schon bestimmt war. Dies war ein wichtiger Vortheil für Flandern, denn dadurch kam nicht allein Artois mit der Zeit wieder an den Grafen, sondern auch der Friede zwischen Frankreich, und diesem Lande ward nunmehr erleichtert. Es war seit dem Jahre 1318 ein Stillstand zwischen beyden Ländern zu

Stande gekommen, und da dieser im J. 1320 zu Ende gehen sollte, drangen die Einwohner von Gent in ihren Grafen, mit Philippen Friede zu machen, indem sie sich erklärten, daß sie den beschwornen Stillstand nicht brechen würden. Durch den Cardinal Gosselin kam denn auch dieser Friede zu Stande, worinn Lille, Douay, und Orchies an Frankreich abgetreten, dem Enkel des Grafen aber, mit Ausschließung seines Vater-Bruders, die Regierung von Flandern versichert ward.

Weil Frankreich jezt, wenigstens äusserlich, der Ruhe genoß, wollte Philipp V. sein vormahls gethanes Gelübde erfüllen, und einen Creuzzug vornehmen; eben dies wollte auch sein Schwager Eduard II. thun, aber der Pabst widerrieth es beyden, wegen der schweren Kosten, die solches erfordern würde. Es ward daher bis auf einen bequemern Zeitpunct verschoben; allein daraus entstand eine Unruh im Reiche, die der ähnlich war, welche sich 70 Jahre vorher, unter Ludwig IX. erhoben hatte. Denn es rottete sich ein Haufen Schwärmer zusammen, die von dem Wahne geleitet wurden, die Befreyung von Palästina sey Leuten vom geringsten Stande aufbehalten, zog ohne Waffen, und Lebensmittel aus einer Provinz in die andre, zuerst still,

und

und ohne Unordnung zu begehen. Bald aber nahmen diese Hirten, wie sie sich nannten, die Sitten der Bösewichter an, die sich zu ihnen gesellten, raubten, und mordeten, erbrachen auch sogar ein öffentliches Gefängniß in Paris, so daß die königlichen Beamten sie zulezt durch Gewalt einschränken mußten, bis sich die ganze Rotte zerstreuete.

Die saracenischen Fürsten, sonderlich die Könige von Tunis, und Granada, besorgten, des Verzögerns ohngeachtet, den der Mangel in Frankreich nothwendig machte, daß der Creuzzug zu Stande kommen möchte, und suchten solchen auf alle Weise zu hintertreiben. Sie bedienten sich hierzu der Juden, die einen unversöhnlichen Haß gegen die französische Regierung hegten, und suchten durch deren Anstiften die Brunnen, und Quellen im ganzen Reiche, zu vergiften. Diese munterten die Aussäzigen, deren eine grosse Anzahl im Lande war, die aber in Hospitälern von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert gehalten wurden, auf, diesen teuflischen Anschlag auszuführen, denn sie stellten ihnen vor, daß dadurch der Aussaz allgemein werden, und sie dadurch wieder zur Gemeinschaft mit ihren Verwandten gelangen würden. Dies geschah sonderlich in Guienne,

 und

und Poitou mit so vielem Erfolg, daß Frankreich dadurch gar merklich entvölkert ward. Man entdeckte die Sache bald, brachte die Aussäzigen zum Geständniß, und verdammte sie zum Feuer. Ein ähnliches Schicksal traf die Juden, die an einigen Orten ohne Unterschied verbrannt wurden.

Um diese Zeit schickte der König, Carls von Valois Sohn, Philipp, zur Hülfe des Papsts, mit einem Heere nach Italien. Allein dieser glaubte sich nicht stark genug, mit dem Visconte, des Papsts Gegner, zu fechten, verglich sich daher in der Güte mit ihm, und kehrte mit seinem Heere gerad in der Zeit nach Frankreich zurück, da das Volk, das äusserst wider die Juden erbittert war, sie fast in allen Gegenden des Reichs verbrannte, und ermordete. Es ist überall zweifelhaft, ob nicht die mancherley Beschuldigungen gegen die Juden aus dem Hasse der Nation, wegen der Zurückberufung derselben in das Reich, entstanden, und dies Volk an den greulichen Verbrechen, die man ihm zur Last legte, ganz unschuldig gewesen seyn mag.

Es war ein löbliches Unternehmen Philipps V. daß in seinem Lande einerley Münze, so wie einer-

en Maaß, und Gewicht sollte eingeführt werden; es gelang ihm aber nicht, solches durchzusetzen. Viele seiner Vasallen, deren Güter seiner Krone nicht gehörten, übten, nebst andern Rechten, die sich mit seiner Oberherrschaft nicht vertrugen, auch das, Geld auszumünzen, und in seinem eignen Gebiete führte jeder sein besonderes Maaß, und Gewicht, so wie seinen eigenen Münzfuß, woraus im Verkehr grosse Unordnung entstand. Diese Beschwerden zu untersuchen, und abzuschaffen gab Philipp sich alle Mühe, und kaufte einigen seiner Vasallen ihr Münz-Recht ab. Er ließ die Münz-Stempel untersuchen, deren sich seine Baronen bedienten, und, bis auf weitere Verordnung, das Münzen untersagen: selbst den König von England traf, als Herzogen von Guienne, dies Verbot. Allein nur wenige Vasallen liessen sich willig finden, zu den patriotischen Absichten des Königs die Hände zu biethen; die meisten widersezten sich so heftig, daß Philipp nicht im Stande war, sein Vorhaben auszuführen. Man ließ zu dem Ende ein Gerücht laufen, der König wolle den fünften Theil von allen Gütern seiner Unterthanen erheben, um ihn zur Schadloßhaltung seiner Lehnsleute, in Absicht des Münz-Vorrechts, anzuwenden, und Philipp verlohr hierdurch

 alle

alle Liebe seines Volks, deren er doch, um seiner guten Gesinnungen für sein Land wegen, so sehr werth war. Sonderlich wurden seine Prälaten die eyfrigsten Gegner seiner gemeinnützigen Anschläge, denn er hielt sie an, in ihren Kirchsprengeln zu wohnen, und nahm ihnen, wenn sie solches nicht thun wollten, ihren Siz im Parlement.

Die Sitten des Volks waren zu seiner Zeit sehr ausgeartet, und wild, der König bemühete sich daher sie durch strenge Gerechtigkeitspflege zu zähmen. Auch stellte er zu dieser Absicht den Gerichshof im Chatelet wieder her, den seine Vorfahren, als Grafen von Paris, besessen hatten, und schafte die Mißbräuche ab, die sich durch die ungeheure Menge der Gerichtspersonen bey diesem Gericht eingeschlichen hatten. Ein Oberrichter in demselben hatte sich von einem reichen Mörder, der bereits zum Tode verurtheilt war, bestechen lassen, einen unschuldigen, aber armen, Gefangnen an seiner Stelle aufknüpfen, ihn aber dagegen loßzulassen. Diese ungeheure Boßheit ward erwiesen, und der Oberrichter, auf Befehl des Königs, an den nemlichen Galgen aufgehangen, fürs künftige aber verordnet, daß alle Richter im Chatelet bey ofnen Thüren die Gerechtigkeit verwalten sollten.

Bey

Bey allen diesen patriotischen Gesinnungen, und Tugenden konnte Philipp V. der Verunglimpfung nicht entgehen, die ihm die Liebe seines Volks entzog. Sein Gram darüber soll schuld an einen Fieber geworden seyn, welches ihn in den ersten Tagen des J. 1322 dem Reiche frühzeitig entriß, nachdem er erst 28 Jahre erreicht, und bis ins sechste regiert hatte.

Philipp V. besaß Fähigkeiten, und gute Eigenschaften, die ihn den grösten seiner Vorgänger gleichmachen; aber, zu seinem Unglück, fühlte er das Elend seines Volks zu tief, und hatte nicht Macht genug, solchem zu steuern. Seine Baronen, die eben so unwissend, und abergläubig, als grausam waren, suchten ihre Ehre darinn, über ihre Untergebne den Tyrannen zu spielen; diese Mißbräuche wollte Philipp abschaffen, und die Mittel, die er dazu wählte, waren klug, und edelmüthig, aber er muste doch zulezt dem Trotze der unbändigen Grossen weichen. Auch wurden die Einkünfte seiner Schatzkammer nicht immer redlich, und den Absichten gemäß verwaltet, zu welchen sie erhoben waren; allein auch dies war Philipps Unglück, aber nicht seine Schuld. Er liebte die Wissenschaften, und munterte die Gelehrten durch seine Gunst auf, wie ihm denn

sehr viel daran lag, einsichtsvolle und tugendhafte Geistlichen zu haben.

Da Philipp V. keinen männlichen Erben nachließ, so folgte ihm sein Bruder, Carl, der Graf von la Marche, ohne Widerspruch, in der Regierung. Drey seiner Prinzeßinnen vermählten sich, die vierte aber starb als Nonne.

# Fünf und zwanzigste Vorlesung.

## Carls IV., der Schöne genannt, Regierungs-Geschichte.

Der Herzog von Burgund, der mit der ältesten Tochter Philipps V. vermählt war, huldigte zuerst dem neuen Monarchen; allein er war auch der erste, der die Grafschaft Poitou, durch eine List, der Krone zu entreissen trachtete. Da sein Schwiegervater, zu der Zeit, als Johanne, des Herzogs Gemahlinn, gebohren ward, blos Graf von Poitiers war, so machte Otto auf diese Grafschaft, als ihr Erbtheil, Anspruch. Allein die Sache ward an das Parlement ver-

wiesen, welches wider den Herzog entschied, weil Philipp IV. Poitou seinem zweyten Sohne mit der ausdrücklichen Bedingung gegeben hatte, daß es, wenn er ohne männliche Erben stürbe, wieder an die Krone fallen sollte.

Blanche, die Gemahlinn des neuen Monarchen, war, wie wir wissen, schon unter Philipp IV. Ehebruchs wegen, zu beständiger Gefängniß verurtheilt worden; allein noch war ihre Ehe nicht getrennt. Jezt, da Carl den Thron bestiegen hatte, wandte er sich an den Pabst Johann XXII, weil die Prälaten, die vorher diese Sache untersucht hatten, es bedencklich fanden, aus dem Grunde der Verwandschaft, diese Ehe zu trennen, da der Pabst vorhin hierüber dispensirt hatte. Johannes, der Carln willig fand, einen Creuzzug zu unternehmen, machte sich kein Bedencken, die Entscheidung seines Vorfahren zu verwerfen, und die Ehe aus dem doppelten Grunde einer zu nahen, und einer geistlichen Verwandschaft zu trennen, weil nemlich Mathilde, Blanchens Mutter, den König aus der Taufe gehoben hatte, und Blanche mithin seine geistliche Schwester sey. Der König vermählte sich, diesem Urtheil zu folge, vier Wochen nachher, mit Marien, einer Tochter Kayser Heinrich VII. und Schwester

des

des böhmischen Königs Johann, weil er Kayser zu werden wünschte, und mithin sich in Deutschland einen Anhang zu machen gedachte. Der Ausspruch des Pabsts war vielen anstößig, um so mehr da Johannes zu eben der Zeit einem Schazmeister des Königs vergönte, seine doppelte Gevatterinn zu heirathen, und Carl nur im vierten Grade mit Blanchen verwandt war. Die Gräfin Mathilde ward zur Einwilligung in die Trennung dieser Ehe gezwungen, um nur ihrer Tochter das Leben zu retten.

Der Pabst hielt um diese Zeit bey Carln an, daß er die Christen in Cypern unterstüzen möchte, die von den Mahomedanern heftig bedrängt wurden, und dieser bewilligte auch sogleich eine Flotte, dahin zu schicken, ernannte auch ihren Anführer. Allein die Zurüstung gieng so langsam fort, und es fanden sich, während derselben, so viel Hindernisse, daß darüber das ganze Unternehmen rückgängig ward.

Die bisherige üble Verwaltung der Finanzen war einer der ersten Gegenstände, die Carls Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die Italiäner, welche damals die grösten Wechsler in Europa waren, hatten sich fast aller Finanz-Bedienungen zu bemächtigen

gewußt,

gewußt, und aus den Einkünften des Staats sich zu dessen größerm Nachtheile bereichert. Carl ließ ihre Vergewaltigungen mit großer Strenge untersuchen, und der Erfolg davon war, daß ihre mit Unrecht erworbene Reichthümer ihnen abgenommen, und sie eben so arm aus dem Reiche geschickt wurden, als sie hineingekommen waren. Es fanden sich aber unter diesen Staatsbetrügern auch Franzosen, unter andern des Königs erster Schatzmeister, Laguette, ein Mensch von niedriger Herkunft, starb auf der Folter, ohne zu gestehen, woher er seine Schätze bekommen hätte, von denen man sagte, daß er sie von den Einkünften der Krone zusammengehäuft habe.

Ein nicht minder wichtiges Augenmerk des Monarchen war es, den Uebermuth seiner großen Lehnsleute einzuschränken, die im Reiche tyrannisirten. Er befahl, die Schuldigen ohne Ansehn der Person zu strafen, und nicht sowohl an Gelde, sondern am Leibe, wenn sie es verdienten. Unter diesen Frevlern war Jordan von Lisle, ein reicher Baron aus Aquitanien, vor dem Parlemente wegen nicht weniger als 18 Verbrechen verklagt worden, deren jedes den Tod verdiente. Er sollte sich persönlich verantworten, allein er hatte keine Begriffe

davon

davon, daß er unter jemand stünde, und hielt sich überdem, wegen einiger Verwandschaft mit dem Papste Johann XXII. über alle Ahndung des Königs hinweggesetzt. Dieser vermittelte sich auch würklich für ihn bey dem Könige, und würkte ihm vors erste Mal Begnadigung aus. Allein er fiel bald wieder in noch ärgere Ausschweifungen, lehnte sich offenbar gegen den König auf, indem er alle Straßenräuber in Schutz nahm, und jeden, der sich ihm widersetzte, auf der Stelle tödtete. Als ihn ein königlicher Beamter zum andern Mal vors Parlement forderte, schlug er diesem mit seinem eigenen Stabe den Kopf ein, und ohne zu denken, daß er dadurch ein großes Verbrechen begangen hätte, erschien er, begleitet von dem vornehmsten Adel seiner Provinz. Weil er sich aber auf keine Weise rechtfertigen konnte, ward er verurtheilt, an dem Schweife eines Pferdes geschleift, und gehangen.

Ums Jahr 1324 brachen die Zwistigkeiten, die schon geraume Zeit zwischen den Franzosen und Engländern obgewaltet, in einen Krieg aus. Der Grund davon war die Ausübung der oberherrlichen Gewalt des Königs über die Aquitanier, die eigentliche Unterthanen von England waren. Ein solcher

englischer Vasall, Herr von Monpesat, hatte in Agenois ein Schloß auf streitigem Grunde und Boden gebaut; Carl nahm diesen Platz in Anspruch, und der Erbauer ward, auf sein Geheiß, aus dem Schlosse vertrieben. Allein Eduards Landvogt von Guienne half jenem sein Schloß wieder erobern, hieb die französische Besatzung nieder, und hieng sogar einige Officiere davon auf. Dies gab dem Streite eine ernsthafte Wendung, Eduard wurde vor das Parlement geladen, um sich zu rechtfertigen, und zugleich, wie er bisher noch nicht gethan, Carln wegen seiner französischen Länder zu huldigen. Zu gleicher Zeit überschwemmte Carl von Valois Guienne mit einem Heere, und eroberte den grösten Theil dieser Provinz. Der englische König stellte sich nicht in Person, schickte aber seinen Bruder Edmund von Kent nach Guienne, doch mit so wenig Volk, daß dieser gegen Carln sich nicht halten, sondern sich in Reole werfen, und bald hernach auch diesen Platz Carln übergeben muste. Der Graf hielt um einen Stillstand an, um seinem Bruder Zeit zu verschaffen, die Sache zu überlegen, und sich persönlich zu stellen. Valois unterstützte dies Ansuchen, weil er eben mit Eduarden, wegen Vermählung seiner eignen Tochter mit einem Prinzen desselben, in Unterhandlung stand, und Carl bewil-

ligte

ligte den Stillstand, doch mit dem Bedinge, daß der Graf von Kent selbst als Gefangner sich vor dem Grafen von Valois stellte, wenn sein Bruder nicht erschiene.

Daß Carl darauf ausgegangen sey, Eduarden der Provinz Guienne zu berauben, läßt sich nicht behaupten; allein da jener den König von Frankreich zu lange mit leeren Versprechungen aufhielt, um nur Zeit zu gewinnen, so ließ Carl eine Flotte ausrüsten, die der englischen entgegen würken könnte. Seine Schwester aber, Eduards Gemahlin, ward durch sein Verhalten, und die Feindseeligkeiten seiner beyden Günstlinge, der Spencer, Vater und Sohn, die ihr eine zu ihrem Leibgeding angewiesene Grafschaft entrissen hatten, so aufgebracht, daß sie mit den mißvergnügten englischen Baronen, und einigen von Carls Hofe, sich in einen weitaussehenden Anschlag einließ, der nichts geringers, als ihres Gemahls Verderben zur Absicht hatte, und endlich auch bewürkte.

Der Graf von Valois, der so lange am französischen Hofe eine Hauptrolle gespielt hatte, ward um diese Zeit von einer Lähmung aller Glieder ergriffen,

die

die er als ein Gericht Gottes wegen seiner Ungerechtigkeit gegen Marigny ansah, und deshalb das wider ihn ergangne Urtheil umstieß, seinen Nachkommen ihren Rang und Güter wiedergab, seinen Leichnam aber auf eigne Kosten nach seinem Gute bringen und beerdigen ließ. Doch dies alles half ihm nichts, sondern er, der gröste Feldherr seiner Zeit, starb am Ende des 1325sten Jahres.

Der König von England sah sich durch die Ränke seiner Gemahlin und ihrer Parthey in ein so künstliches Netz verwickelt, aus dem er sich nicht losmachen konnte. Stellte er sich nicht persönlich vor dem Parlemente zu Paris, so sah er sich in Gefahr, durch das Urtheil der Pairs, und Carls der seinigen überlegene Macht, aller seiner Länder in Frankreich beraubt zu werden; erschien er aber, so muste er fürchten, daß seine mißvergnügte Baronen diese Erniedrigung als einen Grund gebrauchten, ihn seiner Krone zu berauben. In dieser Verlegenheit wandte er sich an den Papst Johann XXII. und dieser schien auch einen Vergleich zwischen ihm und Carln vermitteln zu wollen; allein die Unterhandlungen wurden sehr in die Länge gezogen. Endlich versicherte man den Gesandten Eduards unter der Hand, die Sachen ihres

Königs würden bald eine günstige Wendung bekommen, wenn nur dieser seine Gemahlin Isabelle an den Hof ihres Bruders schicken wollte, sie zu betreiben. Dies war ein Kunstgriff, den diese arglistige Prinzessin brauchte, um sich von England zu entfernen, und in Frankreich mit besserm Erfolge an Ausführung ihrer boshaften Entwürfe arbeiten zu können. Sie stellte sich übrigens mit ihren Feinden ganz ausgesöhnt, und voll Eyfers, auch ihres Gemahls Aussöhnung mit ihrem Bruder bewürken zu wollen.

Eduard ließ sich leicht bewegen, seine Gemahlin nach Paris zu schicken, und diese bewürkte auch bald einen Vergleich, zu dem Carl willig die Hand bot, kraft dessen zwar Guienne an Frankreich abgetreten, in der Folge aber von Carln, aus Freundschaft für seine Schwester, wie es hieß, an den König von England sollte zurückgegeben werden. Allein da Eduard nicht selbst nach Frankreich gieng, sondern nur seinen ältesten Sohn von 13 Jahren dahin schickte, so erhielt Isabelle dadurch ein freyes Feld, ihren ränkesüchtigen Geist in Uebung zu setzen. Sie wuste auch Carln und alle seine Minister, wider ihren Gemahl und dessen Günstlinge, die beyden Spencer, so aufzubringen, daß alle Bemühungen Eduards, sie

wieder

wieder nach England zurückzubekommen, vergebens waren, ihre Anhänger dagegen einen sichern Zufluchtsort an Carls Hofe erhielten, wo sie mit ihr gemeinschaftlich an Eduards Untergange arbeiten konnten. Ihr Liebhaber, Roger Mortimer, der des Hochverraths gegen Eduarden überführt, und zu ewigem Gefängniß verurtheilt war, fand Mittel, nach Frankreich zu flüchten, und lebte nun mit ihr in höchster Vertraulichkeit. Ohngeachtet sie sich in der That so feindselig gegen ihren Gemahl bewieß, daß Carl selbst sie zurückhielt, und zu Mäßigung ihrer boshaften Leidenschaften ermahnte, wuste sie sich doch gegen die Spencers so zu verstellen, daß diese mit schriftlichen Betheurungen ihrer Freundschaft überhäuft wurden. Nur die That selbst widerlegte solche, indem sie weder durch ihres Gemahls zärtlichste Bitten, noch durch die Befehle des Papsts, die unter Bedrohung des Banns gegeben wurden, nicht wieder nach England zurückzukehren sich bewegen ließ. Sie gab vor, ihr Leben sey in Gefahr, so lange ihr Feind, der jüngere Spencer, noch vorhanden wäre, Eduard aber bewieß Carln, durch Abschriften, die er ihm von allen ihren Briefen schickte, welche sie seit ihrer Abreise aus England an die Spencers geschrieben, daß es die Liebe zu Mortimern, nicht aber die Furcht

vor den Spencers sey, was sie in Frankreich zurückhielte.

Der Vergleich zwischen Carln und Eduarden war indessen vollzogen, Guienne an Frankreich zurückgegeben, und von Carln ein Landvogt darüber gesetzt worden. Als Eduard seinen Prinzen, mit dem Bischofe von Winchester nach Frankreich geschickt hatte, um Carln wegen Guienne zu huldigen, war zwar diese Provinz zurückgegeben worden, doch ohne die Grafschaft Agenois, auf welche Eduard seine Rechte erst vor dem Parlemente zu Paris erweisen sollte. Vergebens beschwerte sich Eduard über diese Verletzung des getroffenen Vergleichs; der Einfluß Isabellens am französischen Hofe war so gewaltig, daß er weder sie noch seinen Sohn zurückerhalten konnte, ja sie wußte selbst diesen dahin zu bringen, daß er erklärte: er wollte nicht wieder nach England zurückkommen.

Da Eduard sich von seiner Gemahlin so treulos behandelt sah, fing er im Jahr 1326, ohne gehörig dazu gerüstet zu seyn, den Krieg gegen Frankreich zu Wasser und zu Lande an, wodurch Carl nun einen Vorwand erhielt, seiner Schwester Interesse öffentlich zu befördern. Diese verbreitete eine falsche Nachricht:

richt: ihr Gemahl habe alle Franzosen in England umbringen, und ihre Güter einziehen lassen, worauf Carl befahl, das gleiche durch sein ganzes Reich an einem Tage mit den Engländern vorzunehmen. Zwar ließ er die in enge Verwahrung gebrachten unschuldigen Leute wieder loß, sobald er von dem Ungrunde jenes Gerüchts überzeugt ward; allein ihr Vermögen ward unbilligerweise zurückbehalten. Endlich, da der König von Castilien mit dem Papste zugleich ihm anlagen, es nicht länger zu gestatten, daß Isabelle sich an seinem Hofe aufhielte, und ihrem Gemahl die schändlichste Untreue bewiese, fing Carl sich dieser Verschwörung wider die Würde eines ihm so nahe verwandten Königs an zu schämen. Er gab seiner Schwester deutlich seinen Willen zu erkennen, daß sie seine Staaten verließe, damit sie ihn nicht in die unangenehme Nothwendigkeit setzte, sie mit Gewalt zu entfernen.

Isabelle konnte dies vorhersehen, und war schon darauf gefaßt. Sie ging nach Valenciennes zum Grafen von Hennegau, mit dem sie schon vorhin durch Roberten von Artois eine geheime Verbindung getroffen hatte, ihren Prinzen Eduard mit dessen zweyten Tochter Philippa zu vermählen. Es gehört nicht

in die französische Geschichte, die übrigen Abentheuer dieser ränkevollen Königin zu erzählen, die bald nachher mit 3000 Hennegauern in England landete, wo sie alles wider ihren Gemahl, und die beyden Spencers aufgebracht hatte, so daß es ihr gelang, Eduarden vom Throne zu stoßen, und zu ermorden; nicht lange hernach aber ward sie ihrer so schändlich mißbrauchten Gewalt beraubt, und ins Gefängniß gesetzt, ihr Sohn aber bestieg den Thron als Eduard III.

In Flandern war, dem mit Frankreich getroffenen Vergleiche gemäß, der Graf Ludwig seinem Vater Robert von Bethüne gefolgt, und seines Vaters Bruder, Robert von Cassel, machte vergebens Ansprüche an Flandern, da das Parlement jenem einmahl die Nachfolge zugesprochen, und Carl ihn dabey unterstützte. Zwar hatte der König ihn, weil er zu voreilig die Huldigung der Flandrer angenommen, ohne vorher seine Einwilligung zu erwarten, auf einige Tage im Thurm des Louvre gefangen gehalten; allein er söhnte sich bald wieder mit ihm aus, denn es lag ihm zu viel an einen so mächtigen Bundesgenossen, um seine Absicht, deutscher Kayser zu werden, mit dessen Hülfe durchzusetzen.

Der Papst war bisher auf Friedrichs, des Herzogs von Oesterreich Seite, wider Ludwig von Bayern gewesen. Da nun Ludwig jenen im Jahr 1322 geschlagen und gefangen hatte, that der Papst, weil Ludwig dem Papste sich standstaft widersetzte, Carln den Vorschlag: wenn Friedrich wieder frey würde, sollte dieser ihm seine Ansprüche auf die kayserliche Würde abtreten, Carl aber Leopolden von Oesterreich, dem mächtigsten Fürsten aus diesem Hause, eine starke Summe dafür erlegen, daß er ihm zur kayserlichen Würde verhülfe. Sobald aber Ludwig von diesem Vorschlage des Papsts Nachricht erhielt, gab er Friedrichen im Jahr 1325 ohne Lösegeld die Freyheit, und regierte gemeinschaftlich mit ihm. Leopold, der gleichwohl nicht gern die ihm von Carln versprochene Summe einbüssen wollte, schmeichelte Carln mit der Hofnung, die deutschen Fürsten würden, wenn man sie zusammen beriefe, seine Ansprüche an das Reich für rechtmäßig erkennen.

Die Aussicht, alles das mit der Krone Frankreich zu vereinigen, was Carl der Große besessen hatte, schmeichelte dem Ehrgeiz des Königs viel zu sehr, als daß er nicht diese Zusammenkunft veranstaltet hätte. Sie erfolgte im Jahr 1325 zu Bar an

der Aube, aber Carls Erwartung schlug dabey fehl. Des Papsts Ungerechtigkeit gegen Ludwig von Bayern hatte die deutschen Fürsten diesem Kayser gewonnen, und Leopold war, nebst Carln der einzige, der sich an dem bestimmten Orte einfand. Der König ward durch diese getäuschte Erwartung von seiner Thorheit auch so gründlich geheilt, daß er nie nachher wieder den geringsten Schritt that, seinen Anschlag auszuführen, und, wie Leopold nebst dem Papste, ihm rieth, die deutschen Fürsten durch Geld gewinnen zu wollen.

Ueberall zeigte Carl viel Klugheit und Mäßigung in seinen Maaßregeln gegen andre Monarchen. Mit Schottland stand er in gutem Vernehmen, weil er dies Reich als die beste Vormauer Frankreichs gegen die Krone England betrachtete, und sicherte zu dem Ende, durch eine gegenseitige Gewährleistung, die Erbfolge in beyden Reichen, so, daß wenn einer von beyden Königen ohne männliche Erben stürbe, der andre die Stände des Reichs, in Absicht der Thronfolge, mit aller Macht unterstützen sollte. Er war damahls in diesem Falle, denn seine Gemahlin Maria war mit einem Prinzen, den sie nur kaum gebähren konnte, zugleich verschieden. Er vermählte sich indeß bald wieder mit der Tochter seines Oheims, Johanna von



Evreux,

Evreux, und der Papst gab seine Zustimmung, obwohl sie ihm näher verwandt war, als die erste, von welcher er aus diesem Grunde geschieden worden.

Seine herrschende Maxime, in der letzten Zeit seiner Regierung, war gutes Vernehmen mit allen seinen Nachbärn, und aus diesem Grundsatze nahm er auch Eduards III. Entschuldigung an, da dieser den unruhigen Zustand seines Reichs vorschützte, um nicht persönlich die Huldigung wegen seiner französischen Länder leisten zu dürfen. Vielleicht war aber auch der merkliche Verfall seiner Gesundheit die Ursach dieser Nachsicht.

Carl starb im Anfange des Jahres 1328 zu Vincennes, im 34sten Jahre, nachdem er ins siebente regiert hatte. Seine Gemahlin Johanna war damals schwanger, er befahl deshalb den Großen seines Hofes, wenn sie keinen Prinzen gebähren sollte, die Krone dem zu geben, dem sie von Rechtswegen zukäme, und bestellte bis dahin den ersten Prinzen vom Geblüte, Philippen von Valois, zum Reichsverweser.

# Sechs und zwanzigste Vorlesung.

## Philipps VI. von Valois, der Glückliche genannt, Regierung.

Es war eine Meynung, die sich, wenn gleich nicht auf ein entscheidendes Gesetz, doch auf das Herkommen gründete: daß die französische Krone nie auf weibliche Linien gebracht werden dürfe. So lang es also noch ungewiß war, ob Carls IV. Wittwe einen Prinzen gebähren würde, oder nicht? ward man einig, die Regentschaft dem nächsten Kronerben zu ertheilen, welches Philipp von Valois, des vorigen Königs leiblicher Vetter, war. Zwar *behauptete* Eduard III. von England, der Neffe Carls IV. wegen seiner Mutter Isabelle, der nächste männliche Kronerbe, obwohl von weiblicher Seite, zu seyn; allein das Parlement, die Pairs, die Prinzen vom Geblüt waren dieser Meynung zuwider, und Philipp *trat*, von der Stimme des Volks unterstützt, die Regentschaft an.

Es war eben diese allgemeine Stimme der Nation, die ihn, sobald die Königin von einer Prinzessin entbunden war, zum würklichen Beherrscher Frankreichs erklärte. Er ward noch im Jahr 1328 zu Rheims gekrönt, und mit ihm gieng das vierte Geschlecht der französischen Könige, nemlich das von Valois, an.

Der König von England schickte zwar, sobald er die Niederkunft der verwittweten Königin vernommen, zwey Bischöfe nach Frankreich, die seine Ansprüche erklären musten; allein seine Jugend und die in seinem Reiche herrschenden Zwistigkeiten machten, daß man darauf wenig achtete. Es war vielmehr einer der ersten Schritte, die der neue französische Monarch that, daß er im Jahr 1329 Eduard III. durch Gesandte zur Huldigung für seine französischen Länder aufforderte. Seine Mutter, und ihr Liebling Mortimer beherrschten damals das englische Parlement, und diese überredeten den jungen König, zu der verlangten Huldigung sich zwar zu bequemen, vorher aber, eh' er den Gesandten Antwort ertheilte, eine feyerliche Erklärung in seinem eignen Parlemente zu thun, daß er solche nicht aus freyem Willen, sondern bloß aus Besorgniß

sorgniß verrichte, das Herzogthum Aquitanien und die Grafschaft Ponthieu zu verliehren, übrigens aber dadurch seinem Erbrechte auf die Krone Frankreich nicht entsagen wolle. Der sechzehnjährige Prinz muste sich diesen Rath gefallen lassen, und bestellte daher einen Anwald, der diese Erklärung feyerlich ablegen, und in seinem geheimen Rathe durch einen Eyd bestätigen muste. Die Gesandten erhielten hierauf eine befriedigende Antwort, und es ward von beyden Höfen bestimmt, daß diese Huldigung zu Amiens geschehen sollte.

Eduard besaß zu viel Entschlossenheit und Muth, als daß ihn nicht das öffentliche Gerücht, was von dieser für einen Monarchen demüthigenden Handlung in beyden Reichen sich verbreitete, im voraus hätte kränken sollen; er wiederholte daher sowohl öffentlich, als gegen Vertraute seinen Entschluß, daß er seine Ansprüche auf Frankreich nie aufgeben wolle, und jetzt nur nachgäbe, um seine Länder zu retten. Philipp aber, den diese Erklärungen Eduards aufmerksam gemacht hatten, ließ sich von allen seinen großen Vasallen, wie auch den Königen von Böhmen, Navarra und Majorca nach Amiens begleiten, wie er denn überall dafür sorgte,

daß

daß diese Feyerlichkeit dem ganzen Europa in die Augen fiele.

Als Eduard III. in Frankreich angekommen war, entstand über die Art, wie er seine Huldigung leisten sollte, ein Streit zwischen ihm und den französischen Großen. Eduard weigerte sich, für einen solchen Vasallen Philipps sich zu erklären, der zu allen Lehnspflichten gegen ihn verbunden sey, und gelobte daher auch nicht an, ihm treu und gewärtig zu seyn. So lange er am französischen Hofe sich aufhielt, war er Herr von sich selbst, und hatte an dem Bischofe von Lincoln einen weisen, wachsamen Minister zur Seite. Auch schien Philipp das, was der Huldigung an Förmlichkeit abgieng, übersehn zu wollen, denn er war äußerst höflich gegen Eduarden, und erinnerte ihn nur mit vieler Sanftmuth, wenn er nach England zurückkäme, zu untersuchen: ob nicht etwa noch was fehlen möchte, und solches denn nach Befinden nachzuholen.

Nicht also die Prinzen vom Geblüte und übrigen Großen in Frankreich, diese tadelten Philipps zu grosse Nachsicht, mit welcher er Eduards unvollständige Huldigung angenommen hätte. Der Bischoff von

von Lincoln nahm ihr Misvergnügen deutlich wahr, und gab Eduarden einen Wink: es wäre möglich daß der König von Frankreich seine Macht so weit ausdehnte, ihn als seinen Vasallen in Verhaft zu nehmen. Eduard gieng hierauf, ohne Abschied zu nehmen, so eilig nach England ab, daß er schon zu Windsor war, ehe man noch wuste, daß er aus Frankreich weg wäre.

Allein es folgte ihm eine Gesandschaft auf dem Fuße, die ihn einer Unterlassung bey dieser Feyerlichkeit, auf Philipps Befehl, bezüchtigen, und solche nachzuholen anhalten sollte. Da seine Mutter, und ihr Liebhaber mit Frankreich Friede zu behalten wünschten, so muste sichs Eduard gefallen lassen, in einer schriftlichen Urkunde einzugestehen, daß er einen Fehler bey der von ihm geforderten Huldigung begangen, und solchen zu verbessern verspräche.

Allein dies war nicht der einzige Zwist, der zwischen beyden Königen vorfiel. Philipp hatte, als Oberlehnsherr, einige von Eduards französischen Unterthanen aus Frankreich verwiesen, und beschwerte sich, daß Verräther gegen ihn in Guienne Aufnahme fänden. Auch forderte er noch große Summen von England als Rückstände von vorigen Verglei-

chen zwischen beyden Reichen, und klagte darüber, daß die Engländer vier Schlösser auf dem Grunde, und Boden seiner Cammergüter erbauet hätten. Eduard war nicht geneigt, diesen Forderungen Philipps in allem Genüge zu leisten. Indeß schickte er den Grafen von Cornwallis ab, um Statthalter in Guienne zu seyn, auch gieng eine Gesandschaft von Rechtsgelehrten, an deren Spitze der Bischoff von Norwich, und der Graf von Lancaster waren, nach Frankreich ab, um wegen aller streitigen Puncte einen Vergleich zu treffen. Die Parthey seiner Mutter war noch immer dafür, daß Eduard alles, was Philipp forderte, eingehen müsse, um Frieden zu erhalten, dieser aber verstellte sich noch, aus Schonung gegen seine Mutter, und suchte nur die Sachen in die Länge zu ziehen, indem er eine Verbindung zwischen seinem Bruder, und einer Prinzeßinn Philipps VI. wie auch seiner Schwester, und Philipps Sohne Johann, in Vorschlag brachte, doch ohne Erfolg.

Philipp, der seines mächtigen Einflußes auf das englische Parlement gewiß war, schickte, indeß die Unterhandlungen zwischen beyden Höfen fortgiengen, seinen Bruder, den Grafen von Alencon, nach Guienne, um das Schloß Saintes zu erobern,

und

und zu schleiffen. Diese unerwartete Feindseligkeit brachte Eduarden dahin, daß er einen neuen Vergleich schloß, worinn er Philippen alles einräumte, was dieser nur billigerweise fordern konnte. Weil aber seine Mutter, und ihr Liebhaber in ihn drangen, noch immer mehr nachzugeben, entschloß er sich, mit einem Gefolge von 15 Personen, unter dem Vorwande eines Gelübdes, selbst nach Frankreich zu gehen. Er hatte eine Unterredung mit Philippen, worinn er alles bestätigte, was seine Gesandten bewilligt hatten, und sich so zu verstellen wuste, daß Philipp ihm nicht allein Saintes wieder gab, welches sein Bruder indeß eingenommen, und geschleift hatte, sondern ihm auch 30000 Pfunde für den Schaden erließ, den er durch die französischen Einfälle erlitten, und nicht darauf bestand, daß das Schloß St. Croix geschleift würde. Als Eduard nach England zurückkam, zersprengte er die Fesseln, mit denen er bisher nur zu lange für seinen Ehrgeiz sich hatte müssen Gewalt anthun lassen, indem er seine Mutter einsperrte, ihren Liebhaber Mortimer aber hinrichten ließ.

Seine Ansprüche, die er auf die Krone Frankreichs zu haben meinte, waren noch immer der herrschende Gedanke in Eduards Seele, und leiteten

hn bey allem, was er im Felde, und im Cabinette unternahm. Kein Wunder war es denn, daß durch einen dritten diese Entwürfe wieder in Bewegung gesezt wurden, der seinen Schutz wider Frankreich suchte. Dieser war kein andrer, als Graf Robert von Artois, der bey Philipp VI. dessen Schwester er zur Gemahlin hatte, in nicht geringem Ansehen stand, weil er ihm durch seine Klugheit, und Tapferkeit, bey der Gelangung zum Throne, wichtige Dienste geleistet hatte. Das Parlement hatte ihm die Grafschaft Artois mehr denn einmal abgesprochen, und solche Mathilden, der Tochter des ersten Grafen von Artois, zuerkannt, Robert aber behauptete, wenn das salische Gesetz bey der Thronfolge statt fände, müste solches auch bey den grossen Lehnsgütern der Krone gelten, und mithin käme ihm Artois, als dem männlichen Erben, allein zu. Er verlangte eine neue Untersuchung der Sache, weil er neuerlich unwidersprechliche Urkunden ausfündig gemacht hätte, welche die Gültigkeit seiner Ansprüche bewiesen.

Der Monarch wollte ihm seine Bitte nicht ganz versagen, so sehr sie auch der Würde des Parlements zuwider lief, und die Gräfin Mathilde machte schon

Anstalten, sich zu vertheidigen, als sie am Ende des Jahrs 1329 plötzlich starb, nicht ohne Verdacht, daß ihre Tage durch Gift wären verkürzt worden. Johanne, Mathildens älteste Tochter, die Wittwe Philipps V. verlangte hierauf in den Genuß der Grafschaft einstweilen gesezt zu werden, und Philipp VI. gestund ihr solches zu, doch mit dem Bedinge, daß Robert mit seinen Beweisen gehört werden sollte. Allein sie lebte kaum noch einen Monat, und es hieß, sie sey auf eben die Art, wie ihre Mutter, aus der Welt gegangen.

Die Herzogin von Burgund, Johanne, die Tochter dieser Fürstin, nahm jezt Artois in Anspruch, und wider diese muste mithin Robert seine Urkunden beybringen. Sie bestanden in einem Heyrathsvergleiche zwischen seinem Vater, Philipp von Valois, und seiner Mutter Blanche von Bretagne; allein gleich bey dem ersten Anblick ward diese Urkunde für untergeschoben erklärt, und es fand sich, daß solche von einer in Künsten dieser Art sehr erfahrnen Betrügerinn, Johanne von Divion, war geschmiedet worden. Der König ward über diesen Betrug sehr aufgebracht, wollte indessen doch Roberten gerne schonen, und ließ ihm

Zeit,

Zeit, solchen einzugestehn, und seine vermeinten Ansprüche aufzugeben. Da dieser aber hartnäkig auf der Aechtheit seiner Urkunde beharrte, ward Blanchen ihr Recht auf die Grafschaft bestätigt, Robert aber vom Hofe verwiesen, und die Betrügerin Divion zum Feuer verurtheilt.

Robert, dessen Macht durch seine ungemeinen Talente noch verstärkt ward, gelobte öffentlich Rache an Philippen, wegen dieses wider ihn gesprochenen Urtheils. Auch seine Gemahlin, die an diesem Betruge Theil genommen, lästerte ihren Bruder, und stieß aufrührische Reden aus, so daß endlich die Geduld des Konigs ermüdete, und er sie, nebst ihren Kindern, in Verhaft nehmen ließ, Roberten aber für einen Verräther erklärte, und auf seinen Kopf einen Preiß sezte.

Dieser hatte indeß seine ansehnlichen Reichthümer nach England übersetzen lassen, und war nach Brüssel zum Herzoge von Brabant geflüchtet. Hier dachte er darauf, seine Rache durch Zauberey zu befriedigen, und Philippen, vermittelst eines Wachsbildes, was ihn vorstellen sollte, umzubringen. Als

dieser thörigte Anschlag fehl schlug, wollte er sogar Meuchelmörder nach Paris schicken, sie musten aber eiligst zurückgehen, weil sie sich unterwegs schon entdeckt sahen. Robert selbst, ward auf Philipps Antragen, von vielen Grossen verfolgt, so daß er sich nirgends mehr sicher sah, und verkleidet nach England flüchten muste.

Eduard nahm ihn mit Freuden auf, weil er ihn als ein Werkzeug ansah, dessen er sich zur Ausführung seines Anschlags, auf den französischen Thron, nützlich bedienen könne. Philipp ward über den Schutz, den Robert am englischen Hofe fand, aufgebracht, und bemühte sich auf alle Weise die Verbindung zwischen ihm, und Eduarden zu trennen. Er forderte diesen auf, ihn bey einem Creuzzuge in das heil. Land zu begleiten, zu dem er seit einiger Zeit sich rüstete, obwohl es ihm, bey dem damaligen Zustande seines Reichs, damit schwerlich ein rechter Ernst seyn konnte. Dieser lehnte die Aufforderung nicht gänzlich ab, setzte ihr aber den Schluß seines Parlements entgegen, welchem zufolge sie noch drey Jahre verschoben bleiben sollte. Als dies Mittel fehl schlug, lud Philipp Eduarden zu einer persönlichen Zusammenkunft ein,

um

um das, was unter ihnen noch streitig war, beyzulegen; allein dieser wich von einer Zeit zur andern einer entscheidenden Antwort aus, obwohl der Pabst in einem sehr gebieterisch abgefaßten Schreiben darauf bestand: Eduard solle sein Versprechen gegen Philipp erfüllen, und diesem, auf dem Creuzzuge, zu dem er geneigt sey, begleiten. Ihm war nur daran gelegen, Philippen durch fortgesezte Unterhandlungen zu beschäftigen, um in seinem Vornehmen, Schottland sich unterwürfig zu machen, nicht gestöhrt zu werden, wie er es deren auch im J. 1333 glücklich zu stande brachte.

David Bruce, der damahls Schottland besaß, obwohl sein Erbrecht auf diese Krone sehr streitig war, stand mit Philipp VI. in so genauer Verbindung, daß Eduard nicht zweifeln durfte, er würde sich augenblicklich für Frankreich erklären, sobald ein Krieg zwischen beyden Reichen entstünde, obwohl dieser Bruce mit Eduards Schwester verlobt war. Um ihn also dahin zu bringen, daß er, während der Abwesenheit Eduards auf einem Zuge in Frankreich, England nicht angriffe, unterstüzte Eduard seinen Nebenbuhler um die schottische Krone, den Prinzen Eduard Balliol, einen

jungen Herrn voll Muth, und Entschlossenheit. Da er es aber nicht erlangen konnte, ihn von der Verbindung mit Philippen abzuziehen, entsezte er ihn, durch eine Reihe von Siegen, dieses Throns, und erhob Eduard Balliol, der sich für seinen Vasallen erklärte, auf denselben; Bruce aber muste nach Frankreich zu Philippen entfliehen.

Philipp konnte einen so treuen Bundesgenossen nicht unterdrücken sehn, ohne ihm nachdrücklichen Beystand zu leisten. So lange der König Eduard nur behauptete, Bruce, und Balliol stritten, bloß um ein der englischen Krone zugehöriges Lehnsgut, hatte er sich zwar begnügt, Brucen unter der Hand bloß mit einer Flotte beyzustehen. Als aber Eduard in der Folge Schottland sich ganz unterwarf, und dies Reich dem Balliol auf den Fuß übergab, daß dieser ihm dafür huldigte, erklärte sich Philipp aufs edelmüthigste: er wolle seine ganze Macht zu Wasser, und Lande anwenden, um Brucen in sein Reich wieder einzusetzen. Er ließ also Eduards französische Besitzungen angreifen, und übergab dem jungen Bruce 26 wohl bemannte Galeeren, um die englischen Schiffe damit zu beunruhigen. Dieser doppelte Angriff fiel

Eduarden

Eduarden desto empfindlicher, da zu der Zeit seine Flotte weit schwächer war, als die englische. Auch fügte der französische Admiral den Küsten von England, und den Inseln Wight, Jersey, und Guernsey grossen Schaden zu, und Philipp ließ einige Schiffe, welche dem Hafen von London zugehörten, wegnehmen, die Mannschaft derselben gefangen setzen, und durch seine Zollbeamten, für jedes Faß Wein, das die Garonne herunter gebracht ward, zehn Schillinge erheben. Eduard beschwerte sich über diese Anmassungen mit vieler Hitze; worauf die gefangnen Engländer auch bald wieder frey gegeben würden.

Der Entwurf Eduards, seine Ansprüche auf die Krone Frankreich auszuführen, ward indeß jezt mehr denn jemals bey ihm rege, und Robert von Artois trug darzu sehr viel bey, indem er ihm schmeichelte, daß seinem Muthe, und seiner Geschicklichkeit nichts von der Art unmöglich sey. Als er von seinem Zuge nach Schottland wieder zurück kam, versahen ihn seine Unterthanen mit hinlänglichem Gelde, um seine grossen Ansprüche zu behaupten, und Schottland selbst schien ihm vor der Hand zu ohnmächtig, als daß er von dieser Seite für England, während

seiner Abwesenheit, etwas zu fürchten meinte. Alles kam nur darauf an, Zeit zu gewinnen, um sich durch mächtige Bundesgenossen zu verstärken, und dies suchte Eduard dadurch zu bewürcken, daß er Philippen, mittelst des Pabsts, in eine Unterhandlung verwickelte. Er hatte sich den Pabst dadurch geneigt gemacht, daß er seine Willigkeit, einen Creuzzug zu unternehmen, ihm bezeugt hatte, und da dieser beyden Königen Vergleichs-Vorschläge thun ließ, schickte auch Eduard eine Gesandschaft nach Frankreich, um die Zwistigkeiten zwischen beyden Reichen abzuthun, deren Beglaubigungsschreiben Philipp VI. zwar annahm, sobald er aber solches durchlesen, erklärte, er würde, wofern David Bruce, König von Schottland, davon ausgeschlossen seyn sollte, mit Eduarden in keine Unterhandlung treten.

Dieser, der einer Erklärung zum Kriege mit Frankreich täglich entgegen sehen muste, suchte nun durch Roberten von Artois seinen Schwiegervater, den Grafen von Hennegau, auf seine Seite zu bringen. Es gelang ihm auch, und durch den Rath dieses Grafen traten auch der Herzog von Brabant, die Erzbischöffe von Cöln, und Lüttich, die Grafen von

Jülich,

Jülich, Holland, und Geldern auf Eduards Seite. Ja er versprach ihm, wenn er mit Gelde von Eduarden gehörig unterstüzt würde, auch die Flandrer, die mit ihrem Grafen, wegen seiner Neigung zu Frankreich unzufrieden waren, dahin zu bringen, daß sie ihm beyträten. Diese wurden aber damals von einem Menschen niedriger Herkunft, Arteville, der ein reicher Brauer in Gent war, unumschränkt beherrscht, so daß es schwer war sie zu gewinnen, da weder ihr Graf, noch der Adel unter ihnen einiges Ansehen hatte. An diesen wendete sich demnach Eduard durch den Bischoff von Lincoln; allein alles, was dieser verschlagne Unterhändler ausrichten konnte, war nichts mehr, als daß es Arteville zufrieden war, daß die Flandrer sich bey dem Streite zwischen beyden Kronen ruhig verhalten, und die Engländer für Geld mit Waffen, und andern Kriegsbedürfnissen versorgen wollten.

Allein Philipp VI. war auch nicht ohne fremde Hülfe; denn nicht nur der König von Navarra, der Herzog von Bretagne, der Graf von Bar, und die meisten seiner Grossen blieben ihm treu, sondern auch der König von Böhmen, Johann, der Pfalzgraf am Rheine, der Herzog von Bayern, und

viele teutsche Fürsten traten auf seine Seite. Ueberdies hatte Philipp eine ansehnliche Flotte, die mit Genuesern bemannt war, welches damals die besten Schiffleute waren; diese hatten eigentlich zum Creuzzuge gebraucht werden sollen, und der König schickte auch, um des Papsts Gunst beyzubehalten, ein klein Geschwader ab, das mit päbstlichen und venetianischen Fahrzeugen vereinigt, wider die Ungläubigen fechten sollte. Mit dem grössern Theil der Flotte, zu der noch viele normannische Schiffe fliessen, gieng er Eduarden entgegen.

Aller dieser Bewegungen ohngeachtet dauerten die Unterhandlungen fort, und es schien, als ob beyde Könige den Frieden mehr, als den Krieg wünschten. Eduarden traf während dessen ein grosser Verlust, denn im Jahr 1337 starb sein Schwiegervater, der Graf Wilhelm von Hennegau, der das vornehmste Triebrad seiner Bündnisse in den Niederlanden gewesen war, und nun schien nicht nur der Herzog von Brabant zu wancken, sondern auch der Eyfer bey den übrigen Verbündeten zu erkalten. Arteville lag deßhalb Eduarden sehr an, persönlich solchen wieder zu beleben, und nach den Niederlanden

zu

zu kommen. Eduard folgte diesem Rath, und es gelang ihm, die meisten niederländischen Herrn beym Bündnisse zu erhalten, auch den Herzog von Brabant wieder zu gewinnen; der junge Graf von Hennegau ward auch durch eine Vermehrung der versprochnen Hülfs-Gelder dahin gebracht, der Sache seines Schwagers treu zu bleiben. Auch der Deutsche Kayser Ludwig von Bayern ließ sich durch eine grosse Summe Geldes gewinnen, mit Eduarden gemeinschaftlich Frankreich angreifen zu wollen, es fehlte nur an einem Vorwande zur Feindseligkeit. Doch dieser fand sich bald, indem die Franzosen Cambray, eine zum deutschen Reich gehörige Stadt wegnahmen, und der Kayser ernannte Eduarden zu seinem Reichsvicar, um diesen Ort wieder zu erobern.

Dies that auch Eduard noch in dem nemlichen Jahre; allein die Stadt ward von einer starcken Besazung herzhaft vertheidigt, und Eduards zahlreiches Heer fing an Mangel zu leiden. Robert von Artois überredete ihn deßhalb, die Belagerung aufzuheben, und in die Picardie zu rücken, wo er überall Vorrath von Lebensmitteln fand, und keine Hindernisse, überall herumzustreifen, und Beute zu machen.

Philipp

Philipp kam Eduarden mit einer Macht, die stärker war, als die seinige, an der Maaß entgegen, und es ließ sich zu einem entscheidenden Treffen an, welches Eduard auch wünschte, und deswegen sein Heer in Schlachtordnung anrücken ließ. Allein man hatte Philippen gerathen, die Schlacht zuvermeiden, denn, wenn sie für den Feind günstig ausfiel, würde das ganze Reich ihm preiß gegeben seyn, im andern Falle aber, Eduard sich immer in die Niederlande zurück ziehen können. Er vermied also den Angriff, und suchte nur Eduarden, dadurch, daß er ihn der Lebensmittel beraubte, so lange abzumatten, bis der Winter ihn nöthigte, sich nach Brabant zurück zu ziehen.

Doch der muthvolle Eduard ließ durch diese fehlgeschlagne Erwartungen nicht niederschlagen, und es gelang ihm endlich, die Flandrer, durch Arteville's Rath, und Vermittelung, ganz von Frankreich abzuziehen. Sie waren ihm schon vorhin geneigt, nur hielt sie der Eyd, den sie Philippen neuerlich geleistet, und eine schwere Geldbusse, die sie auf den Fall der Untreue dem Papste zu zahlen versprochen hatten, zurück, sich ganz für Eduarden

arden zu erklären. Arteville rieth ihm daher, den Titel, und das Wapen eines Königs von Frankreich anzunehmen, damit die Flandrer, ohne Eydbruch, ihn für ihren rechtmäßigen Oberherrn, annehmen könnten.

Dieser Schritt muste natürlich eine unversöhnliche Feindschaft von Philipps Seite nach sich ziehen; allein da sein Parlement ihn genehmigte, so that ihn Eduard im Anfange des 1340sten Jahres würklich, und dies ist der Grund, warum die englischen Könige noch heutiges Tags den Titel und das Wapen von Frankreich führen. Ganz Flandern unterwarf sich ihm nun, und auch in Frankreich ließ er ein Manifest ausstreuen, worin er alle Stände des Reichs aufforderte, ihm zu huldigen. Zwar bezeugte der Papst seinen Unwillen über diesen Schritt, allein Eduard kehrte sich nicht an die Vorstellungen eines dem französischen Hofe ganz ergebenen Papsts, und brachte ein ansehnliches Heer, nebst einer furchtbaren Flotte, zusammen, womit er nach Flandern übergieng.

Als er die Küsten von Flandern schon im Gesicht hatte, stieß er bey Sluys auf eine starke französische

Flotte,

Flotte, die seine Landung hindern sollte. Es erfolgte ein Treffen, worin die Engländer einen völligen Sieg über jene erhielten; denn von 400 Schiffen blieben nur 30 den Franzosen übrig, und mehr denn 20000 Mann kamen von ihnen um, oder wurden gefangen. Der Sieger unternahm hierauf, von vielen seiner Bundesgenossen unterstützt, die Belagerung von Tournay.

Philipp hatte diesen festen Platz mit einer ansehnlichen Besatzung verstärkt, und Eduard fand daher überall vielen Widerstand, so daß er die Belagerung bald in ein bloßes Einschließen verwandeln mußte. Nach einigen Monaten erschien ein französisches Heer nahe bey seinem Lager, welches ihm alle Zufuhr abschnitt, und ihn so verdrüßlich machte, daß er Philippen eine Ausforderung zu einem Zweykampfe zuschickte, oder ihm anbot, ihre Ansprüche durch ein Gefecht von 100 Mann gegen eine gleiche Anzahl Franzosen auszumachen. Allein Philipp erwiederte: sein Gegner hätte ihm wegen Guienne gehuldigt, und es stünde ihm daher nicht an, seinen Oberherrn herauszufordern. Auch wurde Robert von Artois, um diese Zeit, mit großem Verluste von St. Omer, welches er belagerte, zurückgetrieben.

Indem

Indem beyde Heere einander so nahe standen, daß ein Treffen unvermeidlich schien, kam Philipp VI. Schwester, Johanna von Valois, die Wittwe des Grafen von Hennegau, im Lager Eduards an, um ihre Tochter, die englische Königin, zu besuchen, eigentlich aber ihre Vermittelung beyden ihr so nahe verwandten Königen anzubiethen. Eine so kluge und ansehnliche Friedensstifterin konnte weder von Philipp, noch Eduarden zurückgewiesen werden. Sie brachte beyde dahin, einen Stillstand auf ein Jahr zu schließen, während dessen man an einem dauerhaften Frieden arbeiten könnte. Allein sie erlebte es nicht, solchen zu Stande zu bringen. Eduard wollte den Titel eines Königes von Frankreich nicht ablegen, und man gieng über diesen Punkt weg, ohne ihn zu entscheiden. Der Graf von Flandern durfte nunmehr wieder in seine Länder zurückkommen; allein ob er gleich Eduarden zu Gent große Höflichkeiten erwieß, blieb er doch Philippen getreu, und dieser Eduarden so sehr überlegen, daß jener merkte, er habe sich, indem er König von Frankreich zu werden suchte, in ein Unternehmen eingelassen, welches seine Kräfte überstieg.

Der

Der Stillstand zwischen beyden Königen war indeß von keiner langen Dauer; ein neuer Streit, wegen der Erbfolge in Bretagne, zündete ein Feuer an, das 22 Jahr lang wüthete, und sich über Frankreich und England verbreitete. Arthur II. Herzog von Bretagne, hatte von seiner ersten Gemahlin drey Söhne, Johann, Guido und Peter, von einer zweyten aber den Johann von Montfort, und fünf Töchter. Der älteste erster Ehe, Johann III. der ihm folgte, war, so wie sein jüngster Bruder Peter, ohne Erben, Guido aber hatte eine Tochter Johanne, und diese betrachtete ihr Oheim, aus Haß gegen seinen Stiefbruder, und dessen Schwestern, als seine Erbin. Sie ward mit Carln von Blois vermählt, der ein Neffe Philipps VI. war, weil Margarete von Valois, seine Schwester, ihn gebohren hatte. Johann III. hatte es bey den Ständen von Bretagne dahin zu bringen gewußt, daß sie Carln von Blois, bald nach seiner Vermählung mit Johannen die Erbfolge, auf den Fall seines Absterbens, endlich zusagten, und Johann von Montfort mithin ausgeschlossen ward,

Dieser Fall erfolgte im Jahr 1341 denn Johann III. starb, als er, nach geendigtem Feldzuge, den er

mit Philipp VI. wider Eduarden gethan hatte, in
seine Staaten zurückreisen wollte. Johann von
Montfort maßte sich sogleich, nach seines Halbbru-
ders Tode, das Herzogthum an, und es war
schwer zu entscheiden: ob das salische Gesetz hier
gelten, oder Bretagne an weibliche Nachkommen
einer ältern Linie kommen könne? Philipp VI. in-
deß, als Oberlehnsherr, unterstützte natürlicherweise
seinen Neffen, Carl von Blois, Johann aber bemäch-
tigte sich Nantes, und rief die Stände von Bre-
tagne zusammen, ihm zu huldigen. Allein nur
einer, Heinrich von Leon, erschien, und er sahe
wohl, daß er, ohne einen mächtigen Beystand, sich
gegen Frankreich, und die ihm widerwärtigen Stände
nicht würde behaupten können. Er begab sich des-
wegen in den Schutz Eduards, der, wegen seiner
erneuerten Ansprüche auf die Krone Frankreich, sich
anmaßte, Oberlehnsherr von Bretagne zu seyn.
Zu diesem begab er sich, ihm zu huldigen, und er-
hielt auch von ihm das Versprechen, er wolle ihn
unterstützen, obgleich ihre Ansprüche, die der eine
auf Frankreich, der andre auf Bretagne machte,
einander geradezu widersprachen.

Philipp wollte, daß sein Parlement hierüber entscheiden sollte; Montfort erschien daher auf dessen Vorladung in Paris, merkte aber bald, daß seine Richter ihm ungünstig wären, und weil er besorgte, man könnte ihn wohl gar festsetzen, so entwich er verkleidet von Paris, und ließ seine Sache durch Gevollmächtigte führen. Das Parlement sprach hierauf das Herzogthum der Gräfinn Penthievre, Carls Gemahlinn, zu, und Philipp befahl seinem ältesten Prinzen Johann, sie in den Besitz desselben zu setzen. Dieser Spruch ward indes, als widersprechend dem salischen Gesetze, vermöge dessen Philipp VI. König geworden war, allgemein gemißbilligt.

Johann, Herzog der Normandie, rückte demnach an der Spitze eines Heers in Bretagne ein, und Montfort, der sich in die Stadt Nantes gezogen hatte, fiel durch Verrätherey in seine Hände. Er ward gefangen nach Paris gebracht, und es schien mit ihm aus zu seyn, wenn nicht der Muth seiner Gemahlinn seiner Parthey neues Leben gegeben hätte. Dies heldenmüthigste Frauenzimmer ihrer Zeit, Johanna von Flandern, hörte kaum die Nachricht von dem traurigen Schicksal ihres Gemahls,

so

so rief sie die Einwohner von Rennes, wo sie sich aufhielt, zusammen, stellte ihnen das Unglück ihres Hauses rührend vor, und empfahl ihren vierjährigen Sohn, den sie auf den Armen trug, ihrem Schutze, als den einzigen männlichen Nachkommen der Fürsten, für die sie so viel Liebe bezeigt hätten. Alle, die sie hörten, wurden durch diesen beweglichen Anblick gerührt, und versprachen, für ihre Familie zu leben, und zu sterben. Eben dies gelobten die Bürger der meisten festen Plätze in Bretagne, und, nachdem sie die ganze Provinz in guten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, schloß sie sich in Hennebon ein, um da die versprochene Hülfe aus England zu erwarten, ihren Sohn aber schickte sie an Eduards Hof, ihn durch dies Pfand zur Unterstützung ihres Hauses noch kräftiger zu verbinden.

Carl von Blois nahm Rennes ein, und rückte nun vor die Festung Hennebon, die er, von einem ansehnlichen französischen Heere unterstützt, mit vieler Hitze angriff. Die Gräfinn Johanna vertheidigte sich aber mit dem größten Muth, und die Belagerer wurden bey jedem Sturme zurückgetrie-

ben; sie war bey allen Ausfällen zugegen, und einst, da sie hörte, daß die Feinde, über dem Stürmen, eine entfernte Gegend des Lagers unbesetzt gelassen, fiel sie mit 200 Reutern an dieser Seite aus, richtete eine große Niederlage unter ihnen an, und steckte das Lager in Brand. Sie ward zwar von der Stadt abgeschnitten, ließ aber ihre Leute mit vieler Entschlossenheit auseinander sprengen, und an einem bestimmten Orte sich wieder sammlen, worauf sie nach fünf Tagen an der Spitze von 500 Reutern wieder erschien, sich durchs französische Lager schlug, und in die belagerte Stadt zurückkehrte.

Die öftern Angriffe der Feinde hatten indeß der Stadt so zugesetzt, daß man wegen ihrer Uebergabe Unterhandlung zu pflegen anfieng; als die Gräfinn, die einen hohen Thurm bestiegen hatte, in der Ferne einige Seegel in der See erblickte. Sie rief sogleich: die Hülfe kommt, faßt Muth meine Kinder! keine Uebergabe! diese Erscheinung rettete die Stadt, denn Walther von Mauny, einer der tapfersten englischen Ritter, lief mit einer Flotte, die lange durch widrige Winde war aufgehalten

gehalten worden, in den Hafen ein, und brachte sechs tausend Bogenschützen, nebst einem Haufen englischer Reuter, zum Entsatz von Hennebon herbey.

Johanne wuste hierauf einen Stillstand für sich zu bewürken, und dieser schaffte ihr Gelegenheit, da er eben verlaufen war, nach England überzugehen, um neue Hülfe zu suchen. Eduard, so sehr er auch damals durch die Schotten beunruhigt war, rüstete doch eine Flotte von 45 Schiffen aus, die unter Robert von Artois nach Bretagne geschickt ward. Ludwig von Spanien, Philipps Admiral, erwartete solche auf der Höhe von Guernsey. Es kam zu einem blutigen Seegefecht, woran Johanna, die mit der Flotte zurückkehrte, eben so viel Antheil nahm, als irgend ein Befehlshaber. Ein Sturm trennte endlich beyde Flotten, Robert aber landete in Bretagne, eroberte Vannes, und richtete unter den Belagerten eine solche Niederlage an, daß kaum die vier Ritter entkamen, die den Ort vertheidigt hatten. Doch diese sammleten gleich wieder einen neuen Haufen, und nahmen Vannes mit Sturm den Engländern weg,

wobey Robert tödtlich verwundet ward, so, daß er sich nach England muste bringen lassen, wo er bald starb.

Eduard entschloß sich jetzt, die Rechte der Gräfin von Montfort selbst zu vertheidigen, und gieng noch im Jahr 1343 nach Bretagne, um den Krieg mit Philippen, worinn er bisher nur als Bundesgenosse erschienen war, nun in seinem eignen Namen fortzusetzen. Um seinen Feinden sich mit einmal furchtbar zu machen, belagerte er vier feste Plätze zugleich; weil er aber zu viel unternahm, schlug ihm alles fehl. Der Herzog von der Normandie erschien mit einer ansehnlichen Macht in Bretagne, und zwang ihn, sein Heer bey Vannes zusammen zu ziehen. Hier ward er, da es ihm an Lebensmitteln gebrach, so in die Enge getrieben, daß er in Gefahr kam, sich ergeben zu müssen. In einer so mißlichen Lage gab er der Vermittelung des Papsts Clemens VI. Raum, der einen Stillstand bewürkte, durch welchen auch der Graf von Montfort seine Freyheit wieder bekam, doch mit dem Beding, nicht aus Paris zu weichen. Allein dieser fürchtete sich so sehr für Anschlägen

wider

wider sein Leben, daß er abermals nach Bretagne entfloh.

Der Papst gab sich viel Mühe, einen dauerhaften Frieden zu stiften, und Philipp war nicht abgeneigt darzu, weil er hofte, Eduard würde nun, da Robert von Artois todt war, eher sich rathen lassen. Allein dieser war froh, sich aus der gefährlichen Lage herausgerissen zu haben, in der Beobachtung des Stillstandes hingegen keineswegs gewissenhaft. Da auch sein Parlement, als er nach England zurück kam, ihm rieth, sich durch einen arglistigen Stillstand von Philippen nicht hintergehen zu lassen, und ihm versprach, die Kosten zur Erneurung des Krieges herzugeben, so schickte Eduard zwar zum Scheine Gesandten nach Avignon, wo der Pabst einen völligen Frieden bewürken wollte, gab ihnen aber solche Anweisungen, daß sich die Sache zerschlug.

Der Vorwand, den Eduard zur Erneuerung des Krieges gebrauchte, war eine übereilte, wenigstens ohne alle Form des Rechts von Philippen veranstaltete Hinrichtung Oliviers von Clisson, eines mäch-

tigen Bretagnischen Großen, den Eduard überredet hatte, sich für Johann von Montfort zu erklären, da er vorher zu Carls Parthey sich gehalten hatte. Philipp betrachtete ihn als einen treulosen Verräther, und da er um diese Zeit seinen zweyten Prinzen, Philipp, Herzogen von Orleans, mit Blanchen, einer Tochter Carls des Schönen, vermählte, stellte er dabey ein Ritterspiel an, welches eine Nachahmung der runden Tafel Königs Arthurs seyn sollte, die Eduard kürzlich eingeführt hatte. Clisson, der nur kürzlich aus England zurück gekommen war, wo er als ein Anhänger Carls von Blois gefangen gesessen, begab sich mit eilfen seiner Freunde an Philipps Hof, um diesem Ritterspiele beyzuwohnen; weil es aber diesem bekannt war, daß er und seine Freunde mit Eduarden jetzt in geheimer Verbindung wären, ließ er sie sämtlich einziehen, und ohne Förmlichkeiten als Verräther hinrichten. Dies Verfahren war unverzeihlich, zumahl da keine offenbaren Beweise da waren, daß diese Edelleute Montforts Parthey ergriffen hätten, sondern man es nur, obwohl nicht ohne Wahrscheinlichkeit, vermuthete. Auch gieng Eduarden diese Grausamkeit so nahe, daß er einen Brief

voll

voll bitterer Klagen darüber an den Papst schrieb, und öffentlich bekannt machte, worinn diese übereilte That, als ein Bruch des Stillstandes, mit sehr schwarzen Farben geschildert ward.

Sein Parlement, dem er von dieser Verletzung des Stillstandes, von Frankreichs Seite, Bericht gab, rieth ihm den Krieg fortzusetzen, ohne sich um des Papsts Vermittelung zu bekümmern, und Eduard vermehrte also seine Seemacht, ließ ganze Wälder zum Bau neuer Schiffe umhauen, und gab dem Herzoge von Brabant, so wie andern Fürsten, die es mit ihm hielten, noch mehr Hülfsgelder.

Philipp wollte nicht davor gehalten seyn, daß er zuerst den Stillstand gebrochen hätte, und gab eine Kriegserklärung heraus, worinn er diesen Bruch auf Eduarden allein zurückschob. Er vergrößerte seine Flotte nicht weniger, und verband sich zu dem Ende nicht nur mit dem Könige von Castilien, der ihm Schiffe zuführen sollte, sondern auch mit dem Grafen von Hennegau und dem Bischofe von Lüttich. Sein Vetter, der Prinz

Ludwig von Spanien, ward vom Papste zum König der canarischen Inseln ernannt, und warb, zu Philipps Vortheil, sowohl in Frankreich als England, viel Völker an. Weil aber diese Zurüstungen unermeßliche Summen hinnahmen, muste Philipp sein Land mit einer neuen Abgabe auf das Salz beschweren, die unter dem Namen Gabelle noch heutiges Tages fortdauert. Eduard nannte ihn deswegen zum Spott den Urheber des salischen Gesetzes, womit er zugleich auf das Recht anspielte, dem Philipp VI. seine Thronfolge zu verdanken meynte.

Eduard ließ im Jahr 1345 eine neue Ausforderung an Philippen ergehen, nachdem er schon vorher durch Heinrich von Leon, einen bretagnischen Großen, der eine Zeitlang sein Gefangner gewesen war, ihn hatte herausfodern lassen. Der Papst, auf dessen Urtheil sich beyde Könige bezogen, äußerte für Philippen viel Vorliebe, denn er hieß sogar dessen unverantwortliche Hinrichtung Clissons und seiner Freunde gut, rückte auch Eduarden die in Bretagne verübten Feindseligkeiten vor, dieser entschuldigte sich zwar, daß er nur Montforten

einige

einige Hülfe gesandt habe, ließ aber zu gleicher Zeit seinen Vetter, den Grafen von Derby, einen Einfall in Guienne vornehmen, und viel feste Plätze erobern. In kurzer Zeit machte dieser kluge und tapfere Prinz viel Glück, welches aber Philipps Geldmangel eben so sehr, als seiner kriegerischen Geschicklichkeit zuzuschreiben war. Um noch stärkere Hülfsgelder, als Eduard, seinen Bundsgenossen anbieten zu können, hatte er seine Länder mit Abgaben drücken, und den Gehalt der Münze verringern müssen, hiermit aber bey seinen Unterthanen allgemeines Mißvergnügen erregt. Zu Orleans und in der Normandie entstanden aufrührerische Bewegungen, es gab in diesem der französischen Regierung immer abgeneigten Volke Leute, die öffentlich behaupteten: Eduards Recht zur Krone Frankreichs sey unstreitiger, als Philipps, und ein kühner unternehmender Mann, Gottfried von Harcourt, der vorhin bey Philippen sehr in Gunst war, flüchtete, weil man ihn der Untreue verdächtig fand, nach England, wo er von Eduarden gut aufgenommen, und so sehr sein Vertrauter ward, daß er ihm Robert von Artois Verlust ersetzte. Philipp konnte nicht seine ganze Macht wider den Grafen von

Derby anwenden, denn der junge Herzog von der Normandie suchte erst die Ruhe in seinem eignen Lande wieder herzustellen, eh' er sich dem Fortgange der siegreichen Waffen Derbys kräftig widersetzte.

In Bretagne hatte Montfort wieder angefangen, sich zu regen, allein Carl von Blois war ihm zu mächtig, und nahm ihm einen haltbaren Platz weg, bey dessen Eroberung er gegen die unschuldigen Einwohner unmenschlich verfuhr, sie ohne Ausnahme des Geschlechts niederhauen ließ, und seinen Grausamkeiten nicht eher ein Ziel setzte, als bis er einen Säugling unter einem Haufen getödteter Bürger erblickte, der an der blutenden Brust seiner ermordeten Mutter ängstlich nach Milch suchte. Montfort gieng, da er diesen Platz vergebens wieder zu erobern gesucht, nach England, um bey Eduarden Hülfe zu suchen; allein dieser hatte mit seinem eignen Kriege genug zu thun. Er kam deswegen trostlos nach Hennebon zurück, starb vor Gram bald hernach, und ließ seinen einzigen Sohn Johann, den Erben seiner Ansprüche, unter der Pflege seiner helden-

heldenmüthigen Mutter, und dem Schutze Eduards zurück.

Dieser that zwar etwas, um die Parthey der Gräfin Montfort aufrecht zu halten, konnte aber dem Grafen von Derby, der sich im offnen Felde gegen den Herzog von der Normandie nicht zu halten vermochte, gar nicht gehörig unterstützen, weil er eben damals einen ungerechten Anschlag auf Flandern ausführen wollte. Der Graf von Flandern hatte, da er in seine Länder zurückgekommen war, sich dort einen Anhang zu machen gewußt, der Artevillens Ansehen die Waage hielt. Hierüber gerieth dieser in Unruh, und wandte sich an Eduarden, mit dem Versprechen, Flandern seinem Sohne, dem Prinzen von Wallis, zu verschaffen. Eduard willigte in diesen Vorschlag, der seinem Ehrgeiz schmeichelte, und Arteville berief die Stände von Flandern nach Gent, wo er ihnen seinen Entwurf vorlegte. Er breitete sich über die wichtigen Vortheile aus, die den Flanderern daraus entstehen müßten, wenn sie unter dem Schutze eines so mächtigen Fürsten stünden, als der König von England sey, dem zugleich das Recht zur Krone

Frank-

Frankreichs gebührte. Dem Grafen von Flandern sollte, nach Artevillens Vorschlage, die Wahl gelassen werden, entweder die Parthey von Frankreich ganz zu verlassen, oder sein Land dem Prinzen von Wallis abzutreten, der, nebst seinem Vater, sogleich Besitz davon nehmen sollte.

Das Volk, bey dem Arteville noch immer sein Ansehn behauptete, fanden die Abgeordneten der Stände von Flandern diesem Vorschlage sehr geneigt. Da es ihnen aber mißfiel, daß ein so wichtiger Vorschlag von Artevillen kommen sollte, verlangten sie einen Monat Bedenkzeit, um die Sache mit ihren Vorgesetzten zu überlegen. Der König von England hatte sich indeß mit seinem Sohn, der von der Farbe seiner Rüstung der schwarze Prinz hieß, den flandrischen Küsten mit einer zahlreichen Flotte bereits genähert, und Arteville traute sich noch Ansehen genug zu, die Sache durch das gemeine Volk ausführen zu können, ohne die Einwilligung der Stände darüber abzuwarten. In Brügge und Ypern behielt er auch die Oberhand, zu Gent aber, wo man ihn wegen seiner Grausamkeiten haßte, widersetzten sich die Bürger, und es kam zu

einem Aufstande, wobey er im Jahr 1345 ermordet ward. Eduard sahe dadurch seine Hoffnung wenigstens vor jetzt getäuscht, und kehrte voll Verdruß nach England zurück, verschwieg aber sorgfältig seinem Parlemente den Unfall, der seine Erwartungen vereitelt hatte, um die Zuneigung der flandrischen Stände nicht zu verscherzen, durch die er noch einst seinen Wunsch, Herr von Flandern zu werden, zu erreichen hoffte. Er gab den Abgeordneten der Flandrer Gehör, und diese bezeugten ihm, daß die Stände ihm so wenig, als seinem Prinzen, abgeneigt gewesen, nur aber der Haß gegen Artevillen diesen Anschlag mißlingen gemacht hätte.

Der Herzog von der Normandie führte im Jahr 1346 ein Heer von 60000 Mann dem Grafen von Derby entgegen. Dieser, der jetzt nach seines Vaters Tode Graf von Lancaster hieß, muste nur sich vertheidigen, und konnt' es daher nicht hindern, daß jener Angouleme, und andre feste Plätze wegnahm, zuletzt aber Aiguillon belagerte. Dies war die stärkste Festung der Engländer, und hatte, bey einer zahlreichen Besatzung, den tapfern Sir

Walter

Walter Mauny zum Vertheidiger, daher war es dem Herzoge unmöglich, sie mit Sturm zu erobern, um 'so mehr, da der Graf von Lancaster die Unternehmungen der Belagerer mit seinem fliegenden Heer oft unterbrach. Die Franzosen wollten daher den Ort durch Hunger zwingen, und es wäre ihnen vermuthlich gelungen, wenn nicht ein neuer Einfall Eduards die Aufmerksamkeit des Herzogs auf eine andre Seite hingezogen hätte.

Eduard hatte, durch Unterstützung seines Parlements, eine Flotte von fast tausend Segeln, nebst einem zahlreichen Heere, zusammengebracht, und war mit seinem ältesten Prinzen, der damahls 15 Jahre zählte, von Portsmouth abgeseegelt, nachdem er vorher feyerlich erklärt hatte: er sey entschlossen, entweder zu siegen, oder zu sterben, und von seinem Heere die willigste Folge bis in den Tod sich hatte versichert gesehen. Widrige Winde hielten ihn lange zurück, zu Bayonne oder Bourdeaux zu landen, und dies gab Gottfrieden von Harcourt Muße, ihn zu einer Aenderung seines Plans zu bereden, nemlich in der Normandie ans Land zu steigen, wo weniger Gegenwehr vom Feinde,

das

das Volk aber geneigter wäre, die Engländer aufzunehmen.

Eduard stieg, nach Harcourts Vorschlage, bey la Hogue ans Land, nahm 30 französische Schiffe weg, und ließ sich von Harcourt, der einer der vornehmsten Baronen der Normandie war, huldigen. Ein allgemeines Schrecken breitete sich über ganz Frankreich aus, und Philipp ließ seinen Vorsatz, eine Landung an der englischen Küste zu versuchen, augenblicklich fahren, um seine ganze Macht gegen den König von England zu gebrauchen, der sich über die ganze Normandie ausbreitete, und das Land mit Verheerung erfüllete. Das englische Heer zog in drey Abtheilungen neben einander hin, deren eine der Graf von Warwick, die andere Harcourt, die mittlere aber Eduard selber anführte. Die Flotte sollte indeß, unter dem Grafen Huntingdon, längst der Küste kreuzen, und das Heer zu Lande mit Lebensmitteln versorgen.

Philipp sammlete indeß ein Heer, und schickte den Grafen Eu, nebst dem von Tancarville ab, um Caen, eine reiche und offne Handelsstadt, wel-

cher sich die Engländer näherten, zu vertheidigen. Die Bürger waren durch ihre Reichthümer übermüthig geworden, und weil sie noch keinen Begriff von dem Elende des Kriegs hatten, meinten sie, ihrer Menge wegen, den Engländern wohl im freyen Felde die Spitze biethen zu können. Sie erwiederten den Antrag des englischen Herolds, der die Stadt zur Uebergabe aufforderte, durch die gröbsten Schimpfreden, und drangen in den Grafen von Eu, er solle sie herausführen, den Engländern entgegen, die zu einem Hauptsturme Anstalt machten. Allein der Anblick ihrer Schlachtordnung setzte sie in solches Schrekken, daß sie in größter Eil wieder umkehrten. Der Connetable, Eu und Tancarville wurden gefangen, und der Graf Warwick drang mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt, worauf ein Blutbad erfolgte, in dem viele tausende ohne Unterschied niedergemacht wurden. Die Einwohner verriegelten ihre Häuser, warfen die Engländer mit Steinen und Dachziegeln, als Verzweifelnde, und rieben dadurch 500 von Eduards besten Leuten auf. Dieser ward dadurch äußerst aufgebracht, und gab schon Befehl, die Stadt anzuzünden, allein Harcourt brachte ihn durch ernst-

liche Vorstellung und Bitten noch davon zurück. Das Leben der Einwohner ward zwar gerettet, aber die Plünderung dauerte drey Tage lang, und es ward eine unsägliche Beute, nebst 300 der reichsten Bürger, und mehr als 60 Rittern auf die englische Flotte gebracht, die nebst den beyden gefangnen Befehlshabern nach England geschafft wurden.

Mit der Citadelle von Caen hielt Eduard sich nicht auf, sondern zog durch die Bißthümer Lisieux und Evreux auf Rouen loß, fand aber daß die Brücke schon abgeworfen, und Philipp mit seinem Heere bereits da war. Diese Vorsicht rettete Rouen, und selbst die Hauptstadt von Frankreich, denn die leichten Truppen Eduards streiften schon bis vor die Thore von Paris. Bey Poißy wollte Eduard über die Seine gehen, er fand aber die französischen Truppen an der andern Seite gelagert, und merkte nun, daß Philipp willens sey, ihn von allen Seiten einzuschließen, um ihn dann mit desto größerm Vortheil angreifen zu können.

In der That hatte Philipp seine Maaßregeln vorsichtiger genommen, als Eduard; denn er war ihm an dem entgegenstehenden Ufer der Seine immer mit gleichem Schritte nachgegangen; bey St. Denis aber hatte er ein andres Heer versammlet, das der alte König von Böhmen und Johann von Hennegau anführten. Weil er fand, daß Eduard fest entschlossen sey, über die Seine zu gehen, so ließ er das Heer bey St. Denis zu dem seinigen stoßen, um dem Streite durch ein entscheidendes Treffen ein Ende zu machen. Eduard, der bisher nur in einem wehrlosen Lande umher gestreift war, und Beute gemacht hatte, sah sich jetzt in eben diesem mit Flüssen allenthalben durchschnittenen Lande in Gefahr, entweder aus Mangel umzukommen, oder von einem Feinde, der 100,000 Mann wider ihn anführte, aufgerieben zu werden.

In dieser Verlegenheit ließ er die Kriegsgefangenen, die er mit sich führte, fragen: ob keiner eine Farth über die Somme wüßte, und versprach dem Entdecker die Freyheit für sich, nebst 20 seiner Landsleute. Dies reizte einen Normannen, Agace, den Vortheil seines Vaterlandes zu verrathen: er entdeckte

entdeckte Eduarden unterhalb Abbeville eine Farth, wo das Wasser der Somme, zur Zeit der Meeres-Ebbe, konnte durchwadet werden. Eduard eilte dahin, fand aber Godmar du Fay, an der Spitze von 12000 Franzosen, an der andern Seite; allein dies hielt ihn nicht ab, mit dem Degen in der Faust, in den Strohm zu springen, die Feinde aus ihrem Posten zu vertreiben, und sich dadurch einen Rückzug nach Flandern frey zu machen. Philipp kam mit seinem Heere bey der Farth eben an, da der Nachtrab der Engländer übersetzte, aber die anschwellende Fluth hinderte ihn zu folgen, und er muste über die Brücke bey Abbeville gehen, worüber einige Zeit verlohren ging.

Philipp war ungeduldig, seinen Feind sich so ungestraft entwischen zu sehen, und setzte ihm mit der grösten Eil nach; Eduard aber, der einen Angriff des französischen Monarchen, welcher ihm auf dem Fuße folgte, unvermeidlich voraussahe, rückte einige Meilen in die Grafschaft Ponthieu hinein, und bezog ein festes Lager in dem Flecken Crecy, wo er sein Heer in drey Haufen an einer schrägen Anhöhe so vortheilhaft stellte, daß er den Angriff des Feindes

 hier

hier ruhig meynte erwarten zu können. Um seinen Soldaten herzhafte Entschlossenheit einzuflößen, ritt er mit einer ruhigen und heitern Miene durch die Glieder, und ermunterte sie durch freundliches Zureden. Auch soll er außerdem zuerst von einer Erfindung an diesem entscheidenden Tage Gebrauch gemacht haben, die bey der damahls noch neuen Erfindung des Pulvers im Kriege bisher unbekannt war, nemlich vor seiner Schlachtordnung einige Stücke grobes Geschütz hinzustellen. Philipp, dem der Gebrauch desselben übrigens so gut, wie den Engländern bekannt war, hatte solche vermuthlich, als Hindernisse seines eilfertigen Marsches, zurückgelassen, und verließ sich auf die überlegene Zahl, so wie auf den Muth seiner Streiter, welche die Engländer als so viel wilde Thiere betrachteten, die sie bereits in ihren Netzen gefangen hätten.

In großer Unordnung brach er mit seinem Heere von Abbeville auf, und schickte einige seiner Officiere voraus, die des Feindes Stellung beobachten sollten. Diese kamen zurück, und berichteten ihm die vortheilhafte Stellung der Engländer, die sie mit großer Ruhe hatten aufmarschiren gesehen. Sie riethen ihm,

ihm, das Treffen bis auf den folgenden Tag zu verschieben, damit seine Leute sich ausruhen, und in bessere Ordnung gestellt werden könnten, als die Eile, in welcher sie ankamen, gestattete. Philipp war geneigt, diesem Rathe zu folgen, allein die Ungeduld des französischen Adels machte es unmöglich, die Truppen aufzuhalten. Obwohl er Befehl dazu gab, drängte doch ein Zug den andern, und so langte sein zahlreiches Heer ermüdet und in Unordnung vor einem Feinde an, der den Vortheil einer guten Fassung vor ihm voraus hatte. Die erste Linie, die Doria und Grimaldi anführten, bestand aus 15000 genuesischen Armbrustschützen; der Bruder des Königs, Graf Alencon, führte die zweyte, und der König selbst war an der Spitze des Nachtrabs. Die Franzosen waren über 100,000 Mann, die Engländer kaum 40000 stark, allein dies waren die geübtesten Krieger, die unter der besten Zucht standen, und von einem Könige angeführt wurden, den seine Klugheit und Herzhaftigkeit einer weit größern Macht überlegen machten.

Die Engländer schlossen, da sich der Feind näherte, ihre Glieder, und erwarteten den Angriff

der Genueser. Ein eben gefallener Regen hatte die Sehnen an den Bogen ihrer Armbrüste schlaff gemacht, und sie weigerten sich daher, den Angriff zu thun, da sie aber sich hierzu gezwungen sahen, so erreichten ihre Pfeile den Feind nicht. Dieser hatte seine Bogen mit Decken verwahrt, und goß daher einen Regen von Pfeilen auf die gegenseitige Menge, wodurch solche bald in Unordnung kam. Die Genueser drängten sich zurück auf die Reuterey des Grafen Alencon, der dadurch aufgebracht, seinen Rittern befahl, über sie hinzureiten. Dies geschah, und das Gedränge, der Schrecken und die Verwirrung dieses großen Haufens, ward dadurch noch vermehrt.

Der junge Prinz von Wallis nahm diesen günstigen Umstand wahr, und führte seine Linie zum Angriff an. Die französische Reuterey öffnete sich links und rechts, um den englischen Bogenschützen in die Seite einzufallen, durch diese Bewegung aber ward es Philippen unmöglich gemacht, sie zu unterstützen. Allein die Grafen Alencon und Blois, nebst dem Herzoge von Lothringen munterten sie durch ihr eigen Beispiel auf, und sie

griffen

griffen die Engländer mit so vielem Muthe an, daß der Prinz von Wallis mit seinen Truppen beynah wäre eingeschlossen worden, wenn nicht die Grafen von Arundel und Northampton ihm mit einer Schaar aus der zweyten Linie zu Hülfe geeilt wären.

Das Treffen war eine Weile zweydeutig, und der Graf von Warwick schickte in dieser Gefahr einen Ritter an den König Eduard, um Hülfe für den Prinzen von Wallis sich auszubitten. Eduard übersah von einer Anhöhe kaltblütig das Treffen, und frug nur, da der Ritter zu ihm kam: ob der Prinz getödtet oder verwundet sey? da er aber hörte: keins von beyden, schickte er ihn mit der Antwort zurück: er habe dem Prinzen die Ehre des Siegs zugedacht, und hoffte, er werde seine Sporne verdienen, sich als ein tapfrer Ritter betragen, und ohne seinen Beystand den Feind zurücktreiben. Dies machte dem Prinzen neuen Muth, er griff den Feind mit verdoppelter Hitze an, brachte die französische Reuterey in Unordnung, und ihr Anführer, der Graf Alencon ward erschlagen. Die Ritter wurden mit ihrer schweren Rüstung zu Boden geworfen, und das Fußvolk aus Wallis schnitt ihnen mit ihren

langen Messern, ohne Verschonen eines einzigen, die Kehlen ab.

Philipp rückte vergebens mit dem Nachtrab an, um durch die überlegene Menge den Feind zu unterdrücken. Er führte seine Leute selber an, und fochte mit Löwenmuthe; allein die Unordnung, die unter dem französischen Heere war, hörte nicht auf, und sie war es, die ihm den Sieg aus den Händen riß. Die Engländer fochten mit Klugheit und entschlossenem Geiste, und da auch körperliche Stärke ihnen im hohen Grade eigen war, so behielten sie die Oberhand. Die tapfersten Feldherrn der Franzosen fielen, Philipp verlohr ein Pferd unterm Leibe; er bestieg ein andres, und war entschlossen, Stand zu halten, obwohl er fast ganz verlassen war; allein der Graf von Hennegau ergriff den Zügel des Pferds, und zog ihn, selbst verwundet, vom Schlachtfelde hinweg.

Die Niederlage ward nun allgemein, bis die Finsterniß dem Nachsetzen der Sieger ein Ende machte. Da die Engländer am folgenden Morgen bemerkten, daß viele Franzosen, bey einem starken

Nebel den Weg verfehlt hatten, richteten sie auf den Anhöhen einige im Treffen eroberte französische Paniere auf, und alle, die sich dadurch herbeylocken ließen, wurden ohne Verschonen niedergehauen. Dies machte den Verlust des französischen Heers so groß, daß er auf 37000 Mann geschätzt ward, worunter sich 11 Prinzen vom Geblüte, 80 Bannerherrn, und an 6000 Ritter befanden. Auf englischer Seite sollen nur drey Ritter, und eine kleine Anzahl gemeiner Krieger geblieben seyn; ein Beweiß, daß der Angriff der Franzosen die Schlacht mehr einem wilden Getümmel, als einem Treffen ähnlich gemacht habe.

Vergebens suchte Philipp den Rest seines Heers zu sammeln, und ein neues Treffen zu wagen; der Muth seiner Völker war völlig gesunken, und sie kehrten alle nach Hause zurück. Auch diejenigen, die ihm zur Verstärkung herbeyrückten, und die er nicht hatte erwarten können, fielen gröstentheils den Siegern in die Hände, und nur wenige entkamen dem Schwerdte, denn die Engländer konnten sich in ihrer gegenwärtigen Lage nicht mit Gefangenen beschweren. In der ersten Erbitterung wollte Philipp

den

den du Fay mit dem Strange dafür bestrafen, daß er dem Feinde den Uebergang über die Somme nicht verwehrt hatte; allein der Graf von Hennegau besänftigte ihn, indem er ihm sagte: da die ganze Macht Frankreichs wider Eduarden nichts vermocht hätte, so sey es kein Wunder, daß du Fay nichts gegen solchen habe ausrichten können.

Eduards Klugheit zeigte sich in den Maaßregeln, die er ergriff, diesen wichtigen Sieg zu nützen. Er verfolgte Philippen nicht bis an die Thore seiner Hauptstadt, wie dieser besorgte, sondern dachte nur darauf, sich, durch Eroberung der Stadt, und des *Hafens* von Calais, einen immer offnen Eingang in Frankreich zu verschaffen, und sezte daher seinen Zug nur bis an die Thore von Boulogne fort, worauf er nach wenig Tagen Calais zu Lande und zu Wasser belagerte.

Philipp hatte indeß dem Herzoge von der Normandie, der seit geraumer Zeit Aiguillon mit grossem Verluste belagert hielt, Befehl ertheilt, unverzüglich mit seinem Heer nach Paris zurück zu kommen. Der Graf von Lancaster, und Walther Mauny, die diesen

Ort

Ort herzhaft vertheidigt hatten, giengen hierauf, mit vereinigten Truppen, über die Garonne, nahmen viele Oerter weg, und breiteten überall Verwüstung aus. Ihre Waffen waren so siegreich, daß die Franzosen nirgends sich ihnen zu widersetzen wagten; der Graf Lancaster nahm zulezt noch Poitiers weg, welches er aber, wegen seiner Grösse, unbesezt lassen muste, und gieng hierauf nach Bourdeaux in die Winterquartiere.

Eduard, obwohl er die grösten Anstalten gemacht hatte, Calais zu erobern, sah doch bald ein, daß es durch Gewalt nicht möglich seyn würde; denn der Ort hatte an Johann von Vienne einen tapfern Befehlshaber, und die Bürger waren durch ihn mit patriotischem Eyfer, für den König und das Vaterland zu fechten, ermuntert worden. Er nahm sich daher vor, durch Hunger sie zur Uebergabe zu zwingen, und errichtete ein Lager, was einer Stadt ähnlich sah, ließ bedeckte Hütten für die Soldaten bauen, und ordentliche Befestigungen aufwerfen, die denen von Calais selbst an Stärke fast gleich kamen. So blieb er beynah ein Jahr vor dem Orte stehen.

Philipp zog indessen, sobald er in seiner Hauptstadt angekommen war, mit Hülfe des Herzogs von der Normandie, ein neues zahlreiches Heer zusammen, womit er Calais entsetzen wollte. Als er aber im Jahr 1347 sich dem Lager Eduards näherte, sah er bald ein, wie vergeblich es seyn würde, daran zu denken. Calais war indeß durch äusserste Hungersnoth so weit gebracht, daß Philipp ein Treffen zu seiner Befreyung wagen, oder den Ort völlig aufgeben muste. Er ließ Eduarden deßwegen zu einer Schlacht förmlich auffordern, diesen aber antwortete kaltblütig: Philipp hab' ihn der Krone Frankeichs mit Unrecht beraubt, er werde daher sein Recht wider ihn behaupten, und sey jezt im Begriff, Calais zu erobern, nicht aber willens, mit Philipp, zu fechten, wofern dieser ihn nicht durchaus darzu zwänge. Einen eben so unfreundlichen Bescheid, erhielten zu gleicher Zeit die Cardinäle von Clermont und Neapel, die der Pabst an Eduarden geschickt hatte, einen Frieden zu vermitteln.

Philipp war in bedrängter Verfassung, denn es fehlte ihm an Geld, sein grosses Heer beysammen zu erhalten. Zwar kamen ihm die Stände des Reichs

auf

auf alle Weise zu Hülfe, und er erhielt durch Auflagen, die man immer vermehrte, so wie durch Lombards beträchtliche Summen; allein dies alles reichte nicht zu, und er muste, zum grossen Schaden seines Reichs, den innern Werth seiner Münze verringern. Hieraus entstanden Verwirrungen, die kein Ende hatten, und das erschöpfte Reich versank immer tiefer ins Elend der Dürftigkeit und Sittenverderbniß. Es war unter diesen Umständen unmöglich für Philippen, Calais zu befreyen, er hofte, daß der Winter Eduarden zwingen würde, diesen Ort aufzugeben, und er bemühte sich indeß, die Flandrer von Eduards Parthey abzuziehen, womit es ihm endlich gelang.

Der junge Graf Ludwig von Flandern, dessen Vater bey Creci geblieben war, hielt sich an Philipps Hofe auf. Er war erst 15 Jahr alt, und unvermählt. Eduard ließ ihm daher seine Tochter Isabelle anbiethen, und die Flandrer schienen anfangs dieser Verbindung geneigt; allein der Herzog von Brabant wuste sich einen Anhang unter ihnen zu erwerben, und erbot sich, dies Land auf Philipps Seite zu ziehen, wenn dieser in eine Vermählung des jungen Grafen mit seiner Tochter willigte. Eduard, sobald er diesen Anschlag vernahm, arbeitete mit so gutem Erfolg ihm

entge-

entgegen, daß, bey einer Zusammenkunft der Stände von Flandern, kein einziger es wagte, sich für eine Verbindung des Grafen mit Brabant und dem französischen Hofe, zu erklären. Der Graf gieng hierauf selbst nach Flandern, und ward zwar mit gebührender Ehrfurcht empfangen, aber doch die Verbindung mit Isabellen ihm von dem Volke vorgeschlagen. Allein er erklärte sich: wenn gleich seine Unterthanen diese Verbindung wünschten, würde er doch nie sich mit der Tochter eines Mannes vermählen, der an seines Vaters Tode schuld sey. Diese edelmüthige Aeusserung beleidigte die Flandrer so sehr, daß sie ihn zu Courtray genau bewachen liessen. Weil er dieser Einschränkung seiner Freyheit bald müde ward, so stellte er sich, als ob er seinem Volke willfahren wolle, vollzog auch seine Verlobung mit Isabellen, und ließ sogar einen Tag zum Beylager ansetzen. Allein er hintergieng seine Aufseher, entkam, bey einer Falkenjagd, über die Schelde nach Paris, wo er, um Eduards Hoffnung ein Ende zu machen, sich mit Margarethen von Brabant vermählte. Die Flandrer wurden über diese Täuschung sehr erbittert, sie belagerten Bethüne, und der Herzog von der Normandie gieng vor Cassel; allein keiner von beyden Oertern ward einge-

eingenommen, weil der Winter die Belagerungen abbrach.

Eduard sezte indeß die Sperrung von Calais noch immer fort, und da ihn sein Volk mit Gelde zu diesem kostbaren Kriege reichlich versahe, so ließ er auch die Strenge des Winters sich davon nicht abhalten. Zwar war der Ort, vor dem Gebrauche des Geschützes, der festeste in der damaligen Welt, und Johann von Vienne vertheidigte ihn herzhaft; allein Eduard wuste ihn doch durch Hunger so weit zu bringen, daß er sich zur Uebergabe verstehn muste, wenn nicht Philipp, der immer mit seinem Heer in der Nähe stand, zu seinem Entsatz etwas wagte.

Vermuthlich hätte dieser das Schicksal von Calais durch ein Treffen, wozu er Eduarden zwingen können, zu entscheiden gesucht, wenn nicht eben damals die englischen Waffen auch in Bretagne, unter der Gräfin Montfort, siegreich gewesen wären. Diese war so glücklich, Philipps Vasallen, Carln von Blois zu schlagen, und als ihren Gefangenen, verwundet, nach England zu schicken, worauf die ganze Normandie ihr in die Hände fiel. Carls Gemahlin,

mahlin, war zwar, durch ein sonderbares Verhängniß, eben so geistvoll, als herzhaft, wie jene, und sammlete die Überbleibsel von ihres Gemahls Heere, um ihre Staaten zu vertheidigen, indeß konnte sie mit geschlagenen Völkern doch so viel nicht ausrichten, als die Gräfin von Montfort mit siegreichen.

Philipp sah sich, durch manche ungünstige Ereignisse, gedrungen, die Vermittelung des Papsts, zu einem Vergleiche zwischen sich und Eduarden nochmals zu suchen, und Eduard, vermuthlich nur Zeit zu gewinnen, schien willig darzu. Die Unterhandlungen fingen also wieder an, während derselben aber schickte Eduard Philippen einen aufgefangenen Brief der Bürger von Calais, der an ihn gerichtet war, und mit den lebhaftesten Farben ihr Elend schilderte. Sie sagten ihm darinn: „daß „sie ihre Pferde, ja sogar Hunde, und Ratten auf„gezehrt hätten, und ihnen nun nichts weiter übrig „sey, als sich selbst einander aufzuessen, oder einen „Ausfall zu thun, um lieber mit Ehren, durch die „Hände der Engländer, als innerhalb der Mauern „durch Hunger umzukommen.“

Allein

Allein, troz so mancher Philipps Stolz ungemein niederschlagenden Unfälle, blieb er hartnäkig dabey, Eduarden nichts weiter abzutreten, als was schon gewissermaaßen sein eigen war; die Grafschaft Ponthieu, und das Herzogthum Guienne. Kein Wunder denn, daß auch diese Unterhandlungen fruchtlos waren, und abgebrochen wurden. Um seinem Feinde alle Hofnung, Calais durch ein Treffen entsetzen zu können, völlig zu benehmen, ließ Eduard nicht allein frische Völker aus England kommen, sondern brachte auch in den Hafen vor die gelagerte Stadt Schiffe, die mit Canonen besezt waren; eine damals noch seltene Erscheinung. Dies entschied, nach einer Belagerung von einem Jahre, das Schicksal von Calais. Philipp zog sich, mit Verluste, durch die Picardie nach Amiens zurück, und die Bürger von Calais erboten sich, dafern man ihnen Leben und Freyheit schenkte, die Stadt zu übergeben.

Eduard, der eben damals den Triumph hatte, daß seine Gemahlin, nach ihrem Siege über den König von Schottland, den sie gefangen bekommen, ihm Lager vor Calais zu ihm kam, zeigte gegen die

Belagerten ungemeine Strenge. Er betrachtete sie als Aufrührer, die sich wider ihn, als ihren rechtmässigen Oberherrn, aufgelehnet hätten, und wollte sie auf keine Bedingung annehmen, sondern als Verräther am Leben gestraft wissen. Endlich ließ er sich, durch des Ritter Mauny Zureden, und Johann von Vienne Betheurung, daß sie ihr Leben, im äussersten Falle, den Siegern theuer verkaufen würden, doch bewegen, unter der Bedingung des Lebens der Einwohner zu schonen, daß sechs ihrer vornehmsten, mit blossen Häuptern, und Füssen, mit Stricken um den Hälsen, ihm die Thorschlüssel von Calais überbringen, und für ihre Mitbürger büssen sollten.

Dies vergrösserte die Bestürzung der Einwohner, und machte sie unvermögend, in ihrer so schrecklichen Lage einen Entschluß zu fassen. Endlich trat Eustach von St. Pierre aus der versammleten Menge hervor, und erbot sich, nebst drey andern der Angesehendsten, dem Besten seiner Mitbürger sich aufzuopfern, und die Zahl ward bald voll. Diese sechs heldenmüthige Männer erschienen vor Eduarden, in der Gestalt von Verbrechern, legten die Schlüssel der Stadt ihm zu Füßen, und hörten

von

von ihm den grausamen Befehl: sie sollten enthauptet werden. Der Prinz von Wallis, und alle Großen von England, die Zeugen dieses rührenden Auftritts waren, konnten diesen edelmüthigen Männern ihre Bewunderung und ihr Mitleid nicht versagen. Sie baten für ihr Leben, und der Ritter Mauny, nebst dem Prinzen von Wallis, warfen sich dem Könige zu Füßen; allein dieser blieb unbeweglich, und wiederholte mit strenger Miene den Befehl, sie zum Tode zu führen. Zuletzt stürzte die Königin in die Versammlung herein, umfaßte seine Knie, und bat, mit Thränen in den Augen, daß er ihr diese edelmüthige Patrioten schenken wolle. Der Monarch ließ sich durch diesen Anblick entwaffnen, und sagte zu ihr: er wünschte zwar lieber, daß sie an jedem andern Orte, als hier, ihm in den Weg träte, doch wolle er die Gefangenen ihrer Willkühr überlassen. Sogleich nahm sie solche in ihr Zelt, ließ sie speisen und kleiden, und schickte sie mit einem Geschenk an Gelde, in die Stadt zurück.

Ohne Zweifel war es Eduarden kein Ernst bey dem strengen Entschlusse, sechs unschuldige Bürger hinrichten zu lassen, die so viel für ihre Mitbürger

aufgeopfert hatten. Er wollte nur, da er den Thron Frankreichs einmahl in Anspruch genommen hatte, den übrigen Franzosen seinen Ernst zeigen, sich in dieser Würde eines Oberherrn über sie zu behaupten. Er nahm von Calais Besitz, und zeigte sogleich; daß er diese wichtige Eroberung für England, auf alle Weise zu behaupten Willens sey. Den Befehlshaber der Stadt, Johann von Vienne, setzte er, nebst allen Officiers der Besatzung, gefangen, und allen Einwohnern deutete er an, daß sie die Stadt räumen müßten, weil er solche mit Engländern besetzen wolle. Uebrigens ließ er diesen ausgehungerten Leuten Lebensmittel in solchem Ueberflusse reichen, daß 300 von ihnen, die sich nicht mäßigen konnten, das Leben darüber einbüßten: die andern mußten, nachdem sie sich gesättigt hatten, die Stadt verlassen, und wurden nach der Festung Guignes gebracht. Nur ein Priester und zwey alte Männer blieben zurück, um den neuen Einwohnern die Gebräuche und Grenzen des Orts, wie auch die Einkünfte jeder Familie, anzuzeigen. Eduard legte eine

Nieder-

Niederlage der vornehmsten englischen Waaren daselbst an, und machte dadurch Calais zu einem der wichtigsten Handelsplätze für fremde Kaufleute. So blieb es über 200 Jahre in den Händen der Engländer eine blühende Colonie, bis es im Jahr 1558 von den Franzosen wieder erobert ward. Nach der Einnahme von Calais aber kam, durch des päpstlichen Legaten Vermittelung, ein Stillstand zwischen beyden Königen zu Stande, der bis auf Johannis des folgenden 1348sten Jahrs dauern sollte, aber in der Folge noch einigemal, bis zum Ende der Regierung Philipps VI. verlängert ward.

Beyde Reiche fühlten das Elend eines langwierigen Krieges, doch Frankreich am meisten, weil auf die Hungersnoth, welche der Krieg verursacht hatte, eine Pest folgte, welche Paris sonderlich mitnahm, und das Land bis an die See entvölkerte. Der Stillstand sollte sich auch auf Schottland, Flandern, Gascogne und Bretagne erstrecken, ward aber von den beyden Amazonen, die sich um Bretagne

stritten, der Gräfin Montfort, und der von Blois, schlecht beobachtet. Allein eine noch stärkere Verletzung des Stillstandes von Seiten Frankreichs hätte für Eduarden schlimme Folgen haben können. Charni, der Philipps Truppen in der Picardie unter sich hatte, faßte den Anschlag, Calais den Engländern zu entreißen. Eduard hatte einen Italiäner, Almerich, zum Befehlshaber darinn gesetzt, der ein tapfrer Soldat, aber nicht unbestechlich war. Charni bot ihm 20000 Thaler, wofür jener ihm den Ort überliefern wollte. Allein der Handel ward verrathen, und Almerich nach London gefordert, wo Eduard ihm seine Verrätherey vorhielt, aber ihm das Leben zu schenken versprach, wenn er das Geld nehmen, und die Sache zum Verderben der Franzosen wenden wollte. Der Italiäner ließ sich zu dieser doppelten Verrätherey gebrauchen, und bestimmte einen Tag, die Franzosen heimlich einzulassen; Eduard aber gieng mit seinem Prinzen und einer Schaar Engländer, unter Mauny's Anführung, bey der Nacht nach

Calais, um die Franzosen zu empfangen, die am ersten Tage des 1349sten Jahres auch erschienen. Man öffnete für einen Theil derselben ein abgelegenes Thor, und Almerich, nachdem er die verabredete Summe erhalten hatte, versprach, das große Thor zu öffnen. Die, so zuerst herein gekommen waren, tödtete man, oder nahm sie gefangen, und nun drang Eduard mit einem Feldgeschrey zu dem geöffneten größern Thore hinaus, unter die Franzosen.

Charni sah nun wohl, daß er verrathen sey, wehrte sich aber sehr herzhaft, und es entstand ein blutiges Gefecht, worinn die Franzosen denn doch zuletzt den kürzern zogen, und meist niedergehauen wurden. Der tapferste unter ihnen, Eustach von Ribaumont, traf in dem Getümmel auf Eduarden, und dieser ließ sich mit ihm in einen Zweykampf ein, worinn der König zweymal vom Pferde geworfen, zuletzt aber doch Sieger ward. Er gestand nachher, daß er nie in größerer Gefahr ge-

wesen sey, als bey diesem Kampfe mit Eustach, den er für den tapfersten Ritter seiner Zeit erklärte, und ihm eine Perlenschnur, die er um seinen Kopf trug, umhieng, daß er sie zum Zeichen seiner Achtung tragen solle.

Es läßt sich nicht entscheiden, ob Philipp um Charni's Anschlag gewußt habe? schwerlich aber würde dieser eine so große Summe gewagt haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß sein König sie ihm erstatten würde. Indeß wollte Philipp von der Sache nichts wissen, und der Stillstand blieb also unverletzt. Es gelang ihm um diese Zeit, einen ansehnlichen Zuwachs zu seinem Gebiete zu erlangen, den er lange ins Auge gefaßt hatte, nemlich die Länder des Dauphins von Vienne, Humbert II. der über den Verlust seines einzigen Sohns untröstlich war, und mehr als einmahl versprochen hatte, wenn er ohne Erben stürbe, sein Gebiet dem Hause Frankreich zu hinterlassen. Indeß wandelte ihn wieder eine Neigung an,

sich

sich zu vermählen, und zwar mit der Tochter des Herzogs von Bourbon; allein Philipp kam ihm zuvor, und überredete die Prinzessin, seinen Enkel Carl, den ältesten Sohn des Herzogs der Normandie, zu heirathen. Der Dauphin, der überall nicht scheint bey richtigen Sinnen gewesen zu seyn, entsagte hierauf der Welt, und vermachte im J. 1349 sein Gebiet dem nemlichen Prinzen, Carl, der ihm seine Geliebte entrissen hatte. Die Könige von Frankreich lassen ihre Befehle in diese Provinz noch immer nur unter dem Namen des Dauphin von Vienne ergehen, und ihre ältesten Prinzen führen von diesem Lande den Namen. Carl IV. belehnte den neuen Dauphin, der seiner Schwester Sohn war, mit dieser Provinz, die, weil sie ursprünglich zum Königreich Arles gehörte, ein Lehn des deutschen Reichs war.

Philipp hatte im Jahr 1348 seine Gemahlin Johanna von Burgund, verlohren, und sein ältester Sohn, der Herzog von der Normandie, war

bald

bald nachher auch seiner Gemahlin Bona, einer Tochter des Königs von Böhmen, Johann, beraubt worden. Diesem schlug er die Prinzessin Blanche, eine Tochter König Philipps von Navarra, zu einer zweyten Ehe vor; als er aber die Prinzessin, die er seinem Sohne bestimmte, persönlich kennen lernte, ward er von ihren Reitzungen so eingenommen, daß er sie selbst heirathete. Sein Sohn vermählte sich mit der Gräfin von Boulogne, Wittwe des Grafen von Artois. Allein diese zweyte Vermählung Philipps VI. war eine sehr ungleiche Parthie, denn er war bereits 57, seine junge Gemahlin aber nur 17 Jahr alt. Kein Wunder denn, daß er seine Heyrath nicht um ein Jahr überlebte.

Er starb am Ende des Augusts 1350, im 23sten Jahre seiner Regierung. Von seiner ersten Gemahlin, Johanna, blieben zween Prinzen nach ihm: Johann, der ihm folgte, und Philipp, der als Herzog von Orleans erblos starb, wie auch eine Prin-

zessin

zessin Maria. Seine zweyte Gemahlin gebahr nach seinem Tode eine Prinzessin, Johanna. Philipps Name würde ohne Zweifel weit glänzender in der Geschichte seyn, wenn nicht Eduard III. sein Gegner gewesen wäre, der eben so tapfer wie er, allein weit klüger und kaltblütiger war. Er besaß manche gute Eigenschaften, war freygebig, liebte sein Volk, aber eben so sehr die Gerechtigkeit; seine Hitze riß ihn indeß zum öftern fort, daß er seine Vortheile bey einem gewagten Treffen aufs Spiel setzte, da Eduard hingegen alle Triebfedern seiner Macht mit weiser Mäßigung in Bewegung zu setzen wuste. Die Noth, die ihn zur Vertheidigung seiner Krone gegen einen so mächtigen Fürsten trieb, zwang ihn, sein Volk durch schwere Auflagen zu drücken und wider sich aufzubringen. Auch war er mißtrauisch, hart und unbeweglich, allein, obwohl er sein Volk, durch seine beständigen Kriege, arm machte und durch Stolz beleidigte, übte es doch gegen ihn eine unüberwindliche Treue. Er achtete die Gelehrsamkeit nicht, denn er war ohne Wissenschaften erzogen,

doch

doch sorgte er, daß sein Sohn Johann eine bessere Erziehung erhielt, als er selbst bekommen hatte. Man gab ihm, wegen seines Eyfers für die Religion, den Namen eines guten Catholiken; allein er wußte doch bey einem zwischen den geistlichen und weltlichen Gerichten seines Reichs entstandenem Streite, die ausschweifende Macht der Geistlichen im Zaum zu halten.

Ende des zweyten Bandes.

Bey dem Verleger dieses Buches sind zur Oster-Messe 1788 folgende neue Bücher zu haben:

---

(Die mit dem * bezeichnete sind Commissions-Bücher.)

Cook und Clerke; zur Beantwortung der Frage: Welches sind die besten Mittel, sowohl rohe als auch gesittete Völker vernünftiger zu machen? 2r Theil, 8. 14 gr.

Darstellung der neuern Weltgeschichte in einem fruchtbaren Auszuge, 2r Theil. 8. auf Schreibepappier 1 thl. auf Druckp. 20 gr. (Ist die Fortsetzung der Vorlesungen über die ältere Geschichte für Frauenzimmer.)

Eulers, Leonhard, Einleitung in die Analysis des Unendlichen. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Joh. Andr. Chr. Michelsen, 2 Bände mit vielen Kupfern. gr. 8. 4 thl. Pränumeration.

Gleditsch, J. G. vier hinterlassene Abhandlungen das praktische Forstwesen betreffend, nebst einer Kupfertafel herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von D. K. A. Gerhard. gr. 8. 12 g. die Kupfertafel illuminirt 16 gr.

*Kurzgefaßte Französische Grammatica: worin die richtige Pronunciation und dieselbigen Grundsätze

sätze zur Erlernung der französischen Sprache anzu treffen. Nebst einem Anhang mit einem kleinen Wörterbuche, einigen Briefen 2c. von H. A. Kunstmann. 8. 12 gr. (Der Anhang ist auch besonders zu haben für 4 gr.)

Michelsen, Joh. Andr. Chr. Anfangsgründe der Buchstabenrechnung und Algebra. 8.

Sammlung, neue, sehr seltener Gelegenheitspredigten, und solcher, die man nicht oft von den Kanzeln hört. Nebst andern geistlichen Reden und theologischen Abhandlungen für angehende Prediger. 1ster Band. gr. 8.

*Splittegarb, C. F. die größte Erleichterung des Lesenlehrens, bewirkt durch einige Bogen mit großgedruckten Sylben und Wörtern. 8.

*Theorie der Erdbeben und Vulkane, auf Erfahrungen gebaut. 8.

Vor und Für. Ein Beytrag zur deutschen Sprachkunde von einem Dilettanten. 8. 3 gr.

Der Wittwer zweyer Frauen nach Imbert von Friedrich Schulz. 8. 18 gr.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geschichte Frankreichs vom Ursprung der Monarchie bis zur Hinrichtung Ludwigs XVI Nach den besten Quellen bearbeitet

Bd.: 2.

Berlin (1793)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.3,450(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094402-8
VD18 80296750-001